



Andrea Rottmann

BEDROHTES BEGEHREN

QUEERES LEBEN IM
GETEILTEN BERLIN, 1945–1970

BeBra Wissenschaft Verlag

Bedrohtes Begehren

Andrea Rottmann

Bedrohtes Begehren

Queeres Leben im geteilten Berlin, 1945–1970

Aus dem Englischen von Josefine Haubold

BeBra Wissenschaft Verlag



Stiftung für queere Bewegungen

Gefördert durch Mittel der hms – Stiftung für queere Bewegungen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Buch ist eine Open-Access-Publikation. Es ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz (<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>).

Zu Fragen der Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an herstellung@bebraverlag.de.

Der BeBra Wissenschaft Verlag ist ein Imprint des BeBra Verlags.

© 2026 BeBra Verlag GmbH

Asternplatz 3, 12203 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Lisa Wötzel

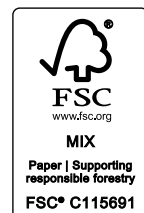
Umschlag: typgerecht berlin (Foto: Das feministische Archiv FFBIZ)

Satz: Zerosoft

Gedruckt in der EU

ISBN 978-3-95410-358-4

www.bebra-wissenschaft.de



Inhalt

Vorwort	7
Einleitung: »Mamita lässt bitten«	9
Berlin, ein queeres Eldorado? Mythen und Geschichten	14
Sexualität und Geschlecht in den beiden deutschen Staaten der Nachkriegszeit	15
Die rechtlichen Rahmenbedingungen in Ost und West	16
Diskurse über Sexualität	18
Theorien und Methoden.....	19
Kapitelübersicht.....	26
1 Zuhause	29
Theorien des queeren Zuhauses.....	31
Zuhause als Zugehörigkeit.....	32
Keine Heimkehr: Eva Siewert und Alice Carlé	32
Aus der politischen Heimat vertrieben: Hilde Radusch	38
An Magnus Hirschfeld erinnern: Gerd Katter	43
Queere Häuslichkeit.....	51
Frauenfamilien	53
West-Berliner Häuslichkeiten: Hilde Radusch und Eddy Klopsch.....	56
Ost-Berliner Häuslichkeiten: Rita »Tommy« Thomas	61
Zusammenfassung	69
2 Gefährdete Geselligkeit: Queere Bars	71
Queeres Nachtleben vor 1945	75
Die frühen Nachkriegsjahre: »Wiedererstandene Geselligkeit«	76
West-Berlin in den 1950er Jahren: die Rückkehr der Repression	83
Die 1960er Jahre: Mauerbau, weitere Razzien und zunehmender Widerstand von Wirt*innen	100
Zusammenfassung	109
3 Öffentliche Räume: Durchgänge, Übergänge, (Grenz-) Überschreitungen	111
Sex in der Öffentlichkeit	117
Die Überschreitung der normativen Geschlechtergrenzen	123
Die Teilung queerer Öffentlichkeit durch die Mauer.....	129

Queerer Tod: Die Mauer aus Ost-Perspektive	129
Erotische Fantasie: Die Mauer aus West-Perspektive	132
Zusammenfassung	138
4 Hinter Gittern: Gefängnisse als queere Räume	143
Gefängnisse, Sex und Butch-Fem-Subjektivitäten	145
Exkurs: Queere Männer in West-Berliner Gefängnissen	148
Frauengefängnisse in Ost- und West-Berlin: Kriminologische Konzepte und Strafvollzugspraxis in der Nachkriegszeit	150
Queere Beziehungen und Subjektivitäten im Ost-Berliner Frauengefängnis	153
Queere Beziehungen und Subjektivitäten in West-Berliner Gefängnissen	159
Die »Lesbierin«-Akte	161
Die Bedeutung von Fotos im Gefängnis	166
Zusammenfassung	167
Schluss: Queere Konstellationen im Wandel	171
Nach 1970	173
Ausblick	175
Anhang	
Danksagung	177
Anmerkungen	181
Quellen- und Literaturverzeichnis	208
Abbildungsverzeichnis	228
Abkürzungsverzeichnis	229
Register	230
Die Autorin / Die Übersetzerin	240

Vorwort

Dieses Buch ist die minimal überarbeitete Übersetzung meines Buches *Queer Lives Across the Wall: Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970*, das 2023 bei der University of Toronto Press erschien und das wiederum eine revidierte Fassung meiner Dissertation *Queer Home Berlin? Making Queer Selves and Spaces in the Divided City, 1945–1970* war, die ich 2019 an der University of Michigan in Ann Arbor abgeschlossen habe. Dass ich dieses Buch schreiben und sogar übersetzen lassen konnte, verdanke ich einigen Personen und Institutionen, die ich in der Danksagung würdige. Zunächst gehe ich jedoch auf einige Aspekte der Übersetzung ein.

Die Übersetzerin Josefine Haubold und ich haben uns um eine möglichst präzise, verständliche und inklusive Sprache bemüht. Dazu gehört es, geschlechtergerecht zu schreiben: eine Sprache zu finden, die alle Geschlechter abbildet. Auf Englisch ist das einfach, denn in der englischen Sprache haben Substantive kein grammatisches Geschlecht, Adjektive werden nicht nach Geschlecht flektiert und mit »they« steht ein weithin gebräuchliches geschlechtsneutrales Pronomen zu Verfügung. Auf Deutsch ist es etwas komplizierter. Wir haben uns für eine Mischung aus geschlechtsneutralen Formulierungen und mit Sternchen* gegenderten Ausdrücken entschieden. In einem Fall, dem im dritten Kapitel diskutierten Fall von Bettina Grundmann, haben wir als Pronomen die Schreibweise sie*er bzw. deren flektierte Formen gewählt, die eine weibliche, nicht-binäre oder männliche Identifikation abbildet, da von Grundmann unterschiedliche Selbstidentifikationen überliefert sind.

In der englischen Ausgabe dieses Buches habe ich die Zitate aus meinen Quellen ins Englische übersetzt. Damit ging oft eine Glättung einher, etwa bei Zitaten aus Oral-History-Interviews, die zum Teil in Dialekt gesprochen waren und die ich in englische Standardsprache übertragen habe, oder bei Rechtschreibfehlern in schriftlicher Kommunikation, die ich ebenfalls nicht übersetzen konnte. Durch die deutsche Veröffentlichung sind die Stimmen der im Buch zitierten Berliner*innen direkter hörbar geworden, was einerseits vielleicht eine größere Nähe zu den historischen Personen ermöglicht. Andererseits ist der Text damit uneinheitlicher geworden. Bei Oral-History-Interviews, die mir im Original zur Verfügung standen, zitiere ich entweder die von den Archiven produzierte Transkription, die mundartliche Ausdrücke wiedergibt und die teils auch emotionale Färbungen der gesprochenen Sprache dokumentiert, oder mein eigenes Hörverständnis. Bei Zitaten aus bereits veröffentlichten Oral-History-Interviews standen mir nur die zumeist geglätteten publizierten Versionen der Erzählun-

gen zur Verfügung. Das führt zu einer uneinheitlichen Leseerfahrung – zum Beispiel wenn historische Personen aus der Arbeiter*innenschicht einmal berlinern und einmal nicht –, ließ sich jedoch nicht anders umsetzen.

Einleitung: »Mamita lässt bitten«

»Erinnern wir uns mal an jene rauschenden Ballnächte, die nach dem Zusammenbruch des unseligen Dritten Reiches, gewissermaßen als Anschluß an das Jahr 1933 fröhliche Urstätt feierten. Hunderte von unseren Freunden drängten sich nach den Tefi-Festsälen, wenn Mamita bitten ließ.«

O. Z., »Mamita läßt bitten!«¹

Ein Aufruf zur Erinnerung an rauschende Ballnächte erscheint als passender Einstieg für ein Buch über die Geschichte des queeren Berlin. Geäußert wurde er 1962 in der westdeutschen Homophilen-Zeitschrift *Der Weg* in dem Beitrag »Mamita läßt bitten«, einem Nachruf auf die Unterhaltungskünstler*in und Veranstalter*in Mamita, der zugleich ein Abgesang auf eine unbeschwerte, inzwischen vergangene Zeit war. Darin wird an die Befreiung vom Nationalsozialismus erinnert, als »Hunderte von unseren Freunden« – die Begriffe »Freund« und »Freundin« wurden von queeren Männern und Frauen lange als Selbstbezeichnung verwendet – in den wiedererstandenen queeren Ballsälen der Stadt feierten und tanzten.² Mit dem Verweis auf die Zeit vor der NS-Machtübernahme 1933 und der Klage über den in Berlin jüngst zu erlebenden Verlust von Toleranz umreißt der Artikel die zeitlichen Koordinaten, die auch den Rahmen für dieses Buch bilden: die queeren Öffentlichkeiten der Weimarer Republik, deren Zerstörung durch die Nazis, den Moment von Freiheit zwischen dem Kriegsende und der Gründung der beiden neuen deutschen Staaten 1949 sowie den zunehmenden gesellschaftlichen Konservatismus der 1950er und frühen 1960er Jahre.

Mamita bittet Sie auch in dieses Buch, weil ihre nicht-normative Verkörperung von Geschlecht eine meiner Hauptthesen illustriert: nämlich dass Geschlecht ein entscheidender Aspekt queeren Lebens in Deutschland um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts war. In dem Nachruf wird Mamita, »[s]eines Zeichens ein fleißiger Kellner«, als »homophile[r]« Mann in Frauenkleidern beschrieben, der mit seinem »ungewöhnlichen« Crossdressing nicht wenige innerhalb der queeren Community provozierte und »vielen Anfeindungen« ausgesetzt war.³ Letzten Endes gelang es diesem »Freund« jedoch dank seines Charmes, alle für sich einzunehmen.

»Selbst die Ordnungshüter fanden sich mit Mamita ab wie sie nun mal war, und selbst die zynischen Kritiker standen zuletzt als Lacher auf ihrer Seite. Denn Mamita hat-

te Humor und sie zog nicht nur andere gehörig durch den Cacao, sondern auch sich selbst. Bei ihren Bällen empfing sie höchstpersönlich als Grande Dame an den Stufen zur Freitreppe all ihre Lieben und bot danach das Beste. Das Varietéprogramm hatte sich meist gewaschen und sie selbst war allemal die Glanznummer. Sie deklarierte als Gräfin Strachwitz, sie sang die Zarah Leander und sie tanzte den sterbenden Schwan und alles bog sich vor Lachen.«⁴

Autor*in O. Z. bewundert, zwischen weiblichen und männlichen Pronomen hin- und herwechselnd, nicht nur Mamitas Fähigkeiten als *community organizer* und ihre Standhaftigkeit angesichts von Anfeindungen, sondern erinnert auch an ihr Unterhaltungstalent. Die wehmütige Erinnerung an Mamita steht dabei in scharfem Kontrast zur veränderten Lage zur Zeit der Veröffentlichung des Artikels, der mit der traurigen Bemerkung schließt, dass ein Jahrzehnt nach Mamitas berühmten Bällen die »neugewonnene[.] Freiheit und Toleranz« wieder »Verbot[en]« und einer »verzerrte[n] Moral«⁵ gewichen sei. Dennoch sei Berlin, so O. Z., »allemaal eine Reise wert, wenn auch eine stupide politische Konzeption die Stadt arg verstümmelt hat.«⁶ Diese »stupide politische Konzeption« meint selbstverständlich den Kalten Krieg, und die Verstümmelung, die er der Stadt aufgezwungen hat, die Berliner Mauer, die ein Jahr vor dem Erscheinen des Artikels errichtet worden war.

Gemeinsam mit Mamita, dem inzwischen in Vergessenheit geratenen nicht-binären Star der »wiedererstandene[n] Geselligkeit« im Nachkriegs-Berlin, lade ich Sie zur Erkundung der Subjektivitäten und Räume des queeren Berlin vom Ende des Nationalsozialismus bis zu den Anfängen der Schwulen- und Lesbenbewegungen in den frühen 1970er Jahren ein. »Subjektivität« meint hier den Prozess der Erschaffung des Selbst: wie queere Berliner*innen sich selbst verstanden, ihr Geschlecht, ihre Sexualität, ihre Beziehungen zu anderen, und wie sie sich durch ihre Aufmachung, durch Gesten und Bewegungen, in Fotografien oder Schriften Ausdruck verschafften. »Raum« bezieht sich auf die materiellen und immateriellen Orte, deren Bedeutung für queere Berliner*innen durch ihre eigenen Praktiken geschaffen wurde sowie die Praktiken derer, die sie zu kontrollieren und unterdrücken suchten, seien es nun Repräsentant*innen des Staates oder Berliner Mitbürger*innen. Ballsäle und die Berliner Mauer waren zwei Orte in dieser queeren Welt. Andere waren beispielsweise Bars und Kneipen, aber auch alltäglichere Räume wie Privatwohnungen, Straßen und Parks. Ein abschließendes Kapitel ist den Gefängnissen gewidmet, die, wie wir sehen werden, relevante Räume für queere Berliner*innen unterschiedlichen Geschlechts darstellten. Wenngleich »rauschende Ballnächte« ein wichtiger Aspekt der queeren Kultur Berlins waren und bis heute sind, will ich mit diesem Buch zeigen, dass auch die Beschäftigung mit Alltagsräumen durchaus lohnenswert sein kann.

Die Erweiterung des forscherschen Blicks über die gegenwärtige Konzentration auf Nachtleben und Politiken hinaus rückt queere Leben in den Fokus, zu denen Historiker*innen des queeren Berlin bislang wenig zu sagen hatten, insbesondere die von lesbischen Frauen und trans Menschen. Aber nur durch die gemeinsame Betrachtung lesbischer, schwuler und trans⁷ Leben und die genaue Untersuchung der Zusammenhänge von Geschlecht, Sexualität und Klasse können wir verstehen, wie die beiden deutschen Nachkriegsstaaten und Gesellschaften mit nicht-normativen Verkörperungen von Geschlecht und Sexualität umgegangen sind und welche Ausschlussprozesse bei der Konstruktion der ost- und westdeutschen Geschlechter- und Sexualnormen am Werk waren. Andere Identitätsmerkmale wie *race*, Ethnizität und Migration bleiben in diesem Buch weitgehend ausgespart, auch wenn allein schon Mamitas spanischer Name auf die vielfältigen und komplizierten Verflechtungen des queeren Nachkriegs-Berlin mit der Welt verweist. Sie sind es wert, gesondert untersucht zu werden. Diese und andere Aussparungen, auf die ich im Weiteren näher eingehen werde, zeigen, dass queere urbane und deutsche Geschichte bis heute auf unterschiedliche Weisen von archivarischen Lücken und Ungleichgewichten geprägt sind. Anstatt diese Lücken bloß zu reproduzieren, können an intersektionalen Analysen interessierte Historiker*innen diese auch thematisieren und so historische Ungerechtigkeiten sichtbar machen, die oft bis in die Gegenwart reichen.⁸

Dieses Buch befasst sich außerdem mit historiografischen Ungleichgewichten. Der Großteil der Forschung zu queerer Geschichte konzentriert sich auf die männliche Homosexualität, und besonders auffällig ist diese Konzentration in der queeren Stadtgeschichte und der queeren deutschen Geschichte. Klassische Studien über Queerness und die Stadt, wie etwa George Chaunceys *Gay New York* oder Matt Houlbrooks *Queer London*, lieferten zwar eine differenzierte Analyse der vielfältigen und sich wandelnden vergeschlechtlichten Subjektivitäten queerer Männer, aber keiner von beiden untersuchte lesbische Frauen in der Stadt.⁹ Das Gleiche gilt für jüngere Forschungen zu Queerness und Sexualität in Berlin, beispielsweise Robert Beachys *Das andere Berlin*: Sie ignorieren lesbische und trans Subjektivitäten und Beziehungen.¹⁰ In der queeren deutschen Geschichte ist der Forschungsrückstand über lesbische Lebensweisen nach wie vor dramatisch, um die trans Geschichte ist es sogar noch schlimmer bestellt.¹¹ Angesichts der Tatsache, dass liberale wie konservative Stimmen über den Großteil des 20. Jahrhunderts ganz unterschiedliche nicht-normative Verkörperungen von Geschlecht und Sexualität als »Unsittlichkeit« zusammenfassten, hat dieses Ungleichgewicht in der Forschung unser Verständnis der historischen Bedeutung von Queerness stark verzerrt.¹² Als sich um die Wende zum 20. Jahrhundert unter dem Einfluss von Sexualwissenschaften, sexuellen Subkulturen und Aktivismus in Berlin und anderswo die sexuellen Identitäten herausbildeten, die wir bis heute nutzen, entstanden nicht nur eine moderne schwule Identität, sondern auch lesbische und trans Identitäten.¹³ So er-

scheint es nur folgerichtig, diese unterschiedlichen queeren Subjektivitäten gemeinsam zu betrachten.

Eine solcherart konzipierte Untersuchung muss über eine Geschichte des § 175, der in Deutschland Sex zwischen Männern unter Strafe stellte, und ebenso über eine reine Rechtsgeschichte hinausgehen – wenngleich Gesetze zweifellos eine bedeutende Rolle in der Lebensgestaltung von schwulen cis Männern, aber auch von trans Menschen und lesbischen Frauen spielten. Wie wir sehen werden, ermöglicht der Blick über die Kriminalisierung hinaus eine Erzählung queerer Alltagsgeschichte, die sowohl von den Freuden queeren Lebens zu berichten weiß als auch von dessen Gefahren. Auch die schwule Geschichte wird von der Abkehr von einer überwiegend auf die Strafverfolgung konzentrierten Betrachtung profitieren. Zugleich werde ich in diesem Buch zeigen, dass die Konstruktion von Heterosexualität und Geschlechterbinarität im Nachkriegsdeutschland sich auf mehr gründete als nur auf die Kriminalisierung männlicher Homosexualität. Staatliche Praktiken, wie etwa die Aufnahme von Geschlechtseinträgen in Ausweisdokumente und die Maßregelung von femininen Männlichkeiten, nicht nur durch die Polizei, sondern auch durch Nachbarn und Jugendbanden, trugen zur Stabilisierung von normativer Sexualität und Geschlechterverhältnissen bei. Aus diesem Grund geht es in diesem Buch nicht um politischen Aktivismus für Gesetzesänderungen, sondern vielmehr um eine umfassendere politische Geschichte von Zugehörigkeiten und Ausschlüssen.

Mit der Erkundung queerer Räume in der Zeit vom Beginn des Kalten Krieges bis zum Bau der Berliner Mauer 1961 und dem ersten Jahrzehnt der Berliner Teilung leistet diese Untersuchung auch einen Beitrag zur Historiografie Berlins als zugleich geteilter und verflochtener Stadt. In dem Abschnitt über die Bedeutung der Berliner Mauer für queere Ost- und West-Berliner*innen zeige ich, dass die Regierung der DDR homophobe Diskurse nutzte, um die eigenen Bürger*innen wie die Weltöffentlichkeit von ihrem mörderischen Grenzregime abzulenken, und beleuchte damit eine bisher vernachlässigte Dimension der Berliner Mauer und der politischen Instrumentalisierung von Homophobie in der deutschen Geschichte.¹⁴

In diesem Buch verwende ich den Begriff »queer«, um Menschen zu beschreiben, die sich entgegen, außerhalb oder abweichend von den sexuellen oder Geschlechternormen ihrer Zeit bewegten, sei es aufgrund ihres gleichgeschlechtlichen Begehrens oder weil sie »sich selbst als nicht den Geschlechternormen entsprechend wahrnahmen oder von ihren jeweiligen Gesellschaften so wahrgenommen wurden«.¹⁵ Auch wenn lesbische Frauen, trans Menschen, schwule Männer und Bisexuelle zuweilen mit sehr unterschiedlichen rechtlichen und gesellschaftlichen Situationen konfrontiert waren, wurden sie bei anderen Gelegenheiten dennoch im selben Raum von Kriminalisierung, Medikalisierung oder Stigmatisierung zusammengefasst. Meine Entscheidung, »queer« als Sammelbegriff zu nutzen, mag angesichts der langjährigen Kritik

von Trans-Wissenschaftler*innen an der »Auslöschung von Transgender-Subjektivität durch die Queer-Theorie« und neueren Theoretisierungen der Trans-Studien, die für einen »Bruch mit dem etablierten erkenntnistheoretischen Bezugssystem der Frauenforschung und der Queer Studies« plädieren, überholt erscheinen.¹⁶ Wie ich jedoch in diesem Buch zeigen werde, lassen sich nicht-normative Verkörperungen von Geschlecht und Sexualität in der neueren deutschen Geschichte analytisch nicht immer scharf voneinander trennen. Stattdessen folge ich in dieser Untersuchung Kadji Amin, der vorschlug, dass »kritische Transgenderforschung« auch darin bestehen könnte,

»untrennbar mit Homosexualität verbundene Formen der Geschlechtervarianz in den Vordergrund zu rücken; sich auf ein feministisches Verständnis von Geschlecht nicht bloß als neutrale Kategorie sozialer Differenz, sondern als Schauplatz von Machtverhältnissen zurückzubedenken; die Assoziation von transgender mit öffentlichem Sex, ökonomischer Marginalität, rassifizierter Ungleichheit und polizeilicher Maßregelung zu nutzen, um statt Identitätspolitik eine Politik struktureller Veränderung voranzutreiben.«¹⁷

Wenngleich ich also »queer« im Rahmen dieser Untersuchung für einen angemessenen und hilfreichen Oberbegriff halte, bezeichne ich die Akteur*innen in den folgenden Kapiteln mit einer Vielzahl von Termini. Ich verwende »schwul« als analytischen Begriff für Männer, die Liebe und Sex mit Männern beehrten, und »lesbisch« für Frauen, die Liebe und Sex mit Frauen beehrten. »Trans« verwende ich für Personen nicht konformen Geschlechts, die sich nicht als schwul oder lesbisch identifizierten, sondern möglicherweise als transgeschlechtlich, oder vielmehr – in der damaligen Terminologie – als »Transvestiten«. Den Begriff prägte der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld 1910 zur Beschreibung »eines Spektrums von Eigenschaften und Begehren des anderen Geschlechts«. ¹⁸ Seit den 1920er Jahren wurde er auch als Selbstbezeichnung genutzt. Wann immer möglich, verwende ich spezifische Termini aus meinen historischen Quellen, wie etwa Bubi (eine maskulin auftretende Frau/Butch), Freundin und Freund, Homophiler, Homosexueller, Lesbierin, Mäuschen (eine feminine Frau/Fem), Schwuler, Strichjunge (ein junger Mann, der sexuelle Dienstleistungen verkauft), Transvestit (transgeschlechtliche Person) und Tunte (ein femininer schwuler Mann).¹⁹ In diesem Buch geht es unter anderem darum, die Bedeutungen zu entwirren, die all diese Begriffe für die jeweiligen Sprecher*innen besaßen. Die Vielzahl der Begriffe hängt mit der Geschichte zusammen, zu der ich mit diesem Buch beitragen will: der Geschichte von Sexualität und Geschlecht, insbesondere nicht-normativer Sexualitäten und Geschlechter, die als zentrale Schauplätze gesellschaftlicher Machtverhandlungen, oder, mit den Worten Michel Foucaults, als »besonders dichter Durchgangspunkt für die Machtbeziehungen« fungieren.²⁰ Es gibt so viele Wörter, weil so viel geredet

wurde: unter Kneipenbekanntschaften, Freund*innen und Liebenden, in Homophilen-Zeitschriften und der Mainstream-Presse; in Gesprächen zwischen Sexualwissenschaftlern, Ärzt*innen, Psycholog*innen und ihren Patient*innen, von Abgeordneten, Politiker*innen, Verwaltungsbeamten und Polizisten; von Historiker*innen und ihren Subjekten. Die unterschiedlichen Begriffe verweisen auf all jene, die an den Verhandlungen über nicht-normative Geschlechter und Sexualitäten beteiligt waren; die Vielzahl der Begriffe spiegelt somit die Vielzahl der Stimmen wieder, die an diesen Debatten mitwirkten. Seit langem argumentieren Forscher*innen, dass Berlin ein zentraler Schauplatz dieser Verhandlungen war.

Berlin, ein queeres Eldorado? Mythen und Geschichten

Berlin besitzt in der queeren Vorstellungswelt einen mythischen Status als Utopie, in der queere Subkulturen sich Jahrzehnte früher entfalten konnten als irgendwo anders. Christopher Isherwoods autobiografischer Roman *Goodbye to Berlin* und das darauf basierende Musical und der Film *Cabaret* haben diesen Mythos entscheidend geprägt, Serien wie *Transparent* und *Babylon Berlin* haben ihn zuletzt fortgeführt. Seit den 1970er Jahren hat die historische Forschung dieses populäre Image wissenschaftlich untermauert und zugleich relativiert.

Erste Untersuchungen zum queeren Berlin stammen von Forscher*innen, die in den Schwulen- und Lesbenbewegungen verwurzelt waren.²¹ Die von Student*innen initiierte Ausstellung *Eldorado: Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850–1950* von 1984 bezeugte eindrücklich die besondere Rolle Berlins als Katalysator einer modernen homosexuellen Identität: dass sich in der rapide wachsenden Industriemetropole und Hauptstadt des Deutschen Reichs seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 in engem gegenseitigen Zusammenhang eine große queere Subkultur, die neue Disziplin der Sexualforschung und eine politische Bewegung zur Abschaffung der Kriminalisierung von Sex zwischen Männern entwickelt hatten.²² Seit *Eldorado* wurde in zahlreichen Studien das queere Berlin in der Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik erforscht: die Überwachung und Verfolgung queerer Räume und Personen durch die Polizei, das florierende Nachtleben, die enge Zusammenarbeit zwischen Sexualwissenschaftler*innen und Aktivist*innen für Entkriminalisierung und Emanzipation, die Entstehung schwuler, lesbischer und trans Identitäten, die Rolle von Skandalen bei der Verbreitung sexuellen Wissens, das 1919 in Berlin gegründete weltweit erste Institut für Sexualwissenschaft sowie die diversen queeren Öffentlichkeiten der Weimarer Republik. Dabei trat eine Stadt zutage, die zwar kein Eldorado war, aber tatsächlich eine diverse, wenngleich nicht unzensurierte queere Öffentlichkeit hervorgebracht hatte. Jüngere Forschungen haben allerdings die Grenzen dieser queeren Öffentlichkeit herausgearbeitet und darauf

hingewiesen, dass mittels der »Weimarer Übereinkunft zur Sexualpolitik« »unmoralische« Sexualitäten aus der Sphäre der Öffentlichkeit herausgehalten wurden.²³

Als die Nationalsozialisten Anfang 1933 an die Macht kamen, nahmen sie sehr bald das Institut für Sexualwissenschaft ins Visier und machten den queeren Lokalen und Tanzsälen sowie der queeren Presse ein Ende.²⁴ 1935 verschärfte sie den § 175, der Sex zwischen Männern verbot, so weit, dass schon flüchtige Berührungen potenziell kriminell waren. Zudem führten sie den neuen § 175a ein, nach dem Sex zwischen einem Mann und einem zu ihm in einem Abhängigkeitsverhältnis Stehenden oder einem männlichen Minderjährigen, ebenso wie die homosexuelle Prostitution mit bis zu zehn Jahren Zuchthaus bestraft werden konnten.²⁵ Lesbische Frauen waren vom § 175 nicht betroffen, und die Nationalsozialisten gingen auch nicht unmittelbar gegen sie vor, da sie der Ansicht waren, dass ihre Fruchtbarkeit der »Volksgemeinschaft« weiterhin zur Verfügung stünde – anders als bei schwulen Männern, deren Zeugungskraft dem Staat verlorengelange.²⁶ Trotz der Risiken und Verfolgung trafen sich queere Berliner*innen weiterhin. Bars, die sich an schwule Männer richteten, taten dies in einigen Teilen der Stadt eher im Verborgenen. Auch Treffen in privaten Freundeskreisen fanden während der NS-Zeit nach wie vor statt.²⁷ Der als Kegelverein getarnte lesbische Club »Lustige Neun« organisierte queere Tanzbälle, auf denen zumindest bis 1940 überwiegend lesbische Frauen, aber auch schwule Männer und »Transvestiten« zusammenkamen.²⁸

Die bisherige Forschung zum queeren Berlin der frühen Nachkriegsjahrzehnte bis 1970 konzentrierte sich vor allem auf die Wiederentstehung des queeren Nachtlebens und dessen Überwachung durch die Polizei, auf die ambivalente Figur des »Strichjungen« sowie auf die Tatsache, dass man schwulen NS-Opfern eine Rehabilitierung und Wiedergutmachung verwehrte und sie stattdessen weiterhin kriminalisierte und verfolgte.²⁹ Die Forschung zu lesbischen und trans Subjektivitäten im Berlin dieser Zeit ist nach wie vor äußerst spärlich.³⁰

Sexualität und Geschlecht in den beiden deutschen Staaten der Nachkriegszeit

Sexualität, Geschlecht und Familie waren in der Nachkriegszeit wesentliche Anliegen in beiden deutschen Staaten, die trotz ihrer grundlegenden politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Unterschiede in den 1950er und 1960er Jahren auf diesem Gebiet auffallend ähnliche Entwicklungen verzeichneten. In der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik griff ab den 1950er Jahren ein sexueller Konservatismus um sich, der zu einer zeitweise massiven Verfolgung derer führte, die vom Pfad der Normalität abwichen – seien es nun gleichgeschlechtlich begehrende Männer, Frauen, die Sex außerhalb der Ehe suchten, oder rebellierende Jugendliche, »Halbstarke« oder »Rowdies« genannt.³¹ Ost- und Westdeutschland teilten den »homophoben Konsens« – ein Begriff, den die Historikerin Susanne zur Nieden

für die deutschen Staaten vor 1945 geprägt hat –, auch wenn sich diese Homophobie in den jeweiligen Gesellschaften durchaus unterschiedlich manifestierte.³²

Die unmittelbare Nachkriegszeit ist oft als eine Phase voller Gewalt, Chaos und Krisen beschrieben worden: die Massenvergewaltigungen von Frauen durch – insbesondere sowjetische – Besatzungssoldaten; Familien, die durch Tod, Flucht und Gefangenschaft auseinandergerissen waren; und, nachdem die Männer körperlich und psychisch versehrt aus dem Krieg heimkehrten, eine Krise der Männlichkeit.³³ Zugleich erinnert man sich an die Jahre nach der deutschen Niederlage auch als eine Zeit von Offenheit und voller Möglichkeiten, als das Ende der alten und das Versprechen einer neuen Ordnung, die Realitäten jenseits traditioneller Familienmodelle möglich machten und Hoffnungen auf eine weniger restriktive Zukunft aufkeimen ließen.³⁴ Durch die Abwesenheit von Vätern und Ehemännern veränderte sich das allgemeine Verständnis von Familie.³⁵ Wie die Historikerin Elizabeth Heineman gezeigt hat, war in den »Krisenjahren« zwischen der Niederlage der deutschen Armee in Stalingrad 1942 und der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 die alleinstehende Frau, deren Mann entweder im Krieg, tot oder in Gefangenschaft war, eher die Regel als die Ausnahme.³⁶ In Westdeutschland wurde die queere Nachkriegsrealität der »Frauenfamilien« – Familien, denen zwei alleinstehende Frauen vorstanden – sogar zum Gegenstand politischer Debatten: Während der Beratungen zum Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland wurde zwischenzeitlich erwogen, die Definition von Familie so auszuweiten, dass sie auch solche »Frauenfamilien« einschloss.³⁷

Die rechtlichen Rahmenbedingungen in Ost und West

Die Hoffnungen auf einen Neuanfang schwanden bald nach der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949. Anstatt die verschiedenen bestehenden Familien zu schützen, begünstigte das westdeutsche Grundgesetz das traditionelle Familienmodell und erklärte: »Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung«. Im Verlauf der 1950er Jahre verfestigten sich traditionelle Geschlechterrollen und Vorstellungen von Familie wieder zusehends. Unverheiratete Frauen wurden angesichts des Männermangels argwöhnisch bəugt, und Frauenpaare, die zuvor noch als unverdächtig galten, solange sie nicht öffentlich ihre Zuneigung zur Schau stellten, sah man zunehmend als nicht-normativ an.³⁸ Verheiratete Frauen wurden als Bürgerinnen zweiter Klasse behandelt und brauchten zur Aufnahme einer Arbeit und zur Eröffnung eines Bankkontos die Erlaubnis ihres Ehemannes.

In Ost- und Westdeutschland wurde das im späten 19. Jahrhundert etablierte Strafgesetz wiedereingeführt. Beide Staaten übernahmen zudem einige Änderungen aus der NS-Zeit, jedoch mit bedeutenden Unterschieden in Hinblick auf Sex zwischen Männern. Versuche der Alliierten, das deutsche Strafgesetz zu entnazifizieren und den

§ 175 in der Fassung von vor 1935 wiederherzustellen, scheiterten bald an der Teilung Deutschlands im Kalten Krieg.³⁹ 1951 stellte die DDR den § 175 in seiner alten, weniger weitgreifenden Fassung wieder her.⁴⁰ Mit dem neuen sozialistischen Strafgesetzbuch von 1968 wurde der § 175 abgeschafft, wobei der neue § 151 ein anderes Schutzalter für homo- als für heterosexuellen Sex festlegte, wodurch bestimmte gleichgeschlechtliche Beziehungen weiterhin kriminalisiert wurden.⁴¹ Die Zahl der nach dem § 175 verurteilten Männer in Ostdeutschland war bereits seit Ende der 1950er Jahre rückläufig. Im Gegensatz dazu blieb in der Bundesrepublik die NS-Version des § 175 bestehen, was einen Zeitzeugen zu der Bemerkung veranlasste, »[f]ür die Homosexuellen [sei] das Dritte Reich noch nicht zu Ende«.⁴² Westdeutsche Richter*innen, viele von ihnen ehemalige Nazis, bestritten wiederholt, dass das Gesetz ein NS-Unrecht darstellte, und verurteilten bis zur Großen Strafrechtsreform von 1969 rund 50.000 Männer nach dem § 175.⁴³ Den während der NS-Zeit hinzugefügten § 175a, der die männliche Prostitution sowie Sex mit einem abhängigen oder minderjährigen Partner kriminalisierte, behielten sowohl die DDR als auch die Bundesrepublik bei, und Verurteilungen nach diesem Zusatz waren in beiden deutschen Staaten vergleichbar hoch.⁴⁴

Neben den § 175 und § 175a betrafen auch die Gesetze zur Erregung öffentlichen Ärgernisses, die seit dem 19. Jahrhundert weitgehend unverändert geblieben waren, nicht-normative Geschlechter und Sexualitäten. § 183, »Erregung öffentlichen Ärgernisses«, bestrafte, wer »durch eine unzüchtige Handlung öffentlich ein Ärgernis gibt«, in beiden Staaten mit einer Geldstrafe oder bis zu zwei Jahren Gefängnis, zusätzlich konnte auch der Entzug der bürgerlichen Rechte angeordnet werden.⁴⁵ § 360 belegte »groben Unfug« mit einer Geldstrafe von bis zu 150 Mark oder einer Gefängnisstrafe.⁴⁶ Diese Gesetze blieben in beiden deutschen Nachkriegsstaaten bis zu den Gesetzesreformen der späten 1960er Jahre, dem neuen sozialistischen Strafgesetzbuch in der DDR von 1968 und der Großen Strafrechtsreform von 1969 in der BRD, in Kraft. Auch die DDR schuf neue Gesetze, die Abweichungen kriminalisierten und die polizeiliche Überwachung öffentlichen Raums ermöglichten. Die »Verordnung über die Aufenthaltsbeschränkung« von 1961 und § 249 des neuen Strafgesetzbuchs, »Gefährdung der öffentlichen Ordnung durch asoziales Verhalten«, ermöglichten es, Bürger*innen das Betreten bestimmter Gebiete zu untersagen und sie, sofern sie für »arbeitssscheu« befunden wurden, zur Arbeit zu zwingen. Diese Gesetze wurden gegen verschiedene Gruppen eingesetzt, die von der sozialistischen Norm abwichen, insbesondere gegen Personen ohne feste Arbeit, rebellische Jugendliche sowie Frauen, die sexuelle Dienstleistungen verkauften. Der Rechtswissenschaftler Sven Korzilius hat gezeigt, dass das Gesetz ganz allgemein auf abweichende Sexualitäten abzielte: »Neben den in § 249 StGB ausdrücklich mit Strafe bedrohten Prostituierten rückten zwei weitere Personengruppen aus der Sicht der staatlichen Organe und der Rechtswissenschaftler in die Nähe ›Asozialer‹: Homosexuelle und Geschlechtskranke.«⁴⁷ Bei einer Verurteilung

nach der Verordnung von 1961 oder dem Gesetz von 1968 drohte die Einweisung in sogenannte »Arbeitserziehungskommandos« und das Aufenthaltsverbot für bestimmte Gebiete – üblicherweise Städte, die von westlichen Tourist*innen frequentiert wurden. Auch Gefängnisstrafen waren nach dem § 249 möglich, und die Gerichte machten von dieser Möglichkeit während des gesamten Bestehens der DDR häufig Gebrauch.⁴⁸

Diskurse über Sexualität

Trotz der fortgesetzten Repressionen gegen außereheliche Sexualität erlebten sowohl Ost- als auch Westdeutschland »sexuelle Revolutionen«, die grundlegende Veränderungen hinsichtlich der sexuellen Konventionen der Bevölkerung mit sich brachten.⁴⁹ Die Historikerin Dagmar Herzog interpretierte den westdeutschen Wunsch nach moralischer Reinheit bekanntermaßen als Versuch, sich von der sexuellen Freizügigkeit der NS-Zeit zu distanzieren, um so einer Auseinandersetzung mit den deutschen Verbrechen auszuweichen.⁵⁰ Die Historikerin Sybille Steinbacher erkannte darüber hinaus in den Sexualitätsdebatten der 1950er Jahren ein Wiederaufleben der um die Jahrhundertwende aufgekommenen Diskurse über Sexualmoral oder »Sittlichkeit«.⁵¹ Entsprechend deutete sie die Nachkriegsdebatten als Fortsetzung des Ringens um das Wesen und die Bedeutung der Moderne. Dank des westdeutschen »Wirtschaftswunders« konnte sich die Bevölkerung an diesen Debatten auch als Konsument*innen beteiligen: Durch den Kauf von Erotikartikeln aus den Beate-Uhse-Versandkatalogen und später in Sexshops wurden sie vom Markt über verschiedene Spielarten von Sex aufgeklärt und »lernten Liberalismus anhand von Sexualität«.⁵² Einerseits blieben verschiedene Aspekte sexueller Repression in Westdeutschland in den 1950er und sogar bis weit in die 1960er Jahre bestehen: Verurteilungen von Männern wegen des Verstoßes gegen den § 175 waren weiterhin hoch, und die Zahl der Eheschließungen erreichte zuvor ungekannte Ausmaße, wodurch andere Formen des Zusammenlebens an Akzeptanz verloren und die »normale Familie« – das verheiratete Paar mit Kindern – als vorherrschendes Gesellschaftsmodell zementiert wurde.⁵³ Andererseits waren die Meinungen und Einstellungen zu Sex einem rapiden Wandel unterworfen. So bestellte in den frühen 1960er Jahren die Hälfte der westdeutschen Haushalte Erotikartikel aus Versandkatalogen, seien es Selbsthilfeliteratur, Verhütungsmittel, Spielzeug oder pornografisches Material.⁵⁴ Dementsprechend begann die sogenannte »sexuelle Revolution« der späten 1960er und frühen 1970er Jahre im Westdeutschland der Nachkriegszeit bereits viel eher, und es »handelte ... sich nicht um einen schlagartigen, fundamentalen Umsturz sexueller Interessenartikulation und Verhaltensformen, sondern um einen lange andauernden, komplizierten Prozess.«⁵⁵ In Ostdeutschland veränderten sich die Vorstellungen und Praktiken von Sexualität ähnlich tiefgreifend, zudem folgten die Veränderungen trotz der immensen Unterschiede zwischen den beiden politischen Systemen

einem ähnlichen Muster, was die Historikerin Josie McLellan dazu veranlasste, von einer »ostdeutschen sexuellen Revolution« zu sprechen.⁵⁶ Auch im sozialistischen Staat waren die 1950er und die erste Hälfte der 1960er Jahre von sexuellem Konservatismus und der Besorgnis über abweichendes Verhalten geprägt, die zweite Hälfte der 1960er und die 1970er Jahre hingegen von einem Trend hin zur Liberalisierung.⁵⁷ Bis zuletzt aber hatte Sex in der DDR seinen Platz in einer langfristigen heterosexuellen Liebesbeziehung. Praktiken jenseits der reproduktiven, monogamen Sexualität waren verpönt, und in sexualwissenschaftlichen Handbüchern wurden Masturbation, Analsex und sadomasochistische Praktiken verurteilt.⁵⁸

Gleichgeschlechtlich begehrende Ostdeutsche befanden sich in einer widersprüchlichen Lage, die von Forscher*innen zuletzt als »beständige Ambivalenz« oder »schizophren« bezeichnet wurde.⁵⁹ Wenngleich die DDR Sex zwischen Männern nie so vehement verfolgte wie die BRD und den § 175 im Strafgesetzbuch von 1968 abschaffte, wurden queere Lebensweisen durch die neuen Paragraphen 151 und 249 weiterhin kriminalisiert. Zudem bedeutete das Fehlen einer freien Öffentlichkeit, dass keine queeren Publikationen und Organisationen entstehen konnten, was die Möglichkeiten queerer Ostdeutscher, sich zu treffen, kennenzulernen oder zu organisieren, erheblich einschränkte. »Beständige Homophobie« erscheint daher als passendere Beschreibung für den Umgang von ostdeutschem Staat und Gesellschaft mit queeren Bürger*innen.

Theorien und Methoden

Dieses Buch leistet sowohl einen Beitrag zur Wiederentdeckung queerer Leben als auch zur Analyse der Mechanismen, mittels derer sexuelle »Normalität« und »Differenz« produziert wurden. Damit bezieht es eine Vermittlerposition in einer Debatte, die queere Historiker*innen seit Jahrzehnten führen: Geht es bei ihrer Arbeit um die Suche nach »vor der Geschichte verborgenen« lesbischen, schwulen, bisexuellen oder trans (LSBT) Vorfahren, die es wiederzuentdecken gilt, oder eher um die Erforschung der Produktion von Sexual- oder Geschlechternormen durch die Herstellung sexueller und vergeschlechtlichter Differenz?⁶⁰ Die Historikerin Laura Doan hat diese beiden Strömungen als »die Geschichte von uns«, eine Ahnengeschichte oder Genealogie einerseits, und eine »kritische queere Geschichte« andererseits beschrieben, wobei erstere »Queerness als Wesen« zu erforschen suche und letztere »Queerness als Methode«.⁶¹ Auch wenn es sich bei dieser Unterscheidung zum Teil um eine falsche Dichotomie handelt – denn der Großteil der jüngeren Forschung verfolgt beide Ansätze – sehen viele Autor*innen neuerer Studien in der queeren Stadtgeschichte und Geschichte der Sexualität sich offenbar genötigt, ihre Arbeiten entsprechend zu verorten.⁶² In Anlehnung an David Halperin verfolge ich einen genealogischen Ansatz, der die modernen Konzepte von Homosexualität und Transgeschlechtlichkeit zum Ausgangspunkt

nimmt und ihre jeweiligen Entwicklungen zurückverfolgt.⁶³ Wie ich zeigen werde, ist dieser Weg durchaus gangbar, ohne ahistorisch heutige Identitäten auf Subjekte in der Vergangenheit zu projizieren, die uns ähnelten und zugleich anders waren als wir.

Laurie Marhoefers Werk ist zwar nicht als Beitrag zur Debatte um »Queerness als Wesen«/ »Queerness als Methode« angelegt, dennoch plädiert er auf ähnliche Weise für einen »queeren methodologischen Ansatz, der eine Geschichte der ›Unsittlichkeit‹ hervorbringt statt lediglich eine Geschichte nur eines Aspekts von ›Unsittlichkeit‹.«⁶⁴ Marhoefer stellt fest, dass die Menschen in der Zeit der Weimarer Republik verschiedene sexuelle Phänomene, zwischen denen wir heute differenzieren würden – wie Homosexualität, Prostitution und Empfängnisverhütung –, im Grunde als »ein einziges, umfassendes Phänomen« begriffen. Zeitgenössische Beschreibungen von »Unsittlichkeit« oder »sittlichem Verfall« reflektierten Marhoefer zufolge die Verflechtung dieser unterschiedlichen Themen.⁶⁵ Obwohl ich ihm in diesem Punkt zustimme, zeige ich in diesem Buch, dass auch die Frage nach queeren Subjektivitäten ein produktiver Ansatz für die Geschlechter- und Sexualitätsforschung ist. Wir wissen einfach nicht genug über queere Leben zwischen 1945 und den 1970er Jahren, um *nicht* danach zu fragen, wie lesbische Frauen, schwule Männer und trans Menschen in diesen Zeiten gelebt haben.

Wie Marhoefers Buch befasst sich auch *Bedrohtes Begehren* mit Frauen und Männern sowie Menschen, die wechselnde Geschlechter verkörperten. Dieser Ansatz unterscheidet es von der überwiegenden Mehrzahl der Werke queerer Geschichte, insbesondere queerer Stadtgeschichte. Matt Houlbrook begründete die Auslassung lesbischer Subjektivitäten in seiner Analyse in *Queer London* damit, dass »der Zugang zu öffentlichen Räumen für Frauen problematischer war« und »Lesbischsein vor dem Gesetz unsichtbar blieb.«⁶⁶ Trotz des eingeschränkten Zugangs von Frauen zu Geld und öffentlichen Räumen existierten jedoch in Städten wie London, New York und Paris lesbische Öffentlichkeiten. Für Berlin können wir sogar von einer – wenn auch kleinen – trans Öffentlichkeit während der Zeit der Weimarer Republik sprechen. Überdies ist auch die wissenschaftliche Analyse privater städtischer Räume lohnenswert, wenngleich ihre Erforschung anderer Methoden und Archive bedarf als die öffentlicher Räume. Studien, die die Leben von Frauen in der Stadt ausblenden, reproduzieren die (scheinbare) Ignoranz des Staates und schreiben das Bild der Stadt als rein männlicher Ort weiter. Infolgedessen können ihre Analysen der vergeschlechtlichten Erfahrung urbanen Lebens nur unvollständig bleiben. Ich habe in diesem Buch versucht, weibliche und trans Stimmen zu priorisieren und besonders auf lesbische und trans Subjektivitäten sowie deren Praktiken bei der Produktion von Räumen zu achten, selbst wenn sie in öffentlichen Räumen oft nur flüchtige Spuren hinterlassen haben.

Diese Kurzlebigkeit von lesbischen und insbesondere von trans Räumen zwingt Forscher*innen dazu, alternative Methoden zur Theoretisierung der Raumproduktion

zu finden.⁶⁷ Die feministische Theoretikerin Sara Ahmed hat festgestellt, dass lesbische Räume oft »mit dem Kommen und Gehen der Körper, die sie einnehmen, kommen und gehen.«⁶⁸ In diesem Zusammenhang verweist sie auf die räumliche Herkunft des Worts »queer«:

»Betrachten wir die Etymologie des Wortes ›queer‹, das vom indoeuropäischen Wort für ›verdrehen‹ stammt. Letztendlich ist ›queer‹ ein räumlicher Begriff, der dann in einen sexuellen Begriff übersetzt wird, ein Wort für eine verdrehte Sexualität, die keiner ›geraden Linie‹ folgt, eine Sexualität, die verbogen und krumm ist. Die Räumlichkeit dieses Begriffs ist kein Zufall. Sexualität selbst kann als räumliche Anordnung gedacht werden, nicht nur in dem Sinn, dass Körper sexuelle Räume einnehmen, sondern auch insofern, als dass Körper durch die Art und Weise, wie sie Raum einnehmen, sexualisiert werden.«⁶⁹

Ahmeds Rückgriff auf den semantischen Ursprung von »queer« regt die Lesenden dazu an, über die metaphorischen Bedeutungen der Begriffe nachzudenken, mit denen Räume und die Bewegungen von Körpern in ihnen beschrieben werden. Für eine queere Stadtgeschichte ist das eine hochproduktive Denkrichtung. Ahmeds Beschreibung queerer Sexualität als »keiner ›geraden Linie‹ folgend« erinnert an alle möglichen Arten von Linien: Linien auf Stadtplänen, die Straßen, Gebäude und Bahngleise darstellen; U-Bahn-Linien; die Wege von Stadtbewohner*innen von der Schlafstätte zur Schule, Arbeit, Freizeit und zurück. Ein Synonym für »Linie« ist im Deutschen das Wort »Strich«, ein Begriff, der auch für Orte im öffentlichen Raum steht, an dem sexuelle Dienstleistungen verkauft werden. »Auf den Strich gehen« heißt, sexuelle Dienstleistungen zu verkaufen, und »Strichjunge« – eine Figur, die in vielen Kapiteln dieses Buches noch eine Rolle spielen wird – heißt, ein Jugendlicher oder ein junger Mann, der diese Dienstleistungen anbietet.

Linien spielen auch in Jack Jen Gieseckings Theoretisierung der Praktiken, mittels derer lesbische und queere Räume produziert werden, eine Rolle. Der*die Geograf*in Giesecking vergleicht die Seltenheit und Unbeständigkeit lesbischer und queerer Orte mit »Sternen und anderen Himmelsobjekten«, die »verstreut und nur sichtbar sind, wenn man weiß, wo und wann man danach suchen muss«.⁷⁰ Die Netzwerke und Linien, die lesbische und queere Stadtbewohner*innen bei ihren alltäglichen Bewegungen zeichnen, etwa von einer Bar zum LSBT-Zentrum zu ihrem Zuhause, bilden Giesecking zufolge Konstellationen: »Indem ich der kontingenten Produktion virtueller, physischer und imaginerter Orte sowie den Linien und Netzwerken zwischen ihnen nachspüre, demonstriere ich die Bildung von Konstellationen als alternative, queerfeministische Praxis ... der Produktion urbaner Räume.«⁷¹ Diese Konstellationen präsentiert Giesecking als Alternative zu den eher statischen Praktiken queerer Raumproduktion, die im

Allgemeinen mit schwulen cis Männern assoziiert werden, nämlich die »gayborhood«; ein Stadtviertel, in dem sich über einen längeren Zeitraum Geschäfte, Lokale und Wohnstätten schwuler cis Männer ballen.⁷² Die Räume, um die es in diesen Buch gehen wird, gehören beiden Kategorien an: So beleuchtet das »Bar«-Kapitel Stadtviertel, in denen sich queeres Nachtleben oft über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten konzentrierte, wohingegen die Kapitel über Privatwohnungen und Gefängnisse Räume analysieren, deren potenzielle Queerness sich erst durch die Präsenz queerer Körper, die queere Dinge taten, verwirklichte.

Das Archivmaterial zu diesem Buch habe ich zum einen in den Archiven der feministischen und LSBTIQ*-Bewegungen gefunden, zum anderen in Quellen staatlicher Institutionen, die oft nicht als queerhistorische Zeugnisse katalogisiert sind. In letzteren Archiven werden queere Historiker*innen und Forscher*innen aus anderen marginalisierten Communities nur fündig, wenn sie gegen den Strich oder »que(e)r« lesen: also gegen die Intention derer, die die jeweiligen Dokumente verfasst und gesammelt haben. Im Fall Berlins stellt die Teilung der Stadt im Kalten Krieg Forscher*innen zudem vor weitere Schwierigkeiten: So haben zwei getrennte Verwaltungen auch zwei Archive hervorgebracht – und obwohl die Stadt nun schon seit mehr als drei Jahrzehnten wiedervereinigt ist, sind manche Ost-Berliner Akten nach wie vor schlechter zugänglich als die aus West-Berlin. Die sich daraus ergebenden archivarischen Ungleichgewichte sind Bestandteil dieses Buchs; ich habe versucht, sie innerhalb der einzelnen Kapitel jeweils sichtbar zu machen.

Da es mir wichtig war, in diesem Buch queere Stimmen gegenüber denen des Staates zu privilegieren, begann ich meine Quellensuche in den Archiven der feministischen und LSBTIQ*-Bewegung. Hier fand ich Oral-History-Interviews, Publikationen der Bewegung, Nachlässe, bestehend unter anderem aus Korrespondenzen, Kalendern, Tagebüchern, autobiografischen und fiktionalen Schriften und persönlichen Fotografien. Meine Darstellung stützt sich aber auch stark auf staatliche Quellen, wie etwa West-Berliner Polizeiakten, Gerichtsunterlagen und Akten der Ost-Berliner Staatssicherheit. Somit gibt die erste Gruppe von Quellen die Perspektive von Menschen wieder, die queere soziale Räume hergestellt haben, die zweite dagegen die staatlicher Akteur*innen, die erstere überwachten, kriminalisierten und sie einzuschränken suchten. Da beide deutsche Nachkriegsstaaten sich um die Bedrohung sorgten, die queere Begehren und Subjektivitäten für die »Fragilität der Heterosexualität« darstellten, überwachten sie queere Räume intensiv und dokumentierten diesen Prozess ausgiebig.⁷³ Bei der Verwendung dieser Quellen konzentriere ich mich auf die von queeren Berliner*innen angewandten Praktiken der Raum-Produktion und der Selbst-Erschaffung, selbst wenn diese oft durch homophobe Sprache und Perspektiven zum Ausdruck kommen.

Im Gegensatz dazu sind queere Stimmen aus den ersten Nachkriegsjahrzehnten relativ rar, und zwar aus verschiedenen Gründen. Die Erforschung schwuler und les-

bischer Geschichte begann in Westdeutschland erst in den 1970er und 1980er Jahren und in Ostdeutschland in den 1980er Jahren, die trans Geschichte entstand erst in den 2000ern. Aufgrund intergenerationeller Spannungen herrschte zwischen queeren Berliner*innen der Vorkriegsgeneration und denen, die während der schwul-lesbischen Emanzipationsbewegungen sozialisiert wurden, nicht immer das für die Weitergabe persönlicher Geschichten und Dokumente nötige Vertrauen. Oft hatten Überlebende von Kriminalisierung, Stigmatisierung und Homophobie »Beweise« ihrer queeren Leben vernichtet, damit diese nicht gegen sie verwendet werden konnten. Und zu guter Letzt mögen den Betroffenen viele Aspekte ihres alltäglichen Lebens, der Produktion queerer Räume, der Erschaffung des Selbst sowie ihrer emotionalen und sexuellen Praktiken auch als trivial und nicht aufzeichnungswürdig erschienen sein.

Zusätzliche Ungleichgewichte in meinem Archiv ergeben sich aus der Tatsache, dass es mehr Quellen aus West-Berlin als aus Ost-Berlin gibt und mehr Material zu Sex zwischen Männern, nicht-normativen Männlichkeiten und trans Frauen als zu Sex zwischen Frauen, nicht-normativen Weiblichkeiten und trans Männern. Bei den von queeren Menschen produzierten Quellen lässt sich das Ost-West-Ungleichgewicht auf die Ost-West-Unterschiede sowohl beim schwulen und lesbischen Aktivismus als auch in der Forschung zurückführen. Während Aktivist*innen in West-Berlin in den 1970er Jahren begannen, »ihre« Geschichte zu erforschen, und diese Forschung im Laufe der 1980er Jahre durch die Gründung von Archiven, Bildungseinrichtungen und eines Museums institutionalisierten, hatten Ost-Berliner Aktivist*innen keinen Zugang zu Publikationsmöglichkeiten und anderen Ressourcen, auch wenn sie in den 1980er Jahren ganz ähnliche Arbeit leisteten. Von den Bewegungsarchiven, die ich besucht habe – das feministische Archiv FFBIZ, das Schwule Museum, die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, das Spinnboden Lesbenarchiv, der Nachlass von Kitty Kuse in Christiane von Lengerkes Privatarchiv, das Lili-Elbe-Archiv zur Inter, Trans und Queere Geschichte⁷⁴ sowie das Archiv der anderen Erinnerungen der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld – wurden nur die beiden letzten *nicht* in West-Berlin vor dem Mauerfall gegründet. Die West-Berliner Archive sammelten auch Material aus Ost-Berlin, und manche, wie das Schwule Museum, haben seit der deutschen Wiedervereinigung ihre Sammlungen mit DDR-Bezug erheblich erweitert. Nichtsdestotrotz bleiben es überwiegend westdeutsche Archive. Was die Ost-Berliner Bewegungsarchive anbelangt, finden sich bei der Robert-Havemann-Gesellschaft, die sich der Geschichte der DDR-Opposition widmet, Unterlagen mit Bezug zu queeren Leben seit den 1980er Jahren, aber nicht aus der Zeit davor.⁷⁵ Das Lila Archiv in Meiningen, das von der Ost-Berliner lesbischen Aktivistin Ursula Sillge gegründet wurde, um »frauenrelevantes Kulturgut zu erhalten«, besitzt keine Nachlässe von lesbischen Frauen.⁷⁶

Staatliche Quellen aus Ostdeutschland sind selbst dreißig Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung noch immer schwer zugänglich. So sind etwa in der Polizeihistori-

schen Sammlung Berlin, wo der Archivar Jens Dobler mich auf einige wichtige Quellen für West-Berlin hinwies, die Akten der Ost-Berliner Volkspolizei noch nicht einmal erschlossen. Da dieses Archiv von privater Finanzierung abhängig ist, verfügt es weder über das Personal noch über die Ressourcen, um die Erschließung in naher Zukunft umzusetzen. Im Stasi-Unterlagen-Archiv können Forscher*innen die Kataloge nicht selbst durchsuchen, sondern müssen sich an die Sachbearbeiter*innen wenden und darauf vertrauen, dass diese wissen, wie das betreffende Thema zu suchen ist. In meinem Fall lieferte mir mein zugewiesener Sachbearbeiter zwar Material zu schwulen Männern, meinte jedoch, es gebe für den fraglichen Zeitraum keine Akten zu lesbischen Frauen, was er damit erklärte, dass Sex zwischen Frauen nicht verboten gewesen sei. Erst gegen Ende meiner Recherchen traf ich die Leipziger Dokumentarfilmerin Barbara Wallbraun, die bei Recherchen auf Stasi-Akten über lesbische Frauen im Berlin der 1960er Jahre gestoßen war.⁷⁷ Sie war so großzügig, mir die relevanten Signaturen mitzuteilen, die der Archivar mir dann herausuchte. Diese Episode zeigt, wie verhängnisvoll ein auf die Kriminalisierung fokussierter Zugang zu queerer Geschichte sein kann.

Der Mangel an Quellen zu gleichgeschlechtlichen Beziehungen zwischen Frauen ist ein Problem, mit dem sich vor mir schon Generationen lesbischer Historikerinnen produktiv auseinandergesetzt haben. Bereits 1987 stellte Hanna Hacker fest: »Der Wunsch, ihre [der Frauen-liebenden Frauen] ›Realität‹ darzustellen, erfordert eine andere Methodik und eine andere Sprache als die Analyse der mann-männlichen Dialoge.«⁷⁸ Später verwies Martha Vicinus in einem Resümee der unterschiedlichen Paradigmen in der lesbischen Geschichtsschreibung darauf, wie nützlich »die Betrachtung des ›nicht Gesagten‹ und des ›nicht Gesehenen‹ zur Aufdeckung der Sexualleben von Frauen in der Vergangenheit« sei, oder »mit anderen Worten: Schweigen ist nicht leer, ebenso wenig wie Abwesenheit unsichtbar ist.«⁷⁹ Dementsprechend habe ich in meiner Analyse Schweigen markiert und Abwesenheiten beschrieben; nichtsdestotrotz haben im Nachkriegsberlin lesbische Leben ihre Spuren sowohl in den Bewegungs- als auch in Staatsarchiven hinterlassen. Für den untersuchten Zeitraum belegen die Bewegungs-Quellen, wie etwa Homophilen-Zeitschriften, eine schwache, wenn auch signifikante lesbische Präsenz. West-Berliner Lesbenaktivistinnen der 1970er und 1980er Jahre überbrückten die Generationenunterschiede und gründeten Vereine, die sich an ältere lesbische Frauen richteten, interviewten sie für Bücher und Dokumentarfilme und schufen Archive zur Aufbewahrung ihrer Nachlässe, aus denen Historiker*innen heute reichlich schöpfen können. Aber selbst in staatlichen Archiven sind lesbische Leben präsent, auch wenn Sex zwischen Frauen nicht explizit kriminalisiert war.⁸⁰

Um den alleinigen Fokus auf schwule cis Männer zu überwinden, habe ich eine breit angelegte Archivrecherche durchgeführt, wobei ich oft Hinweisen von Archivar*innen und lesbischen Historikerinnen gefolgt bin.⁸¹ In den Bewegungsarchiven sichtete ich neben den homophilen Publikationen sämtliche verfügbare Nachlässe und Oral-Histo-

ry-Interviews von Menschen, die während des von mir untersuchten Zeitraums in Berlin gelebt hatten. Im Landesarchiv erstellte ich mithilfe der Archivarin eine Liste von Begriffen, die abweichende sexuelle Verhaltensweisen und Subjektivitäten beschrieben und die womöglich bei der Maßregelung queerer Subjektivitäten zum Einsatz kamen, sowie eine Auflistung der für die Regulierung von Geschlechter- und Sexualitätsnormen relevanten Abschnitte des deutschen Strafrechts. Diese Listen enthielten unter anderem Stichworte wie »lesb« für Varianten von Lesbe/Lesbierin/lesbisch, »homo« für homosexuell, »aso« für asozial, »kuppelei« für die Vermittlung/Förderung sogenannter Unzucht, »gekra« für Geschlechtskrankheiten, »lid« (liderlich), »erregung« (öffentlichen Ärgernisses) und »grober unfug«, »unzucht«, »sittl« (sittlich), »betrug«, »trans« und »strich« sowie die fraglichen Abschnitte des deutschen Strafrechts, § 175, § 181, § 181a, § 183, § 360, § 327 und § 361. Anschließend durchsuchte ich die Polizei-, Gefängnis- und Gerichtsakten nach diesen Begriffen, sondierte Stichproben und bohrte tiefer, wenn ich für queere Subjektivitäten relevantes Material fand.

Oral-History-Interviews bilden eine wichtige Quellenart für dieses Buch, so wie sie seit Beginn der Disziplin eine unverzichtbare Quelle für die queere Geschichte der jüngeren Vergangenheit waren.⁸² Angesichts der oben beschriebenen Problematiken queerer Archive haben Oral Historys das Potenzial, einige der Schieflagen traditioneller Archive aufzufangen und über das, was traditionell als archivierungswürdig angesehen wird, hinauszugehen. Dabei stellen Oral Historys die queere Geschichte jedoch auch vor signifikante Herausforderungen. So bemerkte Nan Alamilla Boyd, dass es »Erzähler*innen von Oral History bzw. ethnografischen Erzähler*innen fast unmöglich ist, eine Sprache zu verwenden, die sich außerhalb der Parameter moderner sexueller Identitäten bewegt.«⁸³ Das Wissen um den Zweck der Interviews, nämlich deren Bewahrung in einem schwul-lesbischen historischen Archiv, veranlasse die Erzähler*innen nicht nur dazu, sich selbst den Kategorien dieses Archivs entsprechend zu identifizieren, sondern auch, Teile ihrer Lebensgeschichten und insbesondere Sexualpraktiken zu zensieren, von denen sie glaubten, sie könnten die Seriosität ihrer Community beschädigen.⁸⁴ Diese Verzerrung stellt für eine queere Geschichte, deren Interesse nicht darauf gerichtet ist, stabile schwule und lesbische Identitäten in der Vergangenheit auszumachen, sondern darauf, zu analysieren, wie die Konstruktion normativer und nicht-normativer sexueller Subjektivitäten sich im Laufe der Zeit verändert hat, ein Problem dar. Das Oral-History-Archiv, mit dem ich überwiegend gearbeitet habe, das Archiv der anderen Erinnerungen in Berlin, entstand als Teil der Bemühungen der deutschen Bundesregierung zur Rehabilitierung von Männern, die nach dem § 175 verfolgt wurden.⁸⁵ Das Wesen des Archivs als staatlich gefördertes Wiedergutmachungsprojekt kreiert jedoch seine eigenen Ungleichgewichte; so besteht die Gefahr, dass in den dort erzählten Narrativen womöglich Verfolgungsgeschichten stärker betont werden als Erfolgsgeschichten.⁸⁶ Unter Berücksichtigung dieser metho-

dologischen Einschränkungen sind Oral Historys für diese Studie von zentraler Bedeutung. Ich zitiere ausführlich aus fünf Interviews des Archivs der anderen Erinnerungen, aus einem Interview, das ich selbst durchgeführt habe, sowie aus Passagen von Oral-History-Interviews, die in historischen Studien veröffentlicht wurden. Bei der Annäherung an diese Quellen interessierte mich besonders, wie die Erzähler*innen über Räume in Berlin sprachen, was diese Räume jeweils für sie bedeuteten und wie sie sie nutzten, außerdem wie die Erzähler*innen ihre sexuellen und geschlechtlichen Subjektivitäten beschrieben. Daher habe ich mir zwar die Interviews vollständig angehört, dabei aber nicht das gesamte Narrativ analysiert, sondern nur die Episoden, in denen es explizit um Berlin ging.

Kapitelübersicht

Das Buch beginnt mit der Befreiung Berlins vom Nationalsozialismus Anfang Mai 1945. Wir begleiten die lesbische Kommunistin Hilde Radosch und ihre Lebensgefährtin Eddy Klopsch, die von ihrem Versteck auf dem Land zurück ins Stadtzentrum marschieren. In Kapitel 1 (Zuhause) untersuche ich, wie sich die Realitäten der Wohnungssituation in der Nachkriegszeit für queere Berliner*innen gestalteten und welcher familiären, politischen, sozialen und sexuellen Praktiken sie sich bei der Schaffung queerer Häuslichkeiten bedienten. Anhand von Oral-History-Interviews, Fotos, Erzählungen und privaten Nachlässen untersuche ich, welche Herausforderungen und Chancen die materiellen Realitäten der unmittelbaren Nachkriegszeit, insbesondere die Wohnungsnot und die Abwesenheit von Männern, für queere Berliner*innen mit sich brachten. Meine Analyse folgt feministischen Theorien des Zuhauses als Raum des Widerstands und der Häuslichkeit als Basis für die Schaffung des Selbst. In meiner Untersuchung queerer Praktiken von Häuslichkeit betrachte ich die Wohnstätten queerer Berliner*innen ebenso wie ihre Körper als wichtige Schauplätze für die Ausbildung eines Selbstempfindens und Zugehörigkeitsgefühls.

Von der prekären Privatheit des Zuhauses führt das Kapitel 2 (Gefährdete Geselligkeit: Queere Bars) in einen halböffentlichen Raum, der oft auch als »zweites Zuhause« bezeichnet wird: die Bar. Das Kapitel eröffnet mit Party-Fotografien, die von der West-Berliner Polizei gesammelt und mit Beschreibungen versehen wurden, und ich untersuche darin Lokale als Räume überwachter Geselligkeit. Dabei erörtere ich persönliche Erzählungen über das Nachtleben in (West-)Berlin vor dem Hintergrund von Polizeiakten, die die ständige Überwachung, regelmäßige Razzien und die gezielte Verfolgung derer belegen, die von der Polizei als »Transvestiten« oder »Strichjungen« kategorisiert wurden. Anschließend zeichne ich die sich verändernden Reaktionen auf diese Schikanen nach und zeige, wie Gäste und Wirt*innen die Überwachung in den 1960er Jahren nicht nur kreativ unterliefen, sondern auch offen bekämpften. Außer-

dem beleuchte ich die widerstreitenden Interessen verschiedener Behörden bei der Regulierung des West-Berliner Nachtlebens, wobei die Moral gegenüber dem Auftrag, die isolierte Stadt touristisch zu vermarkten, allmählich unterlag. Schließlich diskutiere ich, wie sich die Teilung der Stadt auf queere Ost-Berliner*innen auswirkte, die von diesen Orten der Geselligkeit nach dem Mauerbau im August 1961 weitgehend abgeschnitten waren.

In Kapitel 3 (Öffentliche Räume: Durchgänge, Übergänge, (Grenz-)Überschreitungen) begeben mich auf die Straßen und in die Parkanlagen der Stadt und untersuche, was öffentliche Räume für queere Berliner*innen bedeuteten und wie ihre Anwesenheit in der Öffentlichkeit bewertet und verfolgt wurde. In persönlichen Erzählungen und Polizeiakten erscheinen Straßen und Parks als Orte von Sehen und Gesehenwerden, von Flirten, Cruisen und Sex, aber auch von Beschimpfungen, Beleidigungen und Überfällen, von Überwachung und Verhaftungen. Einen Schwerpunkt des Kapitels bildet die Maßregelung nicht-normativer Geschlechter durch die Polizei, aber auch durch Passant*innen. Ich untersuche die lebensgeschichtliche Erzählung eines femininen Mannes, der den schwierigen Prozess des Erlernens normativer Männlichkeit beschreibt, sowie eine Polizeiakte, die den Politikwandel bei der Regulierung von »Transvestiten« in Berlin dokumentiert. Ein anderer Schwerpunkt sind die »Strichjungen«, die erneut als zentrale Figur auftauchen und sowohl wegen des öffentlichen Anbietens sexueller Dienste als auch wegen Verbrechen an ihren Kunden ins Blickfeld der Polizei gerieten. Im dritten Teil des Kapitels analysiere ich, wie das ostdeutsche Regime die stigmatisierte Figur des »Strichjungen« dazu benutzte, vom gewaltsamen Tod Günter Litfins, dem ersten Menschen, der an der Berliner Mauer erschossen wurde, abzulenken. Ich stelle die These auf, dass durch Litfins Tod und die darauffolgende Rufmordkampagne gegen ihn die Mauer für die queere Community zum Symbol für den queeren Tod wurde. Aus der Distanz konnte die Mauer jedoch auch als Vorlage für erotische Fantasien dienen, wie eine Kurzgeschichte aus der schweizerischen Homophilen-Zeitschrift *Der Kreis* zeigt.

Im letzten Kapitel 4 (Hinter Gittern: Gefängnisse als queere Räume) untersuche ich die Erfahrungen queerer Gefangener in Ost- und West-Berlin, mit besonderem Augenmerk auf Frauengefängnissen. In Oral-History-Interviews und Gefangenenakten erscheinen Strafvollzugsanstalten als Orte, die queere Subjektivitäten regulierten und zugleich ermöglichten. In den Akten von Ost- wie West-Berliner Frauengefängnissen finden sich Spuren von lesbischen Beziehungen und nicht-normativen Geschlechtern. Ende der 1960er Jahre wurden von Ost-Berliner Gefängnisleitungen die erst seit kurzem kriminalisierten »asozialen« Frauen wiederholt mit »lesbischer Liebe« und weiblicher Maskulinität in Verbindung gebracht.⁸⁷ Die Akte der*des Gefangenen Bettina Grundmann in West-Berlin dokumentiert die Möglichkeiten und Grenzen der Handlungsmacht von Gefangenen. Sie zeugt zudem von queeren Subjektivitäten der

Arbeiterklasse, die sich in den Bewegungsarchiven nur selten finden. In diesen Quellen erscheinen die Gefängnisse als Räume, deren relativ isoliertes gleichgeschlechtliches Umfeld erotische Beziehungen zwischen Frauen begünstigte, wodurch sie, obwohl ursprünglich dazu gedacht, Straftäterinnen soziale Normen zu vermitteln, zu Räumen queerer Möglichkeiten wurden.

1 Zuhause

»Schöneberg – alte Heimat!«, so begann Hilde Radusch ihren Tagebucheintrag für den 8. Mai 1945.¹ Darin bekundete sie ihre Freude darüber, endlich nach Hause zurückzukehren und sich nach Jahren einer prekären Existenz als Kommunistin nicht länger verstecken zu müssen. Die 1903 geborene Radusch war als junge Erwachsene in die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) eingetreten und hatte sich während der Zeit der Weimarer Republik partei- und gewerkschaftspolitisch betätigt. 1933 wurde sie verhaftet und für knapp ein halbes Jahr inhaftiert. Nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis setzte Radusch ihre politische Arbeit kurzzeitig im Untergrund fort und führte anschließend ein unauffälliges Leben. Als sie 1944 von einer Bekannten vor ihrer bevorstehenden erneuten Verhaftung gewarnt wurde, flohen sie und ihre Freundin Eddy Klopsch aus Berlin und lebten versteckt in einer Gartenlaube in Prieros südöstlich von Berlin. Nun kehrten sie an genau jenem Tag in die Stadt zurück, an dem die deutsche Wehrmacht kapitulierte. Berlin stand bereits seit einigen Tagen unter sowjetischer Kontrolle – die Sowjets hatten am 30. April die rote Fahne auf dem Reichstageshisst, und am 2. Mai hatte die Wehrmacht in Berlin kapituliert. Schon am 28. April hatte die sowjetische Militärverwaltung ihren ersten Befehl erlassen und mit der Neuordnung des öffentlichen Lebens der Stadt begonnen. Aus dem sowjetischen Exil und aus den befreiten Konzentrationslagern zurückgekehrte deutsche Kommunist*innen übernahmen rasch die drängenden Aufgaben, für die Bevölkerung Lebensmittel und Unterkünfte bereitzustellen sowie die Infrastruktur der weitgehend zerstörten Stadt wiederaufzubauen.²

Klopsch und Radusch, beide von Hunger und Krankheit geschwächt, waren die fast fünfzig Kilometer von Prieros nach Schöneberg zu Fuß gegangen, hatten in der Wohnung einer Freundin vorübergehend Unterschlupf gefunden, sich beim Bezirksamt, wo sie zufällig auf kommunistische Genoss*innen trafen, angemeldet und sogar ihre Lebensmittelrationen erhalten – und das alles innerhalb von zwei Tagen. Nachdem diese ersten Notwendigkeiten erledigt waren, führte Raduschs nächster Gang zum Polizeirevier am Alexanderplatz. Hier wollte sie die Akten einsehen, die die Behörden über sie angelegt hatten, musste vor Ort jedoch feststellen, dass diese verbrannt worden waren.³ Also lief sie weiter Richtung Norden, nach Pankow, wo, wie man ihr gesagt hatte, der sowjetische Stadtkommandant seinen Sitz hatte. Als diese Information sich als falsch herausstellte, machte sie kehrt und lief zurück in Richtung Süden, zu ihrer ehemaligen Wohnung im Bezirk Mitte. Diese war bei einem Bombenangriff teilweise

zerstört worden, aber Radusch packte einen Überseekoffer mit ihren Habseligkeiten auf einen Handkarren und machte sich dann wieder auf den Weg nach Schöneberg. »Innenstadt völlig vernichtet – brennt noch. Staub, Leute stehlen was nur möglich«, notierte sie an diesem Tag.⁴ Fiebernd kam Radusch in ihrer vorübergehenden Bleibe an. Obwohl sie sich »3/4 tot« fühlte, verließ sie am nächsten Morgen wieder die Wohnung, um zunächst ihre Freundin in der Brotschlange abzulösen und anschließend in der sowjetischen Kommandantur Bericht darüber zu erstatten, wie sie das Kriegsende in Prieros erlebt hatte.⁵ In Raduschs Aufzeichnungen finden sich zwischen Beschreibungen ihrer Besorgungsgänge auch Anmerkungen über die ruinierte Stadt, die sie dabei durchquerte, über die Stimmung unter der Bevölkerung und Gespräche über die politische Zukunft, die sie mit anderen Kommunist*innen führte. Am 10. Mai endet ihr Kriegstagebuch mit zwei Fragen: »Wo soll ich mich zur Arbeit melden? Wie wird es mit einer eigenen Wohnung?«⁶

Das physische Überleben und die Schaffung einer neuen politischen Zukunft sind die Hauptthemen in Raduschs Tagebuch der unmittelbaren Nachkriegszeit. Brot, Arbeit, eine Wohnung, Polizeiakten und Politik erscheinen in ihren Aufzeichnungen als gleichwertig dringende Bedürfnisse. Aus diesem Grund befaße ich mich in diesem Kapitel mit dem Zuhause sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinn. Ausgehend von den Realitäten der Wohnsituation in der Nachkriegszeit und Praktiken der Häuslichkeit gehe ich der Frage nach, welche Schwierigkeiten sich queeren Berliner*innen bei der Schaffung eines Zuhauses stellten – ob sie nun alleine lebten, mit Partner*in oder in anderen Konstellationen. Wie gestaltete sich die affektive Arbeit der Schaffung eines Zuhauses – oder, etwas altmodischer ausgedrückt, eines Heims? Welche Formen des Zuhauses imaginierten und schufen sich queere Berliner*innen? Für viele Berliner*innen, die sich dem Nationalsozialismus widersetzt hatten, ging es dabei auch um die Frage nach der politischen Zugehörigkeit, die oft als Fortsetzung der progressiven Politiken der Weimarer Republik verstanden wurde. Kommunist*innen wie Hilde Radusch hofften, dass Berlin nun, wo der Faschismus besiegt war und die Stadt unter der Kontrolle der sowjetischen Armee stand, von Sozialist*innen regiert werden würde – und damit unter anderem auch von ihr selbst. Anderen, wie etwa dem trans Mann und Aktivistin Gerd Katter, ging es darum, das Vermächtnis des Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld zu retten und das Institut für Sexualwissenschaft wiederzubeleben. In diesem Kapitel dokumentiere ich die Bestrebungen queerer Berliner*innen – Radusch, Katter, der Hundefriseurin Rita »Tommy« Thomas und anderer –, sich im politischen wie im privaten Sinn ein Zuhause zu schaffen. Warum Raduschs und Katters Bemühungen um einen politischen Neuanfang in Ost- wie West-Berlin bald enttäuscht wurden und welche unterschiedlichen Kräfte dazu beigetragen haben, werde ich anhand einer gründlichen Analyse von Archivdokumenten aufzeigen. »Der private Bereich war weniger eine Zone der Immunität als eine soziale Behauptung oder

sogar ein politischer Anspruch«, schreibt der Historiker Paul Betts über die DDR – und er war im Westen wie im Osten ein Raum queerer Artikulation und Verkörperung.⁷

Nicht alle, die von den Nazis verfolgt wurden, kehrten wie Hilde Radusch zurück. Zwischen 1933 und 1945 wurden allein vom Berliner Landgericht fünf- bis sechstausend Männer wegen strafbarer Handlungen im Zusammenhang mit Homosexualität verurteilt, drei Viertel von ihnen zu Gefängnisstrafen. Mindestens 138 Männer starben in Gefängnissen und Konzentrationslagern.⁸ Andere queere Berliner*innen wurden als jüdisch rassifiziert und im Holocaust ermordet, wie Gad Beck's Jugendliebe Manfred Lewin oder Felice Schragenheim, bekannt aus dem Film *Aimée und Jaguar* von 1999.⁹ Die Journalistin und Schriftstellerin Eva Siewert betrauerte in der 1946 erschienenen Kurzgeschichte »Das Orakel« ihre Geliebte Alice Carlé, die 1943 als Jüdin nach Auschwitz deportiert und dort ermordet wurde.¹⁰ Die Geschichte sowie die Beziehung der beiden Frauen steht am Anfang des ersten Teils dieses Kapitels, das das Zuhause als Ort der Zugehörigkeit erkundet.

Theorien des queeren Zuhauses

Das Zuhause, oder auch das *Heim*, ist ein produktiver Zugang zur Untersuchung queerer Lebensweisen im Nachkriegsberlin, nicht nur weil die etymologische Nähe von *Heim* und *heimelig* zu *heimlich* im Zusammenhang mit dieser Zeit, in der queere Leben oft im *Geheimen* gelebt wurden, vielversprechend scheint. In seinem Aufsatz »Das Unheimliche« spürte Sigmund Freud der Etymologie des Worts »unheimlich« nach. Ausgehend von der Annahme, dass *unheimlich* das Gegenteil von *heimlich*, *heimisch*, *vertraut* ist, kommt er zu dem Schluss, dass die Ambivalenz von »heimlich«, das zugleich »dem [Vorstellungskreis] des Vertrauten, Behaglichen und dem des Versteckten, Verborgengehaltenen« zugehört, zur Inkorporierung von *heimlich* in *unheimlich* führt.¹¹ Aufgrund seiner ideologischen Einschreibungen als Ort familiärer Reproduktion, als Zufluchtsort vor einer bedrohlichen Welt und als weiblicher Raum – im Gegensatz zum männlichen Raum der Öffentlichkeit – ist das Zuhause ein ideales Untersuchungsobjekt für Studien zu Geschlecht und Sexualität. Feministische Denkerinnen haben die Vorstellung des Zuhauses als sicherer Ort der Zugehörigkeit, ebenso wie die strikte Unterscheidung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen, schon lange hinterfragt. Sie kritisierten die Konzeptualisierung des Zuhauses als außerpolitischem Raum, verwiesen stattdessen auf die inhärente Instabilität der Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem¹², auf die Rolle des Zuhauses als Ort des Widerstands¹³ und forderten, die Häuslichkeit als fundamental für die Erschaffung des Selbst anzuerkennen¹⁴. Jüngere Veröffentlichungen im Bereich der Geschlechter- und Sexualitätsforschung griffen feministische Fragestellungen auf und gingen über sie hinaus, indem sie etwa das Zuhause als Schauplatz der Konstruktion und Bewahrung von Hetero-

normativität untersuchten und sich mit dem *queering* des Zuhauses befassten.¹⁵ Dabei kritisierten Forscher*innen auch die Fixierung der Forschung auf »außergewöhnliche Orte« wie Bars und Clubs, Cruising Areas, Demonstrationen oder Festivals auf Kosten von Alltagsräumen und verwiesen stattdessen auf »die Rolle von Politiken der Häuslichkeit für den gesellschaftlichen Wandel, die subversiven Potenziale des Heims sowie die Signifikanz eines häuslichen Raums für Selbstwertgefühl und Wohlbefinden.«¹⁶

An diesem theoretischen Ansatz orientiere ich mich in diesem Kapitel. Anhand von Quellen erkunde ich die Bedeutung des Zuhauses als Ort der Muße und Erholung sowie als Schauplatz der Selbstkonstituierung durch sexuelle und vergeschlechtlichte Praktiken. Die Quellen veranschaulichen zudem die inhärente Instabilität der Grenzen zwischen innen und außen, zwischen Privatem und Politischem. Der zweite Teil des Kapitels befasst sich mit Fallstudien queerer Häuslichkeit, der erste Teil mit den Bemühungen queerer Berliner*innen, sich ein Zuhause im Sinn eines Orts der Zugehörigkeit zu schaffen. Für die langjährige Kommunistin Hilde Radusch war dies die Beteiligung am politischen Wiederaufbau Berlins. Für Gerd Katter bedeutete es, die Erinnerung an Magnus Hirschfeld und sein Institut für Sexualwissenschaft zu bewahren, wo er als trans Jugendlicher Zuflucht gefunden hatte. Das Erinnern war auch eine treibende Kraft für Eva Siewert, die mit ihrer Erzählung »Das Orakel« ihrer im Holocaust ermordeten Geliebten Alice Carlé ein Denkmal setzt.

Zuhause als Zugehörigkeit

Keine Heimkehr: Eva Siewert und Alice Carlé

Eva Siewert (1907–1994) war in den 1930er Jahren eine bekannte Rundfunkjournalistin und -sprecherin. Die Nazis zerstörten nicht nur ihre Karriere, sondern schädigten auch ihre Gesundheit schwer. Nach dem Krieg veröffentlichte sie zwar kleine Texte, konnte aber nicht mehr an ihren früheren Erfolg anknüpfen und geriet in Vergessenheit. In jüngster Zeit erfreuen sich ihr Leben und Werk jedoch eines neuerlichen Interesses, insbesondere durch die Forschung des Historikers Raimund Wolfert, auf die sich meine Auseinandersetzung mit Eva Siewerts Leben und Schriften stützt.¹⁷

Eva Siewert wurde 1907 als Tochter der Konzertsänger*innen Hans und Frieda Siewert in Breslau (heute Wrocław in Polen) geboren und wuchs in Berlin auf. Von Juli 1932 bis März 1938 war sie Chefredakteurin und Sprecherin beim privaten Rundfunksender Radio Luxemburg. Bald schon wurde sie eine bekannte Rundfunkpersönlichkeit, die Autogrammkarten an ihre Fans verschickte (Abbildung 1.1) und deren elegante Maskulinität die Aufmerksamkeit der gesamten deutschsprachigen Presse auf sich zog. So vermerkte der Czernowitzer Journalist Franz Porubski in einem Zeitungsporträt »mit äußerstem Erstaunen«, dass sie auf zwei Starpostkarten »Herrenkleidung« trug. Siewert, die, wie er zitiert »hoffe, noch möglichst lange unverheiratet zu bleiben«,



Abb. 1.1: Autogrammpostkarte von Eva Siewert, 1930er Jahre. Sammlung von Raimund Wolfert, Berlin.

erklärte außerdem, »sie bevorzuge Herrenkleidung, denn sie stehe ihr am besten, sei praktisch, vergleichsweise preiswert und dennoch elegant.«¹⁸

Aus Angst vor dem drohenden Kriegsausbruch versuchte Siewert 1938, Europa zu verlassen und nach Teheran im Iran zu gelangen, wo sie bereits 1930/31 für ein deutsches Unternehmen gearbeitet hatte. Sie fuhr aus Luxemburg nach Berlin, um in der iranischen Botschaft ein Visum zu beantragen, doch ihr Antrag wurde abgelehnt und ihr Reisepass eingezogen, was ihre Ausreise nunmehr unmöglich machte. Da ihre Mutter den Nürnberger Gesetzen nach »Volljüdin« war, wurde Siewert von den Nazis als »Halbjüdin« eingestuft und durfte fortan nicht mehr beim Rundfunk oder der Presse tätig sein.¹⁹ Sie schlug sich als Übersetzerin und Schreibkraft durch, wurde aber mehrmals verhaftet und wegen des Weitererzählens von antifaschistischen Witzen inhaftiert. Schon bald nach ihrer Rückkehr nach Berlin 1938 lernte sie die Verkäuferin Alice Carlé (1902–1943) kennen, die beiden kamen sich nah und wurden ein Paar. Wie genau sie sich kennenlernten, ist unbekannt. In ihrer 1946 erschienenen autobiografischen Kurzgeschichte »Das Orakel« verarbeitete Siewert den Verlust von Alice, die in Auschwitz ermordet wurde.²⁰ Die Geschichte, eine berührende Erzählung über eine queere Beziehung zwischen zwei von den Nazis verfolgten Frauen ist dabei Ausgangs- und Endpunkt zugleich: Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit den

Jahren von Verfolgung, Trennung, Ungewissheit und Tod, und zugleich der Endpunkt dieser Ungewissheit, die Bewältigung von Alices Tod durch den Schreibprozess. Indem sie ihre eigene Geschichte fiktionalsierte und das Wesen der Beziehung zwischen der Erzählerin und Alice nicht näher bezeichnete, betrauerte und erinnerte Siewert an eine Beziehung zwischen zwei Frauen, die den meisten ihrer Zeitgenoss*innen als illegitim gegolten hätte.

»Das Orakel« erschien am 8. November 1946 in *Der Weg: Zeitschrift für Fragen des Judentums*. *Der Weg* erschien seit März 1946 wöchentlich in Berlin. Die Herausgeber*innen verstanden die Zeitschrift als Medium zur Aufklärung von Nichtjüd*innen über das Judentum sowie als Diskussionsforum für die jüdische Gemeinschaft. So druckten sie nicht nur Nachrichten aus dem Leben der jüdischen Gemeinden, Ratsschläge für Emigrationswillige und Annoncen jüdischer Berliner*innen, die ihre Toten betrauernten, Informationen über vermisste Verwandte und Freund*innen suchten oder sich verheiraten wollten, sondern boten auch Raum für persönliche Reflektionen über die Jahre der Verfolgung, Erfahrungsberichte und literarische Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust, meist in Form von Lyrik.

Zwischen Nachdrucken von Originaldokumenten über das Novemberpogrom von 1938, kurzen Nachrichtenmeldungen, einem längeren Artikel über die Wohnungsfrage und dem Annoncenteil findet sich »Das Orakel«, dessen Titel die antike Mythologie heraufbeschwört, das Transzendente und das Gefühl einer ungewissen Zukunft – letzteres ein zentrales Thema der Erzählung. Sie beginnt mit der Pogromnacht:

»Damals wurde uns klar, daß Bleiben Lebensgefahr bedeutete. Bis zum 9. November 1938 war der Wunsch nach Auswanderung der Wunsch nach Freiheit gewesen. Jetzt wurde er zur Notwendigkeit. Es galt, sich zu retten.«²¹

Während sie auf eine Möglichkeit zur gemeinsamen Auswanderung warten, suchen die Erzählerin und Alice in der Hoffnung auf Gewissheit eine Hellseherin auf. Ihr Orakel teilt ihnen mit, dass die Erzählerin »zuerst wegkommen« werde, und dann Alice, »sehr weit weg«, was sie beide zunächst beruhigt. Das Orakel fährt jedoch fort: »Dann sehen Sie sich nie mehr wieder.«²² Als sich in London ein Bürge findet, der bereit ist, sie beide aufzunehmen, scheint es, als habe das Orakel sich geirrt. Doch sein Brief kommt zu spät, im August 1939, und die beiden Frauen schaffen es nicht mehr, das Land zu verlassen, bevor der Krieg ausbricht. Für die Erzählerin, die sich selbst als »nur ›halb« beschreibt, ist die Flucht weniger dringlich. Alice und ihre Schwester jedoch werden den Nürnberger Gesetzen nach als Volljüdinnen rassifiziert. Als die Erzählerin wegen Witzen und Bemerkungen, die sich gegen den Nationalsozialismus richten, verhaftet wird, erfährt Alice von einer mitfühlenden Aufseherin, dass ihre Freundin das Gefängnis morgens verlässt und abends von einem Außenkommando zurückkehrt. Daraufhin

kommt Alice zweimal in der Woche zum Gefängnis und steht auf der gegenüberliegenden Seite der belebten Straße.

»Zweimal wöchentlich grüßten wir uns mit den Augen. Mehr durfte nicht geschehen. Schon ein Lächeln oder Nicken bedeutete schwerste Gefahr für sie und Kellerstrafe für mich. Man hätte sich in der Zeit dieser Sonderbestrafung nicht sehen können. Ich nahm an der Trittleiter des Wagens Aufstellung und half den absteigenden Mädchen in ihrer blauweißen Sträflingstracht. Auf diese Weise sahen wir uns immer etwa sechs Minuten lang. Kostbare Minuten. Beide wußten voneinander, daß wir lebten.«²³

Diese kostbaren Begegnungen finden ein Ende, als die Arbeit der Erzählerin an einen Ort innerhalb des Gefängnisses verlegt wird, doch Alice schickt ihr jede Woche Briefe.²⁴ Sie ist untergetaucht und lebt nun in einer Gartenlaube außerhalb von Berlin, der Briefverkehr läuft über gemeinsame Freunde. Als Alices Briefe ausbleiben, quält die Erzählerin die Ungewissheit über deren Schicksal. Gleich nach ihrer Entlassung eilt sie zu Alices Haus, in der Hoffnung, dass die mitfühlende Portierfrau (»Sie galt als heimliche Bundesgenossin«) etwas wissen könnte. Aber der gesamte Block liegt in Trümmern. Die Freunde haben herausgefunden, dass Alice und ihre Schwester entdeckt und deportiert wurden, vermutlich nach Auschwitz. Dieser Name sagt der Erzählerin nichts, also zieht sie einen Atlas zurate. »Ich nahm den großen Atlas vor und suchte Auschwitz. Dort unten also.« Dann fragt sie herum und erhält erschreckend unterschiedliche Antworten: Einer sagt ihr, dass es denen in Auschwitz nicht allzu schlecht gehe, dass sie nur für die Bauern arbeiten müssen; ein anderer sagt: »Die sind längst tot.« Sie weigert sich, es zu glauben. In wiederkehrenden Träumen klopft Alice an die Tür der Erzählerin und bittet sie, sie zu verstecken. Als der Krieg endet, sucht die Erzählerin überall nach Alice, sie schreibt an Suchstellen, durchforscht Listen, kontaktiert Alices Bruder in Tel Aviv. Doch all ihre Nachforschungen bleiben erfolglos: »Das Orakel hatte sich erfüllt.«

Zu Beginn der Geschichte spricht Siewerts Erzählerin vom »wir«, nachdem die Figuren jedoch auseinandergerissen werden, erzählt sie aus der Perspektive einer namenlosen Ich-Erzählerin weiter. Auch wenn die Beziehung der beiden Frauen nicht näher beschrieben wird und die Erzählerin Alice immer nur mit ihrem Namen bezeichnet, wird deutlich, dass das »wir« sich auf Alice und die Erzählerin bezieht. Ihre Pläne zur gemeinsamen Emigration, die Tatsache, dass sie sich ihr Schicksal gemeinsam vorherzusagen lassen, und ihre verzweifelte Hoffnung, dass »wir uns schon wiederfinden [würden]. Irgendein Schiff fuhr doch eines Tages, das eins zum andern brachte«, lassen keinen Zweifel daran, dass die beiden ein Paar waren.

Obwohl Siewert die Geschichte fikionalisiert, enthält sie viele autobiografische Elemente. Siewert war »Halbjüdin« gemäß der NS-Diktion. Wie die Erzählerin in »Das

Orakel« versuchte sie, Deutschland noch vor dem Krieg zu verlassen. Wie ihre Erzählerin wurde sie zweimal für Witze und kritische Bemerkungen über die Nazis inhaftiert. Während über Alice Carlé wenig bekannt ist, wurde Siewerts Aussage, dass Carlé gelegentlich bei ihr zuhause übernachtet habe, von mehreren Zeug*innen bestätigt, als Siewert nach dem Krieg die Anerkennung als Opfer des Faschismus beantragte. Nach Siewerts Festnahme stand ihre Wohnung Alice nicht mehr als Versteck zur Verfügung. Alice und ihre Schwester Charlotte wurden im August 1943 verhaftet, nach Auschwitz deportiert und noch im selben Jahr ermordet.²⁵

Durch »Das Orakel« konnte Siewert mit der Aufarbeitung einiger ihrer traumatischen Erlebnisse beginnen. Die Verwendung der Vergangenheitsform und temporaler Indikatoren wie »damals« oder »eines Tages«, ebenso wie Formulierungen wie »Berlin lag damals in Trümmern« oder »Der Krieg endete« schaffen eine zeitliche Distanz, die im Widerspruch zum Veröffentlichungszeitpunkt der Erzählung steht: nur anderthalb Jahre nach Kriegsende, als Berlin durchaus noch in Trümmern lag. Indem sie die Ereignisse in die Vergangenheit verlegte, distanzierte sich Siewert von dem anhaltenden Schmerz über den Verlust von Alice. Durch das Eingeständnis, das Orakel habe sich erfüllt, setzte sie der nagenden Ungewissheit über Alices Schicksal ein Ende und zog einen Schlussstrich, den die Realität noch nicht hergab. Das Schreiben mag Siewert somit geholfen haben, sich in der Gegenwart zu orientieren, von der erträumten gemeinsamen Zukunft mit Alice zu einer Zukunft ohne sie zu gelangen. Zugleich setzt sie mit »Das Orakel« Alice und ihrer beider Beziehung auch ein Denkmal. Indem sie die Geschichte fiktionalsierte und die Leser*innen über das genaue Wesen ihrer Freundschaft im Unklaren ließ, konnte sie um ihre queere Liebe trauern.

Nach Kriegsende bemühte sich Siewert jahrelang, etwas über das Schicksal von Alice Carlé herauszufinden, jedoch ohne Erfolg.²⁶ (Abbildung 1.2) Außerdem versuchte sie, ihre journalistische Karriere wiederaufzunehmen. Sie arbeitete als Übersetzerin und Dolmetscherin für den sowjetisch kontrollierten Berliner Rundfunk, bis sie dort aufgrund »antikommunistischer Haltung« unliebsam wurde.²⁷ Sie schrieb für Zeitungen und Zeitschriften, etwa den West-Berliner *Telegraf* und kurzzeitig auch für die Ost-Berliner *Weltbühne*. Durch einen ihrer Artikel, der 1947 in der *Weltbühne* erschien, wurde der Schriftsteller Kurt Hiller, ein maßgeblicher Akteur der homosexuellen Emanzipationsbewegung in der Weimarer Republik, der zu dieser Zeit noch im Londoner Exil lebte, auf sie aufmerksam. In der darauffolgenden Korrespondenz berichtete Siewert von zunehmenden politischen Spannungen in der Berliner Medienlandschaft, gab aber auch Einblicke in ihr Privatleben. In Hinblick auf die Wirksamkeit ihrer Arbeit und die Aussichten für ein demokratisches Deutschland war sie pessimistisch. »[Ich] schreibe für viele Zeitungen, aber es hat nicht viel Zweck«, schrieb sie in ihrer Antwort auf Hillers ersten Brief.



Abb. 1.2: Eva Siewert kurz nach dem Krieg.
Sammlung von Raimund Wolfert, Berlin.

»An meine Wohnungstür klebten mir unbelehrbare Landsleute schon wieder Zettel: ›Es lebe Deutschland!‹ ... Die Sympathie der Mehrzahl der Deutschen ist aufseiten unserer Denunzianten, die uns einst auslieferten und jetzt frei herumlaufen. Es hat keinen Sinn mehr, dieses irre Schiff mit feindseliger Mannschaft als Einsichtiger zu steuern oder das zu versuchen, umweht von den Schatten der teuren Toten.«²⁸

Trotz ihres begründeten Pessimismus und der Drohung, die die Botschaft an ihrer Wohnungstür bedeutet haben mag, war Eva Siewert in den unmittelbaren Nachkriegsjahren eine äußerst produktive Autorin. Bis 1950 hatte sie bereits über 130 Kurzgeschichten, Rezensionen, Kommentare und Übersetzungen veröffentlicht, und das trotz erheblicher gesundheitlicher Probleme, die auf ihre Inhaftierung zurückzuführen waren.²⁹ Mit Hiller tauschte sie sich auch über die Fortführung der homosexuellen Emanzipationsbewegung aus der Weimarer Zeit aus, und 1949/50 war sie kurzzeitig Mitglied der Berliner Sektion des wiedergegründeten wissenschaftlich-humanitären Komitees.³⁰ Zwei Buchmanuskripte, die Siewert in den Nachkriegsjahren verfasste, sind verschollen: Ein Erfahrungsbericht über ihre Zeit im Frauengefängnis konnte nicht mehr erscheinen, nachdem der Verlag Volk und Zeit 1949 bankrott ging.³¹ Ein Manuskript zum Thema weibliche Homosexualität wurde ebenfalls nicht veröffentlicht, obwohl sich Siewert ein öffentliches Interesse an dem Thema erhoffte, »weil sich diese Erscheinung ganz

besonders stark ausdehnt, schon durch den Männermangel«. ³² Auch zwei Jahre nach ihrer ersten Antwort an Hiller war Siewert angesichts der politischen Lage weiterhin deprimiert. »Wir sind nicht weitergekommen in den letzten Jahren, im Gegenteil! Wir waren 1945 weiter als jetzt. Mitunter resigniere ich, mitunter bekomme ich eine solche Wut, dass ich erst recht kämpfen möchte.« ³³ In ihrer Verzweiflung über Deutschland erwoog Siewert erneut die Emigration, blieb dann aber schließlich bis zu ihrem Tod 1994 in Berlin leben. Ihre Trauer um Alice Carlé hielt sie nicht davon ab, sich wieder zu verlieben – in ihren Briefen an Hiller erwähnt sie Schwärmereien und Beziehungen zu anderen Frauen. Über ihre zweite Lebenshälfte ist wenig bekannt; etwa ob die Liberalisierung Westdeutschlands sie ein wenig mit den Deutschen versöhnte und was sie über die Schwulen- und Lesbenbewegungen der 1970er Jahre dachte.

Mehr als zwanzig Jahre nach Siewerts Tod und mehr als siebzig Jahre nach Alice Carlés Ermordung machten öffentliche Erinnerungsorte in Berlin und im Internet die Liebe und die Leben der beiden Frauen sichtbar. Im Februar 2017 legten drei Berliner queere Archive – die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, das Spinnboden Lesbenarchiv und das Schwule Museum – Stolpersteine für Carlé, ihre Geschwister und ihre Eltern. ³⁴ 2018 lancierte die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft eine Gedenk-Website, »In Memoriam Eva Siewert«, die an die beiden Frauen erinnert und einen Teil von Eva Siewerts Werk zugänglich macht. ³⁵ Durch diese Website wurde die Kunsthistorikerin Oranna Dimmig auf Raimund Wolferts Forschung aufmerksam und nahm Kontakt auf. Bereits 1995 war sie durch Zufall in den Besitz eines Koffers mit persönlichen Dokumenten aus dem Nachlass von Siewert gekommen, unter anderem den Briefen, die Alice Carlé ihr ins Gefängnis geschickt hatte. So ließ sich das Bild von Eva Siewert und ihrer Liebesbeziehung mit Alice Carlé auf unverhoffte Weise verdichten. Ein seltener Glücksfall, insbesondere da die Akten zu Siewerts Nachlassverfahren für die Forschung nicht zugänglich sind, sondern der Zugang auf den »Kreis der beteiligten Parteien (potenzielle Erben, Gläubiger, etc.)« beschränkt ist. ³⁶ Die erstaunliche Geschichte der Überlieferung und die berührenden Zeugnisse von Siewert und Carlé sind 2025 in einem von Wolfert, Dimmig und Claudia Schoppmann herausgegebenen Band veröffentlicht worden. ³⁷

Siewerts Überlebenskampf in den Nachkriegsjahren ähnelt in mancher Hinsicht den Bemühungen der Kommunistin Hilde Radusch, trotz eskalierender Spannungen im Kalten Krieg und persönlicher Bedrohungen durch feindselige Männer politisch wie beruflich Fuß zu fassen und einen Beitrag zur politischen Erneuerung Deutschlands zu leisten.

Aus der politischen Heimat vertrieben: Hilde Radusch

Am Anfang dieses Kapitels befanden sich Hilde Radusch und Eddy Klopsch auf dem Weg von der Provinz durch die Vororte Berlins ins Stadtzentrum, um sich am politi-

schen Wiederaufbau der Stadt nach dem Ende des Faschismus zu beteiligen. Im folgenden Abschnitt untersuche ich, wie sich ihre Queerness auf Raduschs diesbezügliche Möglichkeiten auswirkte. Bei der Rekonstruktion des Lebens der beiden Frauen in den Nachkriegsjahren stütze ich mich vor allem auf Raduschs umfangreichen Nachlass im Feministischen Archiv FFBIZ, der Kalender, Haushaltsbücher, Korrespondenz, unveröffentlichte Manuskripte und Fotoalben umfasst.³⁸ Raduschs Nachlass lese ich gemeinsam mit den Akten des Paares zur Anerkennung als Opfer des Faschismus im Landesarchiv sowie der Historiografie zur kommunistischen Machtkonsolidierung im Berlin der Nachkriegszeit. Bei der Lektüre dieser Quellen tritt ein zutiefst prekäres Leben zutage, das von wirtschaftlicher Not, Feindseligkeit und Gewaltandrohungen überschattet war. Zugleich zeigt Raduschs Nachlass aber auch, wie diese beiden Frauen mittleren Alters hartnäckig nach einem würdigen Leben strebten, indem sie fortwährenden Anfeindungen trotzten und auch vor langwierigen Auseinandersetzungen mit den Behörden nicht zurückscheuten.

Else »Eddy« Klopsch und Hilde Radusch erlebten das Kriegsende in ihrem Garten im Dorf Prieros südöstlich von Berlin. Nach ihrer Rückkehr in die Stadt wohnten sie zunächst zur Untermiete, bevor sie ihre eigene Wohnung in Schöneberg beziehen konnten – ein Privileg, dass sie höchstwahrscheinlich Raduschs Verdiensten als Kommunistin zu verdanken hatten.³⁹ Die 1903 in eine kaisertreue Familie hineingeborene Hilde Radusch hatte sich als junge Erwachsene links politisiert und war mit achtzehn Jahren der Kommunistischen Jugend beigetreten. Nach einer Ausbildung zur Hortnerin trat sie 1925 als prototypisches Fräulein vom Amt in die Reihen der neuen weiblichen Angestellten in der Weimarer Republik ein und arbeitete als Telefonistin. Sie war im kommunistischen Roten Frauen- und Mädchenbund aktiv, hielt Vorträge und schrieb für verschiedene kommunistische Zeitschriften. Sie war Gewerkschafterin bei der Post und von 1929 bis 1932 Abgeordnete der KPD für Berlin-Mitte in der Stadtverordnetenversammlung. Wegen Letzterem wurde sie 1933 verhaftet und kam für knapp sechs Monate ins Gefängnis. Nach ihrer Entlassung arbeitete sie noch eine Weile im Untergrund für die Partei, hörte aber damit auf, weil sie, nach eigener Darstellung, »ein auffälliger Mensch [war], und für konspirative Arbeit ungeeignet.«⁴⁰ Den Rest der NS-Herrschaft überlebte sie mit diversen Büroarbeiten.

Hilde Radusch und Eddy Klopsch lernten sich 1939 kennen, als Radusch aus ihrem ehemaligen Heimatbezirk Schöneberg in eine neue Wohnung in Mitte umzog (Abbildung 1.3). Klopsch lebte im selben Haus.⁴¹ Die beiden Frauen freundeten sich an und wurden bald ein Paar. Rückblickend erinnerte sich Radusch an Klopschs Erwähnung des Damenklubs Violetta, einer bis 1933 aktiven lesbischen Gruppe, als gegenseitiges Erkennungszeichen, das ihre Beziehung überhaupt erst ermöglicht hatte. Über Klopsch ist weit weniger bekannt als über Radusch, und das Wenige, das sich rekonstruieren lässt, stützt sich auf Raduschs Nachlass. Klopsch wurde am 12. Mai 1906 in Berlin



Abb. 1.3: Hilde Radosch und Eddy Klopsch im Tiergarten, 1939. Nachlass Hilde Radosch, Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin.

geboren, wahrscheinlich mit einem Herzfehler.⁴² Als junge Frau arbeitete sie in einer Tabakfabrik, musste aber mit 22 Jahren dort wieder aufhören, weil sie »invalide« wurde, warum, ist unbekannt.⁴³ In den frühen 1940er Jahren betrieben die beiden Frauen einen Privatmittagstisch in Mitte. 1944 erfuhr Klopsch durch eine Freundin von Radoschs bevorstehender Verhaftung im Rahmen der Aktion Gitter, der konzertierten Verhaftung von ehemaligen Mandatsträger*innen nicht-nationalistischer Parteien am 22. August. Von da an versteckten sich Radosch und bald darauf auch Klopsch in ihrem Garten südöstlich von Berlin, wo sie den Einmarsch der Roten Armee erlebten.

Nach ihrer Rückkehr in die Stadt fand Radosch schnell Arbeit in ihrem alten Wohnbezirk in Schöneberg, und zwar als Leiterin des Bezirksausschusses für die Opfer des Faschismus (OdF) im Bezirksamt Schöneberg (Abbildung 1.4). Die von einem kommunistischen Überlebenden der NS-Konzentrationslager ins Leben gerufenen OdF besaßen eine doppelte Funktion: einerseits als politisches Gremium, das darüber entschied, wer als Opfer des Faschismus anerkannt wurde, andererseits als Fürsorgestelle, die Überlebenden Lebensmittel, Kleidung, Wohnraum und Arbeit vermittelte sowie Entschädigungszahlungen abwickelte.⁴⁴ Radoschs lebenslange politische Arbeit für die KPD verschaffte ihr diese Stelle bei der OdF. Ihre Aufgabe bestand darin, denen, die wie sie selbst die NS-Gefängnisse und Konzentrationslager überlebt hatten oder untergetaucht waren, mit dem Lebensnotwendigen zu versorgen oder bei der Beantra-

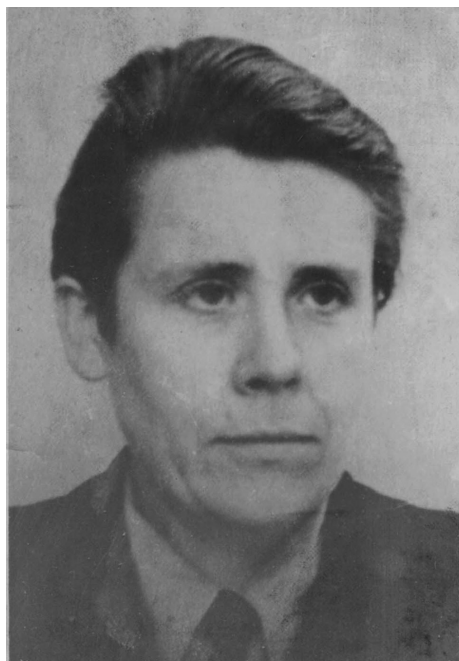


Abb. 1.4: Passfoto von Hilde Radusch, 1946.
Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin.

gung von Entschädigungen für das Durchlittene zu helfen. Doch schon nach wenigen Monaten führte Raduschs Arbeit bei der OdF zu Konflikten mit der Partei. Ende November 1945 wurde sie von der Berliner Parteileitung vor eine »Kontrollkommission« [!] zitiert.⁴⁵ Am 1. Januar 1946 wurde sie aufgefordert, vor einer weiteren Untersuchungskommission erscheinen, »um eine Reihe von Fragen zur Abklärung zu bringen.«⁴⁶ Das Datum dieses Treffens, der 7. Januar 1946, markierte nach fast 25 Jahren das Ende von Raduschs Mitgliedschaft in der KPD. Nur fünf Tage später kündigte sie ihre Stelle beim Schöneberger OdF-Ausschuss.⁴⁷ Doch Radusch verließ weder ihre Partei noch ihre Arbeit aus freien Stücken. Eine Reihe von Briefen, mit Bleistift in unbeholfener Handschrift geschrieben, gibt Aufschluss über die Gründe für ihre Kündigung und zeichnet ein unschönes Bild von Gier, politischen Intrigen und Frauenfeindlichkeit in der Nachkriegszeit. In einem undatierten Brief, der Bestandteil von Raduschs OdF-Akte ist, schreibt ein Heinz S. an einen namenlosen Genossen: »Die Frau Radusch musste ja auch deshalb gehen weil sie alle 4 Parteien gleich behandelt hat und die Anordnung von Jure auf K.P.D. Ausweis alles zu geben zurückgewiesen hat.«⁴⁸ In einem zweiten Brief an seinen Genossen M. schreibt Heinz S. weiter:

»Genosse. Ich halte es nicht mehr länger aus in euren Augen als Lump da zu stehn ich mach deshalb dir ein Geständnis ... Vor Weihnachten sprach Jure, Binz, Krüger, Stein-

fort. wie kriegen wir die Radosch raus die ist uns als Weib zu klug und gefährlich ich gebe 100 Zigarren und 5 Jacken wenn uns einer hilft. Ich war gerade dabei und fragte was man da tun mus. Darauf wurde mir gesagt aus Zimmer I. ein paar Rechnungen und ein Päckchen aus den Schreibtisch gleich vor der Tür rechts raus holen. Sie sagten mir nach Weihnachten wird alles wieder reingelegt. Ich habe aber indessen festgestellt das es nicht gemacht wurde sondern sie und Fr. Radosch aus dem Amt flogen.«⁴⁹

Einen ähnlichen Brief, in dem er sich selbst als Sozialdemokraten bezeichnet und der in ihrem Nachlass erhalten ist, schrieb Heinz S. an Hilde Radusch persönlich.⁵⁰ Obwohl keiner der Briefe datiert ist, stammen sie wahrscheinlich von Ende Februar oder Anfang März 1946, als die US-Militärverwaltung ein Verfahren gegen den Schöneberger Bürgermeister Gerhard Jurr (in den Briefen fälschlicherweise Jure geschrieben) und andere Kommunisten einleitete.⁵¹ In diesem dritten Brief bittet Heinz S., der befürchtet, in das Verfahren hineingezogen zu werden, Radusch darum, seine Haut zu retten, indem sie nicht im Prozess aussagt. Seine Briefe liefern zwei mögliche Erklärungen für Raduschs Entlassung: Bei der Verteilung von Gütern im Rahmen ihrer Arbeit für die OdF hatte sie sich geweigert, ihre Genoss*innen bevorzugt zu behandeln. Sie stand somit einer persönlichen Bereicherung im Weg. Um sie loszuwerden, arrangierte die Schöneberger Clique von Kommunisten und Sozialdemokraten den Diebstahl von Wertsachen und Unterlagen aus ihrem Büro.⁵² Der Diebstahl und die zu erwartende Anzeige wegen Veruntreuung beendeten rasch, was als vielversprechende Nachkriegskarriere in der Stadtverwaltung begonnen hatte.⁵³ Gleichzeitig schreibt S. auch, Radusch sei »als Weib zu klug und gefährlich« geworden. Die Formulierung lässt nicht viel Raum für Zweifel: Raduschs Geschlecht wurde als Bedrohung empfunden; sie gefährdete unmittelbar männliche Macht.

In einem Oral-History-Interview von 1979/80 nannte Radusch, die sich später in der Lesbenbewegung der 1970er Jahre engagierte und eine gefragte Zeitzeugin zum Berlin der Weimarer Republik, der NS-Zeit und den Nachkriegsjahren wurde, einen weiteren Grund für ihren Austritt aus der KPD:

»Ja, solange man mit den Kommunisten mitarbeitet, ja, und ihnen hilft bei der Arbeit undsoweiter, ist alles wunderschön. Aber als ich damals ausgetreten bin, da hat man mir gesagt, nun ja, also, wir würden dich ja auch wieder aufnehmen, wenn du uns versprichst, dass du deine Freundin laufen lässt. Hab mit der Faust auf den Tisch gehauen, hab gesacht, Meine Freundin geht euch gar nichts an, hab mein Parteibuch selbst eingereicht.«⁵⁴

In Raduschs Erinnerung war es also ihre Beziehung mit Eddy Klopsch, die sie für die Partei untragbar machte. Sie geht nicht weiter darauf ein, was genau ihre Genossen

gegen ihre Freundin einzuwenden hatten – ob es um etwas ging, was sie war oder getan hatte, oder ob sie nicht vielmehr die Beziehung der beiden grundsätzlich ablehnten.⁵⁵ Homophobie als Motiv erscheint hier jedoch durchaus plausibel. Wie die Historikerin Susanne zur Nieden gezeigt hat, teilten die Antifaschist*innen, die für die OdF arbeiteten, den »homophoben Konsens« und verweigerten im Nationalsozialismus verfolgten schwulen Männern und lesbischen Frauen die Anerkennung als Opfer und die daraus resultierende materielle Hilfe.⁵⁶ Heinz S' Appell an Radosch kann dazu beitragen, die Motivation der Männer zu entschlüsseln. Er schreibt:

»Man wollte sie ja längst umbringen aber ihre Freundin wich ja nicht von ihrer Seite und als sie mal jemand raus warf bemerkten sie an ihr ungeahnte Kräfte die Frau muss irgendeine Ausbildung haben denn ein schwerer Mann wie Papier in die Luft werfen könnte sie sonst nicht seitdem fürchtete man sich wenn sie dabei war.«⁵⁷

Diese Aussage überrascht angesichts von Klopschs fragiler Gesundheit – ihrem angeborenen Herzfehler, ihrer späteren Invalidität. Zudem war sie ungefähr einen Kopf kleiner als Radosch, die selbst bloß 1,62 Meter groß war, wie Abbildung 1.3 zeigt.⁵⁸ Es scheint daher so, als hätte in diesem Fall ihre Sichtbarkeit als queeres Paar eine Präsenz erzeugt, die es schwerer machte, sie körperlich anzugreifen. Für Radosch und Klopsch war ihre offen gelebte Beziehung ein Schutz, keine Gefahr. Doch auch wenn ihre Beziehung Radosch vor einem körperlichen Angriff schützte, konnte sie sie nicht vor Intrigen bewahren, vor dem Schmerz über den Verlust ihrer politischen Heimat und vor der Armut, die aus dem Mobbing durch ihre Genossen erwuchs. Im zweiten Teil des Kapitels wird es darum gehen, wie das Paar mit diesen emotionalen und finanziellen Herausforderungen umging und wie ihr Zuhause, auch wenn es einen Raum für Selbstfürsorge und die Konstituierung des sexuellen Selbst bot, Frauenfeindlichkeit und Homophobie nicht vollständig fernhalten konnte.

An Magnus Hirschfeld erinnern: Gerd Katter

Wie Hilde Radosch und Eddy Klopsch, die in den 1920er Jahren im Damenclub Violetta verkehrten, entdeckte Gerd E. Katter sein eigenes Queer-Sein während der Zeit der Weimarer Republik. Für Katters Coming Out als trans war jedoch nicht die Berliner Subkultur maßgeblich, sondern die Homosexuellen- und Transvestiten-Zeitschriften dieser Zeit, seine späteren Besuche im Institut für Sexualwissenschaft und die Bekanntschaft mit Magnus Hirschfeld, der für ihn zu einer Vaterfigur wurde. Aus diesem Grund startete Katter nach dem Ende des Nationalsozialismus eine eigene Kampagne zum Gedenken an den früheren Mentor. Im Juni 1947 landete sein leidenschaftlicher Brief auf dem Schreibtisch von Anton Ackermann, dem Vorsitzenden der Kulturabteilung des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei

Deutschlands (SED) und Funktionär des Kulturbunds, einem Forum für Intellektuelle und Kulturarbeiter*innen.⁵⁹ Katter stellte sich als »Kulturschaffender, als Mitglied des Kulturbundes, sowie insbesondere als Genosse und SED-Funktionär« vor.⁶⁰ Er zeigte sich zutiefst empört darüber, dass das neue Deutschland es bislang versäumt habe, an »einen bedeutenden Mann der deutschen Wissenschaft«, zu erinnern, einen Mann, der auch ein »Opfer des Faschismus« war und der Anerkennung »als Kämpfer für Sozialreform und Menschenrecht, als Freund der Sowjet-Union« und als »entschiedener Pazifist« verdiene. Der Mann, dessen Andenken der Schreiber hier gewürdigt sehen wollte, war Magnus Hirschfeld. Gerd E. Katter lebte in Birkenwerder, einer nördlich von Berlin gelegenen Gemeinde. Er hatte das Institut für Sexualwissenschaft in der Weimarer Republik als Ort der Zugehörigkeit erlebt und schöpfte daraus die Motivation für seine Kampagne zur Ehrung Hirschfelds und zum Wiederaufbau des Instituts für Sexualwissenschaft. Katter war nicht der Einzige, der im Berlin der Nachkriegszeit dafür kämpfte, dass Hirschfeld einen gebührenden Platz im kollektiven Erinnern der Deutschen erhielt.⁶¹ Was Katters Fall aber besonders interessant macht, sind seine Motivation und seine gesellschaftliche Stellung. Anders als andere Aktivist*innen für die Sache Hirschfelds war Katter kein Wissenschaftler, Intellektueller oder Politiker, sondern Angehöriger der Arbeiterklasse, der von seiner persönlichen Erinnerung an Hirschfeld angetrieben wurde. Die Schwierigkeiten, auf die er bei seinen Bemühungen stieß, geben Aufschluss über die Erinnerungspolitik in der SBZ in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Zur Erörterung von Katters Nachkriegs-Aktivismus ist es jedoch wichtig, seine Vorkriegsbiografie zu verstehen, insbesondere die Begegnung mit den Sexualwissenschaften, Magnus Hirschfeld und dem Institut für Sexualwissenschaft.

Der 1910 in Berlin-Britz geborene Katter wurde als Mädchen registriert und erzogen, fühlte sich jedoch diesem Geschlecht nie zugehörig.⁶² Als Jugendlicher stieß er auf einen Aufsatz des Sexualwissenschaftlers und Hirschfeld-Kollegen Max Hodann, in Anschluss daran entdeckte er die im Radszuweit-Verlag erscheinenden Homosexuellen- und Transvestiten-Zeitschriften, die er an Zeitungskiosken kaufte und zuhause versteckte. Katters Eltern, die anfangs über die nichtkonforme Geschlechtsidentität ihres Kindes nicht besonders glücklich waren, unterstützten ihn recht bald.⁶³ Sein Vater half ihm, eine Lehrstelle als Schreiner – einem Männerberuf – zu finden. In der Bibliothek des Holzarbeiterverbands entdeckte Katter Hirschfelds *Geschlechtskunde*, das Abschnitte über Homosexualität und Transvestitismus enthielt. Eine kommunistische Bekannte erzählte den Eltern vom Institut für Sexualwissenschaft, und ein Onkel, der ein Nachbar von Max Hodann war, stellte den Kontakt her. 1927 besuchte Katter das Institut zum ersten Mal, in Begleitung seiner Mutter. In einem späteren autobiografischen Bericht erinnert er sich an den freundlichen Empfang und beschreibt das Erlebnis als lebensverändernd: »Damit war es für mich vorbei mit Zweifel und Ängsten, von

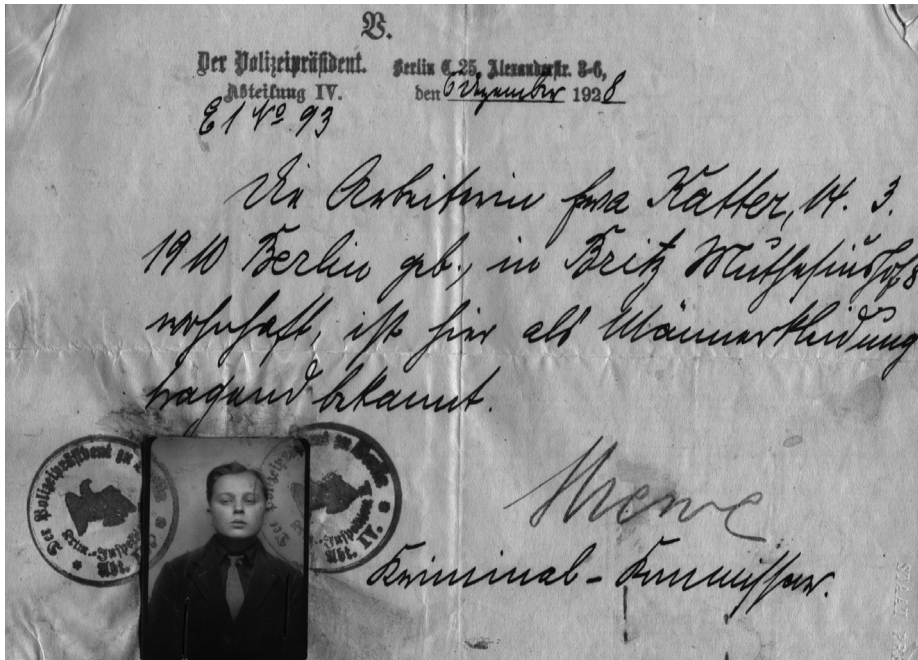


Abb. 1.5: Katters Transvestitenschein, 1928. Mit freundlicher Genehmigung der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, Berlin.

so freundl. Menschen hatte ich nichts mehr zu befürchten.«⁶⁴ Mindestens zwei Jahre lang kam Katter fortan regelmäßig in das Institut. Hirschfeld half ihm bei der Beschaffung eines Transvestitenscheins, einem Dokument, das seinen Inhaber als polizeilich bekannten Träger von Kleidung des anderen Geschlechts auswies (Abbildung 1.5). Wer einen Transvestitenschein besaß, konnte diesen bei einer Polizeikontrolle vorweisen und vermied dadurch, wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verhaftet zu werden. 1929 beantragte Katter die offizielle Änderung seines Vornamens in Gerd und unterzog sich zudem einer Operation, wahrscheinlich einer Masektomie.⁶⁵ Im Institut traf Katter auch auf andere jugendliche Patient*innen. Er verbrachte Zeit mit dem Archivar Karl Giese und malte sich sogar eine berufliche Zukunft als Gieses Nachfolger oder Assistent aus. »War doch mein Handwerk, wengleich von mir mit Freude ausgeübt, doch nichts was mich geistig befriedigen konnte!«⁶⁶ Auch sechs Jahrzehnte später gehörten seine Jahre im Institut für Katter rückblickend »zu den interessantesten meines Lebens.«⁶⁷ Er traf internationale Besucher*innen, »viel Amerikaner, Engl. u. Japaner.«⁶⁸ Noch bedeutsamer erschienen ihm die Treffen mit Reichstagsabgeordneten, die ins Institut kamen, um aus erster Hand etwas über Homosexuelle zu erfahren, während sie über eine Reform des § 175 berieten. Das vielleicht Wichtigste war jedoch, dass er

eine enge Beziehung zu Magnus Hirschfeld entwickelte, der ihn liebevoll »Katterchen« nannte und bei einer Gelegenheit sogar »mein lieber Sohn«, wie Katter berichtete.⁶⁹ Hirschfelds Rolle als Vaterfigur und die Bedeutung des Instituts als Ort von Sicherheit, Geborgenheit, Gemeinschaft und Verbundenheit, des Lernens und des politischen Engagements motivierten Katters Nachkriegs-Aktivismus, und die Erinnerungen an die dort verbrachte Zeit hielt er bis ins hohe Alter in Ehren. In gewisser Weise lebte das Institut für Katter auch lange nach seinem Verschwinden weiter.

Über Katters Leben in der NS-Zeit ist wenig bekannt.⁷⁰ Während der Kriegsjahre arbeitete er für eine Versicherungsgesellschaft und nahm, seiner Passion für die Bühne folgend, privaten Schauspielunterricht.⁷¹ Nach dem Krieg ließ er sich mit seiner Mutter in Birkenwerder nieder. Von dort, aus der Peripherie Berlins, engagierte er sich für die Wiedergründung des Instituts für Sexualwissenschaft sowie die Würdigung und das Andenken Magnus Hirschfelds. Katter gab an, entsprechende Bemühungen bereits seit 1945 unternommen zu haben, die erste Quelle dazu ist jedoch sein Brief an den Kulturbund vom 24. Juni 1947.⁷² In seinem Appell stellte Katter sowohl sich selbst als auch Magnus Hirschfeld als gute Sozialisten und Antifaschisten dar und betonte, dass er sich bereits während der NS-Zeit aktiv für Hirschfelds Ehre eingesetzt habe.⁷³ Mit der Bezeichnung Hirschfelds als »Opfer des Faschismus« und »Kämpfer« bediente sich Katter der aufkommenden sozialistischen Anerkennungskategorien für NS-Überlebende. »Opfer des Faschismus« war die offizielle Bezeichnung für Überlebende, die als solche staatlich anerkannt wurden.

Katter hob besonders Hirschfelds Eigenschaft als »Kämpfer« hervor: Ein »Kämpfer für Sozialreform und Menschenrecht« sei er gewesen, der einen »Kampf gegen Unwissenheit und Gedankenlosigkeit« geführt, der Hunderte von Menschen vor dem Selbstmord bewahrt habe, indem er »sie zu Mitkämpfern schuf«, ein »Kämpfer für die Wahrheit«, kurz, ein »gigantische[r] Kämpfer«.⁷⁴ Diese Darstellung Hirschfelds musste als vielversprechende rhetorische Strategie erscheinen, weil sie die Unterscheidung der OdF zwischen »aktiven Kämpfern« und »passiven Opfern« aufgriff, wobei letztere weniger Recht auf Anerkennung und konkrete Hilfe hatten. Aber Katter appellierte auch an den Nationalstolz seiner Adressaten. Er nannte Hirschfeld einen weltweit bekannten »deutschen Helden«, der »im grellen Scheinwerferlicht ... der Weltöffentlichkeit« stand.⁷⁵ »Denn was soll das Ausland von uns denken«, fragte er, »wenn dieser 12 Jahre totgeschwiegene Mann jetzt bereits im 15. Jahr schweigen muss?« Er schloss seinen Brief mit einer Ermahnung aus der Feder keines Geringeren als Johann Wolfgang von Goethe: »Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!«⁷⁶ Bemerkenswert ist dabei, dass Katter Hirschfelds Deutschtum hervorhob, während er zu seinem Jüdischsein kein Wort verlor. Offenbar nahm er – zu Recht – an, dass diese Erwähnung seiner Sache kaum dienlich sein würde. Vielmehr hätte sie stattdessen seine Darstellung Hirschfelds als »Kämpfer« unter-

minierte, da die ODF-Hierarchie die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus als »passive Opfer« herabwürdigte.

Seinen Aufruf zur Würdigung Hirschfelds und zur Fortführung seines Werks unterstrich Katter, indem er um prominente Unterstützung für sein Vorhaben warb. Er wandte sich unter anderem an die Schriftsteller Friedrich Wolf und Arnold Zweig, an den Wissenschaftler und Sexualreformer Paul Krische, an Paul Bönheim, den Direktor des Leipziger Universitätskrankenhauses, sowie an Harry Damrow, den Pressechef des Berliner Rundfunks und Mitglied der Berliner Führung des Kulturbunds.⁷⁷ Sie alle äußerten Verständnis für Katters Anliegen, hatten jedoch als verdienstvolle Antifaschisten inzwischen wichtige Funktionen im kulturellen und medizinischen Bereich inne und waren außerordentlich beschäftigt. Krische schrieb, er habe sich an Zeitungen gewandt, damit diese anlässlich von Hirschfelds Geburtstag Würdigungen veröffentlichen würden. Wolf versprach, er werde versuchen, eine Würdigung in der Zeitschrift der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) zu schreiben.⁷⁸ Damrow antwortete, er habe die Bundesleitung des Kulturbunds kontaktiert und werde die Kulturredakteur*innen seines Senders auf Hirschfeld aufmerksam machen. Zweig, der im Oktober 1948 aus dem Exil in Palästina bzw. Israel nach Berlin zurückgekehrt war, nannte Katters Brief eines der »dankenswertesten Erlebnisse[...] seit meiner Rückkehr nach Deutschland.«⁷⁹ Dennoch warnte er Katter, dass Hirschfelds Rehabilitierung einige Zeit benötigen werde und bot eine Erklärung, warum niemand sich für ihn zu interessieren schien.

»Sie müssen sich darüber klar sein, dass es sich bei dem Verhalten der Öffentlichkeit gegenüber dem Andenken und Lebenswerk Magnus Hirschfelds ja nicht nur um einen Akt der Sexualverdrängung handelt ... sondern darüberhinaus um eine Pause in der Beschäftigung mit der psychologischen Seite gesellschaftlicher Vorgänge.«⁸⁰

Das Desinteresse der deutschen Öffentlichkeit an Hirschfeld deutete Zweig also als Ausdruck der deutschen Schuld am Holocaust. Und tatsächlich lässt sich der Widerstand, auf den Katter stieß, als das Ergebnis einer Überlagerung verschiedener Diskurse erklären. Indem er Hirschfeld als Pazifisten und frühen Freund der Sowjetunion darstellte, hatte Katter dem neuen sozialistischen Deutschland gute Argumente geliefert, ihn als Helden zu feiern. Doch die Diffamierung Hirschfelds als jüdischen Perversen durch die Nazis, die auf einer früheren Gleichsetzung von Juden und sexueller Liberalisierung sowie der Sexualwissenschaft als jüdischer Wissenschaft beruhte, wirkte auch in der Nachkriegszeit weiter nach.⁸¹ Hirschfelds Mitgliedschaft in der SPD hätte vermutlich nicht zu seinen Gunsten gewirkt, nachdem die Vereinigung von SPD und KPD zur SED in der SBZ von den durch die West-Alliierten kontrollierten Sektoren abgelehnt wurde. Zudem hatten viele führende Köpfe der ostdeutschen SED im

Exil im stalinistischen Russland die dortige reaktionäre Sexualpolitik übernommen – trotz der sexuellen Progressivität der KPD während der Weimarer Republik.⁸² Als der Kulturbund in einem Aufsatz 1947 dazu aufrief, »ein neues, sauberes und anständiges Leben« »auch auf geistig-kulturellem Gebiet« zu schaffen, nahm er damit den Anspruch des ostdeutschen Staats auf moralische Reinheit und Anständigkeit vorweg, der in den 1950er Jahren Parteipolitik werden sollte.⁸³ Daher verwundert es nicht, dass die prominente Unterstützung für Katters Projekt nicht zu einer Würdigung Hirschfelds durch den Kulturbund führte. Falls Zweig, Damrow oder Wolf sich für Hirschfelds Andenken eingesetzt haben sollten, so haben ihre Bemühungen jedenfalls keine Spuren in den Archiven hinterlassen.⁸⁴ Falls einer der Berliner Bezirksverbände des Kulturbunds im Jahr 1948 ein Gespräch über Hirschfeld und das Institut für Sexualwissenschaft organisiert hat, wie Harry Damrow sich vage erinnerte, so wurde es jedenfalls nicht festgehalten.⁸⁵

Dass er Hirschfeld und sich selbst als Sozialisten darstellte und die Würdigung von Hirschfelds Vermächtnis als Aufgabe des neuen, antifaschistischen Deutschlands beschrieb, hielt Katter nicht davon ab, sich auch an potenzielle Verbündete in Westdeutschland zu wenden. Im Februar 1951 schrieb er an die westdeutsche Zeitschrift *Liebe und Ehe*.⁸⁶ Diese kurzlebige Ratgeberzeitschrift diente als Diskussionsforum für Sex innerhalb und außerhalb der Ehe und schwankte, wie Dagmar Herzog gezeigt hat, zwischen der Distanzierung und der Affirmation von NS-Positionen zur Sexualität.⁸⁷ Hier stieß Katters Anliegen jedoch auf taube Ohren. Der Herausgeber Dr. Kaltoven teilte ihm mit, dass das in Frankfurt am Main neu gegründete Institut für Sexualwissenschaft sich von Hirschfeld distanzieren wolle. Kaltoven brachte Hirschfeld mit »in Extreme [verfallende]« Positionen in den Debatten um den § 175 in Verbindung und behauptete, seine Ideen seien »vielfach missverstanden« und als »Freibrief oder Rechtfertigung verwendet« worden, wodurch Hirschfeld »ein Opfer seiner eigenen, durchaus lauterer Bemühungen« geworden sei.⁸⁸ Er äußerte zudem Zweifel an der fortdauernden Gültigkeit von Hirschfelds Forschungserkenntnissen und schloss sich damit den Distanzierungsbewegungen führender westdeutscher Sexualwissenschaftler*innen an.⁸⁹ Kaltovens Kritik an Hirschfeld blieb jedoch unpräzise. Da Alfred Kinseys Forschungen in Deutschland erst einige Jahre später veröffentlicht werden sollten, bezogen sich die von ihm erwähnten wissenschaftlichen Zweifel vermutlich auf die der NS-Sexualwissenschaften. Kinseys Bericht über das Sexualverhalten von Frauen wurde 1954 ins Deutsche übersetzt, der Band über Männer erschien 1955 auf Deutsch. Dennoch wussten die Deutschen schon Jahre vorher von Kinseys Forschungen, da verschiedene Zeitschriften über seine spektakulären Ergebnisse berichtet hatten und eine ganze Reihe von preiswerten Ausgaben mit Zusammenfassungen in verständlicher, nicht allzu wissenschaftlicher Sprache bereits in den frühen 1950er Jahren erhältlich waren.⁹⁰ Angesichts der gewaltsamen Zerstörung von Hirschfelds Institut und seiner fortgesetzten

Diffamierung durch die Nazis muss die Unterstellung des Herausgebers, Hirschfeld sei an seinem eigenen Niedergang selbst schuld gewesen, als pure Feindseligkeit bewertet werden. Kaltofens Antwort ist ein Beispiel für die Kontinuität von NS-Gedankengut in der Zeitschrift *Liebe und Ehe*. Wie Dagmar Herzog gezeigt hat, brachte die Zeitschrift antisemitische Ressentiments sowohl implizit, durch die Verunglimpfung von Freud und der Psychoanalyse, als auch explizit, durch die Assoziation von Judentum mit sexueller Verdorbenheit zum Ausdruck.⁹¹

Gerd Katter war freilich nicht der Einzige, der sich um das Andenken Hirschfelds bemühte. In Sachsen appellierte der Psychiater Rudolf Klimmer an die Behörden und an den Kulturbund, Hirschfelds Arbeit fortzusetzen und ein sexualwissenschaftliches Institut einzurichten.⁹² Homophile Publikationen wie *Der Kreis* aus der Schweiz veröffentlichten regelmäßig Gedenkartikel, oft aus der Feder von Hirschfelds Freund und Mitstreiter Kurt Hiller.⁹³ Hiller selbst bemühte sich um die Fortsetzung von Hirschfelds Werk in Westdeutschland, wurde jedoch bald von der zurückhaltenden Politik der westdeutschen Sexualwissenschaften entmutigt.⁹⁴ 1952 druckte die Homophilen-Zeitschrift *Die Freunde* eine kurze Notiz aus der Westberliner Abendzeitung *nacht-depesche* nach, in der es um eine im November 1951 stattgefundene Gedenkfeier für Hirschfeld im Kreuzberger Kammermusiksaal in der Halleschen Straße ging.⁹⁵ Organisiert wurde die Veranstaltung vom Adolf-Koch-Institut und dem Bund für Körperkultur und Erziehung, zwei Arbeiter-Freikörperkultur-Vereinen aus der Weimarer Zeit, die nach dem Krieg mit Unterstützung des Kreuzberger Bezirksamts wiedergegründet worden waren. Es sprachen der Kreuzberger Bürgermeister Willy Kressmann sowie ehemalige Kolleg*innen Hirschfelds aus Medizin- und Aktivismuskreisen.⁹⁶ Die Kurzmeldung enthält keine weiteren Informationen über die Gedenkfeier, etwa zur Zahl der Teilnehmer*innen oder dem Inhalt der Reden. Dennoch zeigt die Tatsache, dass die Veranstaltung von der Bezirksverwaltung unterstützt und in einem Festsaal abgehalten wurde, dass Hirschfeld nicht überall vergessen und geächtet war. In Kreuzberg, einem Arbeiterbezirk, der seit dem späten 19. Jahrhundert eine queere Subkultur beherbergte, wurde Hirschfeld sogar noch Anfang der 1950er Jahre gefeiert. Die Hallesche Straße, wo die Gedenkfeier abgehalten worden war, lag in fußläufiger Entfernung zu den Bars und Tanzsälen, die Hirschfeld oft besucht und in seinen Werken beschrieben hatte. Die Umbenennung des Bunds für Menschenrecht, eines Vereins für die Rechte von Homosexuellen aus der Zeit vor dem Krieg, die sich nach mehreren Versuchen im Charlottenburger Bezirksamt als Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft neu registrieren ließ, könnte von der gesteigerten Wahrnehmung Hirschfelds nach der Kreuzberger Gedenkfeier inspiriert worden sein. Diese erste Gruppe, die nach dem Krieg Hirschfelds Namen trug, hatte ihr Büro sowie ihr Archiv für Sexualwissenschaft ebenfalls in Kreuzberg, in der Skalitzer Straße.⁹⁷ Wie bei allen anderen Organisationen, die sich dem Kampf gegen die Kriminalisierung und Stigma-

tisierung der Homosexualität verschrieben hatten, verlieren sich ihre Spuren jedoch Ende der 1950er Jahre.

Trotz der Bemühungen Katters, Hillers und anderer blieb die Erinnerung an Hirschfeld und das Institut für Sexualwissenschaft im Gedächtnis Ost- wie Westdeutschlands bis in die 1980er Jahre verloren. Die Zerstörung des Instituts und der Disziplin der Sexualwissenschaft durch die Nazis sowie die aktive Unterdrückung der Erinnerung an diese Zerstörungen in der Nachkriegszeit wirkten also noch Jahrzehnte weiter.⁹⁸ Im Jahr 1970 lehnte die West-Berliner Landespostdirektion das Ansinnen, Hirschfeld mit einer Gedenkmarke zu würdigen, ab und behauptete – fälschlicherweise –, der Sexualwissenschaftler sei der allgemeinen Öffentlichkeit nicht bekannt gewesen.⁹⁹ Die Forschung zu und die Erinnerung an Hirschfeld und das Institut kamen erst in den 1980er Jahren wieder in Gang. 1982 gründete eine Gruppe von West-Berliner Schwulen- und Lesbenaktivist*innen eine neue Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft (MHG), die sich der Forschung zu Hirschfeld, dem Institut und der deutschen Sexualwissenschaft verpflichtete; 1986 veröffentlichte Charlotte Wolff, die im Berlin der Weimarer Zeit Medizin studiert und das queere Nachtleben genossen hatte, ihre Hirschfeld-Biografie.¹⁰⁰

Katter, der noch immer am Ost-Berliner Stadtrand lebte, hörte 1985 in einem West-Berliner Radiosender von der MHG. Er schrieb ihnen umgehend, wobei er eine mögliche Zensur umging, indem er seinen Brief einer Person mitgab, die ihn nach West-Berlin brachte. Katter begriff die Aktivitäten der MHG als Fortsetzung seiner eigenen Bemühungen,

»zu Ehren des Humanisten Magnus Hirschfeld, und zum Wohle der Menschen, denen seine Sorge galt, eine Institution ins Leben zu rufen, bzw. wieder auferstehen zu lassen, die endlich die Lücke schliesst, die seit seiner Vertreibung aus Hitler-Deutschland und der Zerschlagung des Instituts, das er grosszügig dem Staat zur Verfügung gestellt hatte, entstanden war«.¹⁰¹

Seine Bemühungen waren, so glaubte Katter, am »Fehlen eines entsprechenden Auftrages einer fehlenden zuständigen Stelle« gescheitert – eine zutreffende Analyse angesichts der nicht vorhandenen freien Öffentlichkeit in der DDR und der Schwierigkeiten, mit denen die entstehenden schwulen und lesbischen Organisationen in den 1970er und 1980er Jahren zu kämpfen hatten.¹⁰² Katters lebenslange Mission, das Andenken an Hirschfeld zu erhalten, erfüllte sich schließlich, als er seine eigenen Lebenserinnerungen aufzeichnete und seinen Nachlass dem Archiv der MHG stiftete.¹⁰³ Dort steht er heute in den Regalen neben den Büchern und Zeitschriften, die für Katter und seine Selbstwerdung als junger Mensch so wichtig waren, neben den Nachlässen anderer, die sich im Raum des Instituts aufhielten – und sind in gewisser Weise nach Hause gekommen.

Im ersten Teil dieses Kapitels habe ich die Bemühungen queerer Berliner*innen um Zugehörigkeit im Berlin der Nachkriegszeit nachgezeichnet. Die untersuchten Quellen ergaben dabei ein ambivalentes Bild. Eva Siewert setzte ihrer Geliebten Alice Carlé ein literarisches Denkmal. Indem sie die romantischen bzw. sexuellen Aspekte ihrer Beziehung nicht näher benannte, schuf sie einen Raum, in dem sie ihre Liebe betrauern konnte. Gerd Katter ging als Mann durch und er sprach nicht öffentlich über sein Trans-sein. Seine Queerness blieb unsichtbar und beeinträchtigte seine Arbeit nicht. Hilde Raduschs sozialistische Genossen wussten von ihrer Homosexualität und drängten sie zur Trennung von ihrer Freundin. Ob sie nun von Homophobie oder Sexismus motiviert waren oder beidem, so war ihnen doch bewusst, dass Radusch durch die Beziehung mit Eddy Klopsch geschützt war. Wenngleich es ihnen nicht gelang, die Bindung der beiden Frauen zu zerstören, beendeten ihre Intrigen Raduschs vielversprechende Karriere in der Stadtverwaltung und führten zu jahrzehntelanger Prekarität und Armut. Welche Rolle ihr Zuhause für die Bewältigung dieser schwierigen Situation spielte, und wie sich Häuslichkeit für andere queere Berliner*innen in der Nachkriegszeit gestaltete, ist das Thema des zweiten Teils dieses Kapitels.

Queere Häuslichkeit

Im Mai 1945 war ein Drittel der Berliner Wohnungen aus der Vorkriegszeit unbewohnbar; zerstört entweder aufgrund der NS-Pläne zum Umbau Berlins zur Reichshauptstadt Germania, durch alliierte Bombenangriffe oder den Kampf um Berlin im Frühjahr 1945. Nur ein Viertel des Wohnungsbestands von 1939 war unbeschädigt, der Rest reparaturbedürftig.¹⁰⁴ Auch die Einwohnerzahl der Stadt war geschrumpft: durch die Vertreibung, Deportation und Ermordung der jüdischen Bevölkerung; durch den Tod von Zivilist*innen bei Bombenangriffen oder deren Flucht vor Bombardements, durch Tod oder Kriegsgefangenschaft deutscher Soldaten. Dafür strömte nach der deutschen Kapitulation eine große Zahl von Flüchtlingen aus ehemals deutschen oder von Deutschland besetzten Gebieten in Russland, Polen und der Tschechoslowakei in die Stadt.¹⁰⁵ Obwohl der sowjetische Stadtkommandant ein Zuzugsverbot für Berlin verhängte und versuchte, die Flüchtlinge in andere Teile des Landes zu lenken, kamen sie weiterhin in Berlin an und blieben; nicht selten in Lagern, in denen zuvor Zwangsarbeiter*innen untergebracht waren, oder in Behelfsunterkünften wie etwa den britischen Nissenhütten.¹⁰⁶

Die Wohnungsnot war akut und Baumaterialien waren schwer zu bekommen. Zudem verfügte Berlin unmittelbar nach Kriegsende nicht über die nötigen Mittel für einen groß angelegten Wiederaufbau; staatlich geförderte Städte- und Wohnungsbauprogramme entstanden erst nach der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949.¹⁰⁷ Infolgedessen bestanden die meisten Haushalte nicht aus einer Kleinfamilie, sondern

aus Frauen und Kindern, entfernteren Verwandten oder Menschen, die überhaupt nicht miteinander verwandt waren. Wie Kirsten Plötz gezeigt hat, fand diese Realität sogar Eingang in die Beratungen zum Grundgesetz für die BRD: Frauenpaare, die gemeinsam Kinder großzogen, waren so verbreitet, dass man erwog, diese Frauenfamilien in den durch das Grundgesetz garantierten Schutz der Familie mit einzubeziehen – eine radikale, wenngleich letzten Endes erfolglose Infragestellung der bestehenden Vorstellungen von Familie und der Ideologie der Kleinfamilie, die sich in den 1950er Jahren wieder durchsetzen würde.¹⁰⁸ In Ost-Berlin blieben große Haushalte, in denen verschiedene Parteien – nahe und entfernte Verwandte sowie nicht verwandte Bewohner*innen – zusammenlebten, noch bis in die späten 1960er Jahre die überwiegende Praxis.¹⁰⁹ In West-Berlin wurden Mitte der 1950er Jahre vom Bund und den USA Gelder für den öffentlichen Wohnungsbau bereitgestellt, und der Bau von Mehrfamilienhäusern ging schneller voran als in Ost-Berlin, wo die Entwicklung der Schwerindustrie und die Errichtung repräsentativer Bauten Vorrang vor dem Wohnungsbau hatte.¹¹⁰ Zugleich lebten auch in West-Berlin »vor Mitte der 1950er Jahre nur wenige Berliner*innen in Kleinfamilien-Haushalten, und selbst nach dieser Zeit stieg die Zahl nur allmählich an.«¹¹¹ Insgesamt blieb die Wohnungssituation auch lange nach der Gründung der beiden deutschen Staaten extrem angespannt. Privatsphäre war für den Großteil der Stadtbewohner*innen Luxus und keinesfalls die Norm. Und die Mehrzahl der Berliner*innen – Ost wie West – lebte in den 1950er und 1960er Jahren nicht im Modell der Kleinfamilie.

Was bedeutete die Wohnungsnot nun für queere Berliner*innen? Die fehlende Privatsphäre betraf zwar die meisten Berliner*innen aus der Mittel- und Arbeiterklasse, die Auswirkungen waren jedoch durchaus unterschiedlich. Männer der Arbeiterklasse, die in Hotels, Wohnheimen oder zur Untermiete lebten, durften keine anderen Männer mit nach Hause bringen. Diese Beschränkung betraf beispielsweise Fritz Schmehling, der Anfang der 1960er Jahre von Westdeutschland nach West-Berlin gezogen war, da die Stadt als Zufluchtsort für Schwule galt.¹¹² Als Facharbeiter konnte er dem Wehrdienst entgehen, indem er sich verpflichtete, für zwei Jahre in West-Berlin zu arbeiten – eine Gelegenheit, die er ergriff, sobald er mit einundzwanzig Jahren volljährig wurde. Zu der Stelle, die das westdeutsche Arbeitsamt ihm vermittelt hatte, gehörte auch die Unterkunft in einer Nissenhütte in Berlin-Spandau. Aufgrund der dort fehlenden Privatsphäre blieb Schmehling kaum etwas anderes übrig, als außerhalb seines Zuhauses Sex zu haben. Auf seine diesbezüglichen Erfahrungen werde ich im folgenden Kapitel zu öffentlichen Räumen noch zurückkommen.

In Kontaktanzeigen zur Vermittlung von Brieffreundschaften, wie etwa im Berliner *Amicus-Briefbund*, wurden gleichgeschlechtliche Liebe und Freundschaft mitunter auch in Verbindung mit einer Unterkunft gesucht. Der *Amicus-Briefbund* war eine Zusammenstellung von Kontaktanzeigen, die seit 1948 mit Genehmigung des ame-

rikanischen Militärkommandos monatlich erschien.¹¹³ Der Name *Amicus* kam vom lateinischen Wort für »Freund«, ein Ausdruck, der lange zur Bezeichnung eines gleichgeschlechtlichen Partners diente und von queeren Publikationen der Weimarer Zeit, wie etwa *Freundschaft* oder *Die Freundin* verwendet wurde. Der Herausgeber beschrieb den Zweck des *Briefbunds* so, dass es für Außenstehende unverfänglich klang, von den intendierten Adressat*innen aber sehr wohl verstanden wurde: Der *Briefbund* richtete sich an all jene, die auf der Suche nach »aufrichtiger Kameradschaft« und »gleichgesinnten Menschen« waren, »auch über Zonen- und Ländergrenzen hinweg«. Er versprach denen, die »reine Freundschaft, wertvolle Lebenskameradschaft« vermissten, ein Ende der Einsamkeit und richtete sich an diejenigen, die besonders vorsichtig sein und nicht sofort erkannt werden wollten. Aber auch Abonnent*innen, die Gleichgesinnte für ihre Hobbys oder Geschäftspartner*innen für ihre Unternehmungen suchten, konnten Anzeigen aufgeben.¹¹⁴ Die Anzeigen kamen aus ganz Deutschland, der Großteil stammte jedoch von Berliner*innen, von denen wiederum die meisten in den Westsektoren lebten.

In der *Briefbund*-Ausgabe vom Februar 1950 suchte ein Mann aus dem Ostsektor eine »Dauerfreundschaft« und fügte hinzu: »Für Betätigung und Wohnung wäre ich dankbar.«¹¹⁵ In der gleichen Ausgabe erwähnen drei Männer und eine Frau in ihren jeweiligen Annoncen, dass sie über ein eigenes Zuhause verfügen, und signalisieren damit ein höheres Maß an Privatsphäre für die von ihnen gesuchten gleichgeschlechtlichen Begegnungen sowie eine mögliche Unterkunft für eine*n neue*n Freund*in. Im Juni 1951 rief das Hamburger Homophilen-Magazin *Die Freunde* seine Leser*innen dazu auf, der Redaktion freie Zimmer zu melden und damit denjenigen »Freunden« zu helfen, die nach einem Prozess oder sogar der Verbüßung einer Gefängnisstrafe wegen des Verstoßes gegen § 175 von vorne anfangen mussten.¹¹⁶ Dieselbe Zeitschrift sammelte auch Adressen für befristete Unterkünfte deutschland- und europaweit, nicht nur in Metropolen, sondern auch in Mittel- und Kleinstädten.¹¹⁷

Frauenfamilien

Im Gegensatz dazu waren Frauenpaare, die zusammenlebten, grundsätzlich weniger verdächtig und sogar ein »durchaus angesehener Teil der Gesellschaft«, die mögliche Intimität zwischen Frauen tolerierte, solange sie nicht öffentlich gezeigt oder thematisiert wurde.¹¹⁸ Wie bereits erwähnt, bestanden viele Haushalte aus zwei Frauen, die ihre Kinder während der Abwesenheit ihrer Männer gemeinsam aufzogen. Die Wahrnehmung von Frauenpaaren veränderte sich in Westdeutschland jedoch, als konservative Kräfte im Laufe der 1950er Jahre und bis Ende der 1960er Jahre die Ehe als einzig legitimes Modell des Zusammenlebens etablierten.¹¹⁹ Im Folgenden diskutiere ich zwei Beispiele lesbischer Liebesbeziehungen in Frauenfamilien. Die erste ist die Beziehung von Käthe »Kitty« Kuse und Ruth Zimmel. Käthe »Kitty« Kuse ist eine bekannte Figur

der lesbischen Geschichte Berlins. Sie gehörte der gleichen Generation an wie Hilde Radusch, und wie diese engagierte sie sich als ältere Frau in der West-Berliner Lesbenbewegung der 1970er Jahre, freundete sich mit einer Gruppe junger Aktivistinnen an und war in den 1980er Jahren Gegenstand von Oral-History-Interviews, Veröffentlichungen und Dokumentarfilmen.¹²⁰

Die 1905 in Schöneberg geborene Kuse hatte seit den 1920er Jahren in lesbischen Beziehungen gelebt.¹²¹ Während der Weimarer und der NS-Zeit arbeitete sie als Schreibkraft und Buchhalterin. Nach dem Krieg holte sie ihr Abitur nach und schrieb sich an der Humboldt-Universität für ein Studium der Wirtschaftswissenschaften ein.¹²² Ihre Ausbildung sowie ihre Mitgliedschaften in der SED und dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) der DDR bildeten die Grundlage für eine steile Karriere in Ost-Berlin. Bereits Anfang der 1950er Jahre verdiente Kuse außerordentlich gut; ihr Einkommen betrug mehr als das Vierfache des Durchschnittslohns. Sie arbeitete für verschiedene Agenturen in Ost-Berlin: von 1946 bis 1950 für den Zentralverband der Deutschen Industrie (Deutsche Wirtschaftskommission), dann in der Regierungskanzlei der DDR, von 1951 bis 1954 im Patentamt, wo sie Führungspositionen innehatte, und schließlich von Januar bis September 1955 im VEB Forschungs- und Entwicklungsbetrieb für Turbinen und Transformatoren.¹²³ 1952 lernte sie, als sie sich im Krankenhaus Weißensee von einem Zusammenbruch erholte, Ruth Zimmel kennen, eine Vertriebene aus Ostpreußen, die dort ebenfalls Patientin war. Die 1911 geborene Zimmel hatte im Einzelhandel und später im Lebensmittelladen ihres Mannes gearbeitet, dessen Leitung sie übernahm, als er zur Wehrmacht eingezogen wurde. Als Zimmel Kuse kennenlernte, war sie noch verheiratet, sie ließ sich jedoch noch im gleichen Jahr von ihrem Mann scheiden und zog mit ihren beiden Töchtern zu Kuse, die mit ihrem Einkommen die ganze Familie ernährte.¹²⁴ Als die Familie 1955 nach West-Berlin zog, verlor Kuse ihre gut bezahlte Stelle, die beiden blieben aber bis 1970 ein Paar.

In Kuses umfangreicher Sammlung von Fotografien befindet sich eine Schwarzweißaufnahme, die Ruth Zimmel und ihre Töchter in einem offenbar fröhlichen, unbeschwerten Moment zeigt.¹²⁵ Sie ist auf das Jahr 1952 datiert, das Jahr, in dem Kuse und Zimmel sich kennenlernten. Das Bild ist an einem sonnigen Tag im Freien aufgenommen, im Hintergrund ein großer Gegenstand aus Weidengeflecht, der an einen Strandkorb erinnert. Das Foto, das aus Gründen des Schutzes der Privatsphäre hier nicht gezeigt werden kann, wirkt wie ein typischer Familienschnappschuss. Die Abwesenheit eines zweiten Elternteils beeinträchtigt den Eindruck des Familienglücks keineswegs, sondern ist vielmehr ein übliches Attribut solcher Bilder, da sich der fehlende Elternteil meist hinter der Kamera befindet. Ob es sich dabei in diesem Fall um Kitty Kuse handelte oder nicht, die Tatsache, dass sich das Foto in ihrem Nachlass befindet, spricht dafür, dass diese Szene für sie eine besondere Bedeutung hatte: dass ihre Rolle

als Elternteil und zumindest für eine Zeitlang auch als Familienversorgerin ein wichtiger Teil ihrer Lebensgeschichte war, den sie der Nachwelt hinterlassen wollte.

Ein weiteres Beispiel für eine Frauenfamilie stammt aus einer Anekdote, die Christine Loewenstein 2018 in einem Oral-History-Interview für das Archiv der anderen Erinnerungen erzählte. Ihre Erzählung verdeutlicht, dass die Unverdächtigkeit von Frauenfamilien davon abhing, dass mögliche Anzeichen für eine lesbische Beziehung auf das Zuhause beschränkt blieben.¹²⁶ Loewenstein wurde 1946 oder 1947 geboren und wuchs im Bezirk Johannisthal im Berliner Südosten auf. Als es in dem Interview darum geht, wie sie bemerkte, dass sie sich zu Frauen hingezogen fühlt, fängt Loewenstein an zu erklären, dass sie in ihrer Kindheit keine lesbischen Frauen kannte, korrigiert sich dann aber:

»Weil ich, ich kannte auch keine lesbischen, das heißt, das stimmt nicht ganz, aber in meiner Kindheit, in meiner Jugendzeit gabs diesen Begriff eigentlich nicht. Es gab auch das Wort nicht. Das hab ich von meinem Mann, also von meinem Freund damals gehört, so lesbisch. Ja der ... Das war ganz witzig, dass wir mal bei meiner Freundin zusammen zu Besuch waren, mit ihm, also als er noch da zu Besuch kam, da sagt ... Gehen wir raus, und da sagt er: »Naja, Mensch, seit wann, seit wann ist denn deine Mutter lesbisch?« Und wir [gestikuliert] wussten überhaupt nicht, wie, was. Und dann stellte sich raus, dass die Mutter von meiner Freundin mit ihrer Freundin zusammenlebte. Und das war ganz offensichtlich, aber ich habs nicht ges ... Wir habens beide nicht gesehen. Sie selber hats nicht gesehen. Die haben richtig son, son, son Ehebett mit rechts und links Nachttisch gehabt und haben beide da geschlafen und waren ganz klar so traditionelles Lesbenpaar. Die Frau immer so bisschen mit Anzügen, sie mit m Rock. Und wir habens nicht ... Wir kannten das nicht. Wir hatten dafür kein Wort. Und deswegen, wenn man kein Wort hat, kann man ne Sache auch nicht sich ins Bewusstsein holen, ne, so. Und deswegen war das auch kein Weg für mich.¹²⁷

Dass sie und ihre Freundin die Beziehung der beiden Frauen nicht als das erkannten, was sie war, erklärt Loewenstein mit dem Mangel an Worten. Sie und ihre Freundin kannten das Wort »lesbisch« nicht, und weil sie es nicht kannten, sahen sie nicht, dass die beiden Frauen lesbische Subjektivitäten verkörperten und (anscheinend) eine sexuelle Beziehung miteinander führten oder zumindest ihr Zuhause wie ein Ehepaar eingerichtet hatten. Sobald Loewensteins Freund das Wort einführte, fügte sich alles zusammen: die Verkörperung eines maskulin-femininen oder auch Butch-Fem-Paars (Anzüge und Kleider) durch die beiden Frauen, das gemeinsame Ehebett. Mir hingegen scheint es so, als wäre der Schlüsselmoment, in dem die Jugendlichen die Beziehung der beiden Frauen durchschauen, vielmehr der, in dem sie das Zuhause der Familie betreten: Unmittelbar nach dem Besuch, beim Verlassen der Wohnung platzt der

Freund mit seiner Frage heraus. Der Anblick des gemeinsamen Haushalts, vor allem des »Ehebett[s] mit rechts und links Nachttisch« offenbart ihm, dass die beiden Frauen »lesbisch« sind. Mit anderen Worten: Der Anblick ihres *Heims* bringt ihr *Geheimnis* ans Licht. Loewensteins Anekdote ist somit ein gutes Beispiel für Sara Ahmeds Feststellung, dass »Körper durch die Art und Weise, wie sie Raum einnehmen, sexualisiert werden«. ¹²⁸ Sie zeigt aber auch, dass das Zuhause, selbst in seinen intimsten Teilen, oft nicht vollständig abgeschottet oder privat ist, sondern durchaus durchlässig. Das Thema der Durchlässigkeit und Prekarität des Zuhauses spielt auch bei meiner Analyse der Häuslichkeit von Hilde Radusch und Eddy Klopsch im folgenden Abschnitt eine Rolle.

West-Berliner Häuslichkeiten: Hilde Radusch und Eddy Klopsch

Nachdem Hilde Radusch von ihrer Arbeitsstelle im Schöneberger Bezirksamt verdrängt und aus der entstehenden sozialistischen Nachkriegsordnung ausgeschlossen wurde, mussten sie und Eddy Klopsch um ihren Lebensunterhalt bangen. Seitdem lebten sie an der Armutsgrenze und schlugen sich mehr schlecht als recht mit einer Mischung aus befristeten Beschäftigungen im Notstandsprogramm des West-Berliner Senats, kleineren Geschäftsunternehmungen, Schreibaufträgen sowie Entschädigungs- und Sozialleistungen durch. Eddy Klopsch starb 1960 krank und verarmt mit nur dreiundfünfzig Jahren. Anhand der Unterlagen in Hilde Raduschs Nachlass lässt sich rekonstruieren, wie die beiden sich in ihrem Alltag bemühten, diese wirtschaftlich, körperlich, politisch und psychisch schwere Zeit zu überstehen. Der Nachlass dokumentiert unter anderem die Beziehungspraktiken des Paares und erzählt von lesbischen Subjektivitäten im Berlin der Nachkriegszeit. Nicht zuletzt zeigt er, wie fragil die Vorstellung des Zuhauses als privater, geschützter und von der öffentlichen Sphäre und ihren Machtkämpfen abgegrenzter Raum ist.

Gleich nach Hilde Raduschs Entlassung von der OdF beantragten Radusch und Klopsch im Februar 1946 eine Betriebserlaubnis für einen Imbiss und begannen dann, mit Altglas und -metall zu handeln. ¹²⁹ Ab Mai 1946 betrieben sie einen Gebrauchtwarenladen in Mitte. Zweieinhalb Jahre lang liefen die Geschäfte gut – sie konnten sogar eine Hilfskraft einstellen – und der Laden sicherte ihr Auskommen, trotz der offenbar fortgesetzten Schikanen durch Raduschs ehemalige Genossen. So zeigen zwei anonyme Briefe in Raduschs Nachlass, dass die Drohungen gegen das Paar mit Raduschs Parteiaustritt und ihrer Entlassung aus der OdF im Schöneberger Bezirksamt nicht aufhörten. In den Briefen, die vermutlich zwischen 1947 und 1948 geschrieben wurden, wird das Leben der beiden Frauen ganz unverhohlen bedroht. Wie die weiter oben erwähnten Briefe sind auch diese mit Bleistift und in unbeholfener Handschrift geschrieben, in Umgangssprache und ohne Berücksichtigung von Rechtschreib- und Interpunktionsregeln verfasst. Sie wurden von Hand an ihre Wohnadresse zugestellt. ¹³⁰ Ein Brief enthält eine brutale sexualisierte Drohung, seine explizit gewalttätige Spra-

che erinnert an die Massenvergewaltigungen von Berliner Frauen zu Kriegsende. Der Schreiber behauptet: »Noch bestimmen wir und ändern wird es hier Niemand.«¹³¹ Wer mit »wir« gemeint ist, wird im zweiten Brief klargestellt: »Unbequeme werden erledigt gleich auf welche Tour noch bestimmen wir und nicht Weiber.«¹³² Die beiden Frauen werden genau deshalb bedroht, weil sie die männliche Macht gefährden. Zudem ist die Beschimpfung Raduschs als »verschrobene Alte. Histerisch und launenhaft« eine stereotype geschlechtsspezifische Beleidigung.¹³³ Sie verweist auf die Medikalisierung forsch oder anderweitig verdächtig auftretender Frauen als »hysterisch« und auf das weit verbreitete Vorurteil, Frauen seien unfähig, ihre Gefühle zu kontrollieren, im Gegensatz zu den nüchtern und besonnen auftretenden Männern. Die durch die fehlenden Briefmarken sowie die Zustellungsanweisung »Nur vor 7 sonst nach Eintreten der Dunkelheit reinstecken« belegte Tatsache, dass die Briefe von Hand zugestellt wurden, spricht dafür, dass der Verfasser Radusch und Klopsch beobachtet hatte und ihren Tagesablauf kannte.¹³⁴ Ihr Zuhause war somit eindeutig nicht sicher vor äußeren Einwirkungen.

Radusch und Klopsch mussten also weiterhin die Schöneberger KPD-Clique fürchten, aber auch die SED im Allgemeinen. In ihrem Kalender von 1947 notiert Radusch wiederholt, dass sie und Klopsch offensichtlich von einem Mann beschattet wurden.¹³⁵ 1948 wurde innerhalb von sechs Monaten sechs Mal in ihr Geschäft eingebrochen, und sie nahmen wahr, dass sie verstärkt überwacht wurden.¹³⁶ Ihre Beschwerden bei der Polizei führten jedoch zu keinerlei Festnahmen.¹³⁷ Im November desselben Jahres schrieb Klopsch ein zufällig mitgehörtes Gespräch nieder, das zwei Männer, die offenbar den Auftrag hatten, ihnen Schaden zuzufügen, im Hausflur vor ihrem Geschäft geführt hatten.¹³⁸ In den folgenden zwei Wochen wurden sie ununterbrochen beobachtet, und als ihnen schließlich vom Wohnungsamt Mitte eine Vorladung zur »persönlichen Rücksprache« zugestellt wurde, nahmen sie dies als Zeichen, den Ostsektor Hals über Kopf zu verlassen.¹³⁹ Sie meldeten ihr Geschäft ab und kehrten im November 1948 nach Schöneberg in den amerikanischen Sektor zurück, wo sie wieder einige Monate lang mit Altwaren handelten.¹⁴⁰ 1951 fand Radusch vorübergehend Arbeit im Notstandsprogramm des West-Berliner Senats für städtische Angestellte.¹⁴¹ Vier Jahre später wurde sie im gleichen Programm nochmals für sechs Monate eingestellt.

Eine weitere Einkommensquelle waren die Entschädigungszahlungen für gesundheitliche Schäden und berufliche Nachteile, die sich für Radusch aus ihrem Engagement gegen die Nazis ergeben hatten; aber auch die flossen nicht immer verlässlich. Bereits im März 1948 wurde Radusch im Rahmen einer Überprüfung aller OdF-Leistungsempfänger*innen der Status als OdF aberkannt, wobei sie die Zuteilungskarte für höhere Lebensmittelrationen weiterhin erhielt.¹⁴² Ihre Haft sei zu kurz gewesen und sie könne zudem nicht beweisen, dass sie aufgrund drohender Verhaftung und nicht

aus Angst vor den alliierten Bombardements nach Prieros geflohen war, lautete die Begründung des Ausschusses. Infolge des eskalierenden Kalten Kriegs und der zunehmenden Trennung zwischen Ost- und West-Berlin während der Berlin-Blockade von 1948 war der OdF-Ausschuss ab 1948 nicht mehr für West-Berlin zuständig, wo sich von nun an ein Amt für politisch, rassistisch oder religiös Verfolgte (PRV-Amt) um die Opfer der NS-Verfolgung kümmerte.¹⁴³ Auch hier wurde Radusch die Anerkennung verweigert, aus ähnlichen Gründen wie in Ost-Berlin. Sie legte Widerspruch gegen die Entscheidung ein, worauf ihr eine einmalige Entschädigungszahlung in Höhe von 870 DM zugesprochen wurde, legte erneut Widerspruch ein und erhielt weitere 500 DM, was immer noch weniger war, als sie für angemessen hielt.¹⁴⁴ Ab Januar 1953 erhielt sie wegen des Rheumatismus, unter dem sie als Folge der NS-Verfolgung litt, eine monatliche Erwerbsunfähigkeitsrente von 165 DM, die dem Paar eine einigermaßen gesicherte, wenn auch ärmliche Existenz ermöglichte.¹⁴⁵ Die Rente wurde jedoch im Februar 1954 wieder gestrichen, weil, wie der Senator für Arbeit und Sozialwesen Radusch in einem Schreiben mitteilte, die letzte ärztliche Untersuchung ergeben habe, dass »die Erwerbsunfähigkeit nicht mehr vorliegt«.¹⁴⁶ Radusch legte Widerspruch ein, und neun Monate später bestätigte das PRV-Amt ihren Rheumatismus erneut, wenn auch zu einem geringeren Grad, und kürzte ihre Rente auf 60 DM. Raduschs Kampf um Entschädigung zog sich bis 1963 hin, als das PRV-Amt ihr eine endgültige Entschädigung für den aufgrund von NS-Verfolgung erlittenen »Schaden im beruflichen Fortkommen« in Höhe von 24.570 DM zusprach.¹⁴⁷

Wie bewältigten Eddy Klopsch und Hilde Radusch diese schwierigen Jahre voller finanzieller Unsicherheit, politischer Desillusionierung und ständiger Bedrohungen? Raduschs Kalender und einige Liebesbriefe von Klopsch dokumentieren, wie die beiden diese schwere Zeit erlebt haben und wie sie ihren Alltag als Paar gestalteten. Knappe Vermerke in Raduschs Kalendern betreffen ihre Stimmung und Klopschs Gesundheit, die wirtschaftliche Lage der beiden, die Arbeit, politische und persönliche Ereignisse sowie das Wetter.

Das Drama um Raduschs Austritt aus der KPD und die Kündigung ihrer OdF-Stelle im Bezirksamt Schöneberg Anfang 1946 wird trotz der Knappheit und Nüchternheit vieler ihrer Eintragungen greifbar: 7. Januar »ausgetreten aus KPD«; 12. Januar »gekündigt Hauptausschuss / Hagen angejammert«; 16. Januar »letzter Tag Hauptstraße 19 Balke übernimmt«; 18. Januar »Bett«; 19. Januar »Bett«; 20. Januar »alles OdF aus-sortiert«; 5. Februar »gesoffen«.¹⁴⁸ Ihre häufigen Zahnarzttermine (20. Februar »1 Zahn plombiert«; 11. März »Zahnbehandlung«; 30. April »1/2 12 Zähne«; 31. Mai »1. Zahn gezogen«; 5. Juni »1/2 4 Zahn ziehen«; 6. Juni »3/4 11h Zahnarzt«; 21. Juni »Zähne abgeholt«) lassen die gesundheitlichen Folgen der körperlichen und psychischen Belastung erahnen, die Radusch zu jener Zeit ertrug. Im ebenfalls erhaltenen Kalender von 1947 notierte Radusch mehrfach Herzanfälle von Eddy und hielt fest, wie sie mit der

extremen Kälte des Winters umging: »15. Februar -9° Oberteil abgenommen von Buffet und Kleinholz«. ¹⁴⁹ Für 1948 ist kein Kalender überliefert.

Das Jahr 1949, als Radusch und Klopsch gerade wieder nach West-Berlin gezogen waren, begann mit einem freudigen Ereignis: der Feier ihres zehnten Jahrestags am 7. Januar. Trotz der schwierigen Zeiten bot die »nette Feier Kaffee, Torte, Kuchen, Schnaps/Zigaretten, Sülze, Tomatensalat, Kartoffelsalat, Tee«. ¹⁵⁰ Um sich die Feier leisten zu können, hatte Radusch die Halskette ihrer Mutter und zwei Rösche verkauft. Zum Ende der Woche notierte sie: »nichts gearbeitet/nur fürs Fest am 7. rumgelaufen und Geld ausgegeben«. Trotz des pessimistischen Fazits und Zahnschmerzen verzeichnet sie für die meisten Tage »gute Laune«. ¹⁵¹

Im weiteren Verlauf des Jahres gab es jedoch wenig Anlass für gute Laune. Nachdem sie ihr Geschäft in Mitte überstürzt aufgegeben hatten, brauchten Radusch und Klopsch in Schöneberg wieder Arbeit, insbesondere da Radusch im Mai 1949 ihren Status als OdF verloren hatte und vom West-Berliner PRV-Amt nicht als politisch, rassisch oder religiös Verfolgter anerkannt worden war. ¹⁵² Radusch schrieb Artikel für Zeitungen und für den Rundfunk (den britisch kontrollierten NWDR, den amerikanisch kontrollierten RIAS), von denen jedoch nur die wenigsten veröffentlicht wurden. Radusch und Klopsch verkauften ihre Wertsachen, um über die Runden zu kommen, erhielten ein wenig Sozialhilfe und manchmal Hilfe von Freund*innen. Die beiden waren abwechselnd krank und deprimiert, was aus Vermerken wie »E traurig« (19. und 20. Januar), »ziemlich verzweifelt« (25. Januar), »Vati Herz« (22. Januar), »E Galle + Herz« (28. und 29. Januar), »verzweifelt, Zahnschmerzen« (1. Februar), »E weint« (21. und 22. März), »E Galle« (25. und 26. März), »E alles zu viel« (15. April), »E schimpft auf alles« (16. April), »E Herzanfälle/schläft ein beim Frühstück und weint vor Schmerzen« (27. Juni) hervorgeht. ¹⁵³ Entsprechend fielen Raduschs wöchentliche Resümees 1949 zutiefst pessimistisch aus: Woche 4 »kein Geld, keine Aussichten«; Woche 5 »keine Aussichten«; Woche 12 »keine Aussichten«; Woche 13 »kein Geld«; Woche 18 »keine Miete für Mai«; Woche 32 »Das Jahr vergeht nichts wird besser«. ¹⁵⁴

Das Haushaltsbuch des Paares für das Jahr 1950 gibt Aufschluss über ihre finanzielle Lage fünf Jahre nach Kriegsende. Die monatlichen Ausgaben lagen zwischen 190 DM (November) und 260 DM (Dezember), wobei der größte Teil des Budgets auf Miete (114 DM) und Essen (zwischen 55 und 80 DM) entfiel. Weitere größere Posten waren Licht (14 DM), die Zeitung (7 DM), Tabak (6 DM) und öffentliche Verkehrsmittel (zwischen 4 und 10 DM). Für die Haushaltsführung war Eddy Klopsch zuständig, während Radusch das Buch prüfte und oft lobende Kommentare einfügte, wie etwa »Ein Lob für das gute Wirtschaften. Vati« oder »Oh, wie sparsam! Ein Kuss extra! Vati«. ¹⁵⁵ Das Putzen der Wohnung war eine Pflicht, die sich »Mutti« und »Vati« teilten. Die Wahl der geschlechtsspezifischen Kosenamen deuten darauf hin, dass das Paar geschlechtsdifferenzierte Rollen verkörperte, bei denen der Ehemann der Brotverdiener war und die

Ehefrau über die Haushaltsausgaben Buch führte. In ihrer Beziehung stand Radusch, der »Vati«, in der Öffentlichkeit – engagierte sich in der Parteipolitik, schrieb für Zeitschriften, suchte nach Lohnarbeit. Klopsch konnte aufgrund ihrer lädierten Gesundheit keiner Arbeit außerhalb des Hauses nachgehen. Dennoch war sie, wie im ersten Teil des Kapitels gezeigt, wenn es darauf ankam, Radusch an Körperkraft überlegen, so dass also »Mutti« und nicht »Vati« die körperliche Unversehrtheit des Paares schützte.

Einige Dokumente in Raduschs Nachlass regen zu Überlegungen über das Liebesleben der beiden an. In den seltenen Briefen an Radusch nennt Klopsch sie »mein süßes Kerlchen«. ¹⁵⁶ Zu ihrem Geburtstag wünschte sie sich von »Vati« in einem Jahr »1000000 süße Küsschen überall hin / wo es jetzt nicht geht nachträglich« und »Soviel Liebe das Mutti nicht mehr weiss wohin«, und fügte hinzu »Wie? Recht süß, das muss Vati wissen wie man das am Besten macht«. ¹⁵⁷ In einer anderen Nachricht bat »Mutti« den »süßen Hausherrn« um eine Nachuntersuchung, und »Der Hausdokter« stellte seine Diagnose: »gesund auf beiden Backen und am meisten in der Mitte«. ¹⁵⁸ Häufig finden sich in Raduschs Kalendern »x«-Markierungen, manchmal mit vorangestelltem »E« oder »H«, die vermutlich den Sex der beiden festhielten und möglicherweise ihre Orgasmen. ¹⁵⁹ Die Tatsache, dass Radusch sich diese Notizen machte – sofern sie tatsächlich ihre sexuellen Begegnungen verzeichnen – zeigt, dass Sex ihr wichtig war: etwas, das sie festhalten und im Gedächtnis bewahren wollte. In diesen Jahren von körperlicher Geschwächtheit und Schmerzen durch Hunger und Krankheit, von emotionalem Aufruhr und finanzieller wie politischer Unsicherheit, könnte Sex für Radusch besonders wichtig gewesen sein, da er ihr die Gewissheit gab, dass ihr Körper weiterhin Lust schenken und empfangen konnte. Die Markierungen im Kalender kennzeichnen somit eine vorwiegend von materiellen Entbehrungen gezeichnete Zeit zugleich als eine Zeit sexueller Erfüllung.

Eddy Klopsch starb im März 1960 im gemeinsamen Haus des Paares in Staaken. Mit der Regelung ihrer Beerdigung und ihrer letzten Angelegenheiten hatte sie ihre Partnerin betraut. ¹⁶⁰ Radusch wollte sie im Grab ihrer eigenen Mutter auf dem Sophienfriedhof in Berlin-Mitte beerdigen, wo sich auch die letzte Ruhestätte vieler Mitglieder der Familie Klopsch befand. Sie organisierte Klopschs Einäscherung und eine Gedenkfeier im Krematorium Wilmersdorf, wo sie die Totenrede hielt. Dann ließ sie über ihren Nachbarn, der Pastor war, beim Friedhof anfragen, ob es möglich wäre, das Grab ihrer Mutter umzuwidmen, damit Eddy und nach ihrem eigenen Tod auch sie selbst dort beerdigt werden könnten. In seinem Brief an die Friedhofsverwaltung erklärte der Pastor, Klopsch habe »ausser ihrer Freundin, Frau Radusch, keine Angehörigen«. ¹⁶¹ Diese Aussage entsprach nicht der Wahrheit – Eddys Schwester Hertha Kaufmann war noch am Leben und wohnte in Ost-Berlin. Die beiden hatten jedoch kein gutes Verhältnis. Der Friedhofsverwalter schrieb eine Woche später zurück und teilte dem Pastor mit, dass Klopschs Asche neben der ihres verstorbenen Ehemanns

Otto Klopsch beerdigt werden würde und dass sämtliche Gebühren von Klopschs Schwester Hertha Kaufmann bezahlt worden seien. Ebenjene Schwester hatte auch den Hinweis gegeben, dass Eddy Klopsch verheiratet gewesen war. Otto Klopsch war jedoch Eddys Vater, nicht ihr Ehemann.¹⁶² In ihrer Bestürzung versuchte Radusch, die West-Berliner Medien für ihr Anliegen zu mobilisieren. An den *Tagesspiegel* schrieb sie: »Man hat mir aus Hass die Aschenurne meiner verstorbenen Freundin gestohlen.«¹⁶³ In ihrem Brief berichtete sie von Klopschs und ihrem gemeinsamen Leben, von ihrer Vereinbarung, gemeinsam begraben zu werden, sowie den gegenseitigen Vollmachten, die sie einander ausgestellt hatten. Klopschs bössartige Schwester habe weder eine Gedenkfeier abgehalten noch einen Grabstein bestellt, fuhr sie fort. Der *Tagesspiegel* wollte jedoch nicht über die Geschichte berichten und konnte Radusch auch keinen Rat geben. Die wiederum fand selbst eine Möglichkeit, dem Wunsch ihrer Freundin zu entsprechen. Selbst wenn Eddy nicht mit ihr gemeinsam begraben werden sollte, konnte Radusch ihr wenigstens auf die gewünschte Weise ein Andenken setzen. Sie beauftragte einen Steinmetz damit, auf dem Grabstein ihrer Mutter Eddy Klopschs Namen und Lebensdaten einzutragen, und, weil sie damit rechnete, dass sie selbst auch nicht mehr lange leben würde, ihren eigenen Namen und ihr Geburtsdatum hinzuzufügen.¹⁶⁴

Ost-Berliner Häuslichkeiten: Rita »Tommy« Thomas

In Hilde Raduschs Nachlass zeigte sich das Zuhause als Raum, in dem ein langjähriges lesbisches Paar sexuelle Subjektivitäten und Intimität herausbilden und ausleben konnte. Diese Funktion des Zuhauses beschränkte sich selbstverständlich nicht nur auf West-Berlin. Die Fotosammlung der Ost-Berliner Hundefriseurin Rita »Tommy« Thomas und ihr Oral-History-Interview für das Archiv der anderen Erinnerungen geben Einblick in Ost-Berliner Häuslichkeiten als Schauplätze lesbischer Subjektivitätsbildung und Geselligkeit.¹⁶⁵ Tommys Fotos – überwiegend Porträts und Party-Schnappschüsse – dokumentieren lesbische Butch-Fem-Subjektivitäten und queere Gemeinschaften in Ost-Berlin von den 1950er bis in die 1980er Jahre. Dabei fördern sie nicht nur zuvor ungesehene Subjekte zutage, sondern machen auch »das Begehren als wesentliches Merkmal historischer Selbsterkenntnis« sichtbar, wie Jennifer Evans über die erotischen Fotografien von »Strichjungen« aus den 1950er Jahren des West-Berliner Fotografen Herbert Tobias schreibt.¹⁶⁶ Evans geht über die Rolle von Bildern als Disziplinierungsmittel – etwa von der Polizei zur Verfolgung schwuler Männer erstelltes oder gesammeltes Beweismaterial – hinaus: Sie weist darauf hin, dass »erotische Fotografien einen dringend benötigten Raum zur Historisierung der produktiven Rolle und des Potenzials des Begehrens schaffen können, indem sie ›neue Akte des Sehens‹ der Vergangenheit eröffnen, politisch, ästhetisch und emotional.«¹⁶⁷ Im folgenden Abschnitt werde ich zeigen, dass dies nicht nur für explizit erotische Fotografien gilt, sondern

auch für Porträts von Butches und Fems, Identitäten in lesbischen Subkulturen, die politische und sexuelle Bedeutungen innehatten.

»Butch« und »Fem« sind als Bezeichnungen für maskuline und feminine Geschlechtsidentitäten vor allem aus den lesbischen Subkulturen der USA um die Jahrhundertmitte bekannt. Im deutschen Kontext sind geschlechtsdifferenzierte Frauenpaare seit der Wende zum 20. Jahrhundert belegbar, als Magnus Hirschfeld verschiedene Namen für maskulin auftretende lesbische Frauen notierte, darunter »Bubi«.¹⁶⁸ Während der Weimarer Republik nannte man die feminine Partnerin eines Bubis »Dame« oder »Mädi«, und Rita »Tommy« Thomas berichtete, die Bezeichnungen »Bubi« und »Mäuschen« erstmals um 1950 gehört zu haben.¹⁶⁹ Für den US-Kontext beschrieben Madeline Davis und Elizabeth Kennedy in ihrer bahnbrechenden Oral-History-Studie *Boots of Leather, Slippers of Gold*, einer Analyse der lesbischen Arbeiterinnen-Community von Buffalo, New York um die Jahrhundertmitte, die soziale und politische Bedeutung dieser vergeschlechtlichten Identitäten.¹⁷⁰ In ihrer Studie zeigten die Autorinnen, dass diese Frauen, indem sie öffentlich als geschlechterdifferenzierte Frauenpaare auftraten und damit die Möglichkeit eines Lebens ohne Männer demonstrierten, nicht nur den Weg für die Ende der 1960er Jahre in Erscheinung tretenden schwulen und lesbischen Befreiungsbewegungen ebneten, sondern auch allgemeiner für die sexuelle Emanzipation der Frauen.¹⁷¹ Während lesbische Frauen aus der Mittelschicht viel zu verlieren hatten und daher darauf achteten, sich in der Öffentlichkeit nicht zu auffällig zu zeigen, konnten Lesben aus der Arbeiterklasse ihre sexuelle Differenz sichtbar machen, ohne gesellschaftlichen Abstieg befürchten zu müssen. Bei ihren Interviews mit Butches und Fems, die Teil der Barkultur in den 1940er und 1950er Jahren gewesen waren, stellten Davis und Kennedy fest, dass für die Interviewten »in dem durch die Butch-Fem-Rollen geschaffenen Bedeutungssystem das Erotische ebenso wichtig war wie das Politische«.¹⁷² Im erotischen Butch-Fem-System waren die maskulin auftretenden Butches üblicherweise der aktive sexuelle Part. Ihre Aufgabe war es, ihre Fem-Partnerin zu befriedigen, woraus sie wiederum selbst Lust schöpften. Die Rolle der Fem bestand darin, Lust zu empfangen.¹⁷³

Die historische Forschung zu lesbischen Subkulturen in Deutschland hat sich überwiegend auf die Analyse veröffentlichter Quellen beschränkt, wobei Butch-Fem-Rollen nicht eingehend untersucht wurden. Auch wenn sich heute kaum noch feststellen lässt, ob die geschlechterdifferenzierten lesbischen Subkulturen in Deutschland einem ähnlichen sexuellen System folgten wie in den USA, waren Butch-Fem-Paare in Berlin ebenso offensichtlich andersartig wie die in Buffalo, und ihr öffentliches Auftreten bewies, dass es Alternativen zur heteronormativen Ordnung der Nachkriegszeit gab, ob diese nun kapitalistisch war oder sozialistisch. Die Fotosammlung von Rita »Tommy« Thomas beim Feministischen Archiv FFBIZ in Berlin gibt Einblick in die Selbstinszenierungen von Butch-Fem-Paaren im Ost-Berlin der 1950er und 1960er Jahre und doku-

mentiert die Verkörperung lesbischer Subjektivitäten sowie die Erschaffung lesbischer Gemeinschaften in privaten Räumen wie etwa Wohnungen und Gärten.

Rita »Tommy« Thomas wurde 1931 in Berlin-Weißensee geboren.¹⁷⁴ Sie machte eine Lehre zur Hundefriseurin und arbeitete danach ihr ganzes Leben in diesem Beruf. Mit Anfang zwanzig lernte sie bei der Arbeit die siebzehnjährige Helli kennen. Die beiden verliebten sich ineinander und blieben zusammen, bis Tommy 2018 starb. Tommy war eine begeisterte Fotografin; sie und Helli stifteten Hunderte ihrer Fotos dem Feministischen Archiv FFBIZ. Die Bilder reichen von Tommys Kindheit bis in ihr hohes Alter. Einige davon wurden in öffentlichen Räumen aufgenommen, die meisten sind jedoch Schnapsschüsse, die ab Mitte der 1960er Jahre auf privaten Feiern entstanden waren. Die wichtigsten Räume in der Sammlung sind Tommys und Hellis Wohnungen sowie Tommys Garten.

Wie viele Berliner*innen pachtete auch Tommy einen Kleingarten in der Stadt. Die Parzelle in einer Schrebergartensiedlung direkt außerhalb der Ringbahn zwischen den S-Bahnhöfen Greifswalder Straße und Landsberger Allee (damals Leninallee) diente Tommy in den 1950er und 1960er Jahren zwischenzeitlich als Zuhause, wo sie schlief, aß, ihre Tiere hielt und Gäste empfing. Als sie Helli kennenlernte, lebte Tommy gerade in ihrer Gartenlaube. »Sie war viel bei mir, und zwar in äh Garten ham wir jewohnt meistens, hm, ja, dis war schön«, erinnert sich Tommy in ihrem Oral-History-Interview an die erste Zeit mit Helli.¹⁷⁵ »[Hellis] Mutter hat immer Essen für uns jekocht, da hamwadit Essen im Topf immer mitgenommen, mit raus in Garten, wie wie jesacht, nich. Ick war ja nur in Garten.«¹⁷⁶ Tommy hielt Enten, Gänse und Hühner, und ihre Hunde hatten im Garten Platz zum Spielen. Womöglich lebte sie dort auch aufgrund der anhaltenden Wohnungsnot in der Stadt, obwohl sie selbst dieses Problem nie als Grund angab. Auf Fotos, die 1966 im Inneren der Laube aufgenommen wurden, sind ein Radio, ein Sofa sowie ein Poster eines Pudels an der Wand zu sehen. Es ist ein Ort der Geselligkeit mit Freund*innen und Familie, der Ort, an dem das Paar Weihnachten mit einem Weihnachtsbaum feierte (Abbildung 1.6). Im Frühling und Sommer schirmte das Laub den Garten nach außen hin ab und erlaubte so erotische Spiele und leidenschaftliche Küsse unter den Rosenranken (Abbildung 1.7, Abbildung 1.8, Abbildung 1.9). Wie die Bilder zeigen, verkörperten Tommy und Helli ein Butch-Fem-Paar, ebenso wie einige ihrer Freundinnen. Helli und die anderen Fems hatten langes Haar, sie trugen Pumps und Röcke oder Kleider, figurbetonte Oberteile und im Sommer Bikinis. Tommy und ihre Butch-Freundinnen brachten ihre Maskulinität durch Frisuren und Kleidung zum Ausdruck: Zum Kurzhaarschnitt trugen sie Hemden in Kombination mit Lederwesten oder Strickjacken, dazu lange oder kurze Hosen, Stiefel oder klobige Sandalen.

Abbildung 1.8 verweist darauf, dass sexuelle Aggressivität, hier dargestellt durch die beiden Butches, die der Frau in der Mitte an die Brust und in den Schritt fassen,



Abb. 1.6: Tommy und Helli feiern Weihnachten in der Gartenlaube, 1966. Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin.



Abb. 1.7: Tommy in der Gartenlaube mit Freunden, 1966. Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin.



Abb. 1.8: Erotische Spiele im Garten.
Tommy (rechts) mit zwei Freund*innen.
Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin.



Abb. 1.9: Ein junges Butch-Fem-Paar in
Tommys Garten. Feministisches Archiv
FFBIZ, Berlin.



Abb. 1.10: Leidenschaftliche Küsse unter Rosen. Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin.

auch Bestandteil der Butch-Subjektivität sein könnte. Die Bilder zeigen außerdem, dass Butch- und Fem-Subjektivitäten alles andere als uniform waren, sondern vielmehr ein breites Spektrum von Femininitäten und Maskulinitäten abdecken konnten. Die junge Butch, die ihre Fem-Partnerin umarmt und küsst, verkörpert durch ihre Kleidung (die Hose, die ihre Hüfte betont, und die schlichten, aber eleganten Slipper) etwas, das man als feminine Maskulinität bezeichnen könnte (Abbildung 1.9 und Abbildung 1.10).

Die Sammlung enthält auch eine Reihe von Partybildern aus dem gleichen Jahr, die bei zwei verschiedenen Anlässen in zwei unterschiedlichen Wohnungen aufgenommen wurden. Darauf sind Partygäste zu sehen, die sich unterhalten, flirten, lachen, trinken, tanzen und sich küssen. Die Einrichtung der ersten Wohnung erinnert an die Jahrhundertwende, mit einem Kachelofen, geblümter Tapete, einem Orientteppich an der Wand und einem Büffet aus dunklem Holz. Dicht gedrängt auf einer Bank sitzen vier Frauen unterschiedlichen Alters (Abbildung 1.11). Andere Fotos vom gleichen Abend zeigen ein Männerpaar, das gemeinsam mit den Frauen feiert. Die Einrichtung der zweiten Wohnung ist heller und moderner. Die Gäste tanzen vor einer Mid-Century Vitrine (Abbildung 1.12). Viele der Frauen tragen weiße Hemden, darüber dunkle Westen, Pullover oder Jacken, die meist vom Schnitt her eindeutig feminin sind. Ebenso entsprechen die Kurzhaarfrisuren, die viele von ihnen tragen, der weiblichen Haarmode der 1960er Jahre. Die auf den Partybildern ersichtlichen unterschiedlichen



Abb. 1.11: Tommy und ihre Freundinnen feiern zu Hause, 1966. Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin.



Abb. 1.12: Helli und ihre Freundinnen beim Tanzen, 1966. Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin.

Verkörperungen von Geschlecht spiegeln womöglich umfassendere gesellschaftliche Entwicklungen dieser Zeit wider, in der die Körperideale der 1950er Jahre mit ihren eindeutigen Geschlechtergrenzen der androgyneren Mode der 1960er wichen.¹⁷⁷

Die Sammlung enthält noch mehr Schnappschüsse der beiden Partys. Dabei fällt auf, dass die Bilder, die jeweils bei einem Anlass aufgenommen wurden, auf der Rückseite die Stempel unterschiedlicher Fotostudios tragen. Vielleicht hat Tommy zusätzliche Abzüge für Freund*innen bestellt, oder einige der Bilder wurden von Partygästen aufgenommen und ihr später übergeben. Josie McLellan hat in ihrer Analyse von Heino Hilgers Fotografien schwuler Geselligkeit im Ost-Berlin der 1960er und 1970er Jahre gezeigt, wie wichtig die Praxis des Fotografierens und des Austauschs von Fotografien für die Konstituierung der queeren Gemeinschaften in Ostdeutschland war: »Die Aufnahme von Gruppenfotos und deren Verbreitung waren Teil der Gemeinschaftsbildung abseits der Massenorganisationen und offiziellen Loyalitäten des sozialistischen Staats.«¹⁷⁸ Die Fotos in Tommys Kollektion zeigen, dass auch lesbische Frauen in der DDR das Fotografieren zur Konstituierung queerer Subjektivitäten und Gemeinschaften genutzt haben.

Es ist kein Zufall, dass diese Fotos, die 1966 aufgenommen wurden, Feiern im häuslichen Rahmen dokumentieren. Bis 1961 besuchten Tommy und Helli regelmäßig queere Bars in West-Berlin; tatsächlich waren Barbesuche in den ersten Jahren ihrer Beziehung, als Tommy noch im Garten lebte, ein wichtiger Teil ihrer wöchentlichen Routinen. Tommy beschreibt ihr Leben in diesen Jahren so:

»Und da hab ick weiter also den Hundesalon gehabt und die Tiere versorgt, da hatt ick auch die ganzen Enten und Hühner, drei, drei Enten und drei Hühner, also nich so viel so groß. Und denn sind wir immer abends sind wir weggegangen zum, zur 21. Das war die Adalbertstraße 21. Da war Tanz abends, naja, abends um achte war Tanz, und da war 'n bisschen Jemütlichkeit, konnte man sich mit andern unterhalten. Meistens, da warn nur Frauen, keine Männer.«¹⁷⁹

In der Adalbertstraße 21 in Kreuzberg, gleich auf der gegenüberliegenden Spreeseite von Friedrichshain, wo Tommys Hundesalon lag, befand sich das Fürstenau, ein bei lesbischen Frauen beliebtes Lokal. Als das ostdeutsche Regime im August 1961 die Grenze vollständig abriegelte, waren diese Lokale, auch wenn sie nur wenige Kilometer entfernt lagen, für Ost-Berliner*innen plötzlich gänzlich unerreichbar. Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, waren queere Bars in der sozialistischen Hauptstadt rar. Da der Staat den öffentlichen Raum kontrollierte und sämtliche Versuche zur Organisation queerer Gemeinschaften unterband, bildete die häusliche Sphäre bis in die 1980er Jahre, als Schwule und Lesben sich unter dem Dach der evangelischen Kirche zu versammeln begannen, den wichtigsten Schauplatz queerer Geselligkeit in Ostdeutschland.

Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich anhand von Dokumenten, Erzählungen und Bildern diverser Protagonist*innen ergründet, wie queere Berliner*innen sich in den Nachkriegsjahren ein Zuhause schufen, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Im ersten Teil des Kapitels ging es um Eva Siewerts, Hilde Radusch und Gerd Katters Suche nach Zugehörigkeit im Nachkriegsberlin. Siewert, vor dem Krieg eine bekannte Radioansagerin, hatte ihre Geliebte Alice Carlé im Holocaust verloren. Nach dem Krieg setzte sie ihr mit der autobiografischen Erzählung »Das Orakel« ein Denkmal, obwohl sie darin nicht explizit über ihre Liebesbeziehung schrieb. Siewerts politische und persönliche Hoffnungen auf einen Neuanfang wurden bald enttäuscht, da sie feststellen musste, dass die meisten Deutschen die NS-Verbrechen nicht schnell genug vergessen konnten, und auch ihre journalistische Karriere blieb ohne Erfolg. Radusch, die während der Weimarer Jahre in der kommunistischen Parteipolitik aktiv gewesen war, hoffte, aus einer Führungsposition in der Abteilung Opfer des Faschismus im Schöneberger Bezirksamt zum Wiederaufbau der Stadt beitragen zu können, doch ihre männlichen Genossen verdrängten sie bald sowohl von ihrer Arbeitsstelle als auch aus der Partei. Angesichts des Sexismus und der Homophobie ihrer Genossen schützte ihre Beziehung mit Eddy Klopsch sie vor körperlichen Übergriffen und gab ihr auch seelischen Halt. Gerd Katter, ein proletarischer trans Mann, der Magnus Hirschfeld und das Institut für Sozialwissenschaft in guter Erinnerung hatte, versuchte mittels sozialistischer Rhetorik, Magnus Hirschfeld wieder ins öffentliche Gedächtnis zu rufen und sein emanzipatorisches Vermächtnis fortzuführen. Seine Appelle an wichtige Persönlichkeiten aus Kultur und Medizin in der sowjetisch kontrollierten Zone stießen zwar auf Anteilnahme, blieben letzten Endes aber erfolglos. Bei ihrem Kämpfen um Zugehörigkeit im Sozialismus hielten sowohl Katter als auch Radusch ihre Queerness aus der öffentlichen Diskussion heraus. In Raduschs Fall hinderte ihre Diskretion die Kommunistische Partei jedoch nicht daran, von ihr die Beendigung ihrer lesbischen Beziehung zu verlangen.

Der Fall von Hilde Radusch und Eddy Klopsch fungierte zugleich als Überleitung zur zweiten Hälfte des Kapitels über queere Häuslichkeit. Ihr Zuhause und ihre häuslichen Praktiken erwiesen sich als wichtige Schauplätze der Konstituierung lesbischer Subjektivitäten. Mit ihren Kosenamen für die jeweils andere – Mutti und Vati – sowie ihrer Rollenverteilung etwa bei der Lohn- und Hausarbeit verkörperten sie ein Modell einer geschlechterdifferenzierten Beziehung, die sowohl an lesbische Vorkriegskulturen als auch an zeitgenössische Butch-Fem-Beziehungen in den USA erinnert. Ihre Kalender und Briefe offenbarten Sex als wichtige Selbsterhaltungspraxis, für die ihnen ihr Zuhause den nötigen privaten Raum bot. Zugleich zeigen anonyme Drohbriefe, die sie erhielten, dass das Zuhause keinesfalls ein sicherer Zufluchtsort war und dass die politische Gewalt der Nachkriegszeit nicht vor ihrer Tür haltmachte. Und auch die vielen Jahre, in denen sie mit verschiedenen Behörden um Anerkennung und Entschä-

digung kämpfen mussten, gefährdeten, wenn auch weniger dramatisch, die Sicherheit ihres Zuhauses.

In den Fotografien aus der Sammlung der Ost-Berliner Hundefrisörin Rita »Tommy« Thomas treten zweierlei private Räume als Schauplätze der Konstituierung lesbischer Subjektivitäten und Gemeinschaften hervor: die Wohnung und der Garten. Letzterer bot einen geschützten Raum für die Beziehung von Tommy und Helli sowie die Geselligkeit mit anderen lesbischen Paaren. Die in unterschiedlichen Fotoateliers hergestellten Abzüge verweisen auf eine Praxis des Austauschs von Partyfotos unter queeren Ost-Berliner*innen. Die Dokumentation dieser Feiern, die Konstituierung der queeren Subjektivitäten durch das Posieren vor der Kamera und die Bewahrung der flüchtigen Partygesellschaft durch die Weitergabe dieser Fotos waren wichtige Strategien der Schaffung und Erhaltung queerer Gemeinschaften in der zutiefst homophoben DDR.

In dem Kapitel wurde außerdem deutlich, dass die Schaffung eines eigenen Zuhauses schwierig und Privatsphäre ein seltener Luxus waren. Zugleich wurden durch die Abwesenheit vieler männlicher Haushaltsvorstände und die Anwesenheit von Verwandten oder Fremden im Haus das Modell der Kleinfamilie in Frage gestellt und neue Realitäten von Verwandtschaft geschaffen, wie etwa die Frauenfamilien. In der Auseinandersetzung mit diesem verbreiteten Familienmodell habe ich gezeigt, wie in der Nachkriegszeit queere Möglichkeiten entstanden: Frauen, die zuvor mit Männern verheiratet gewesen waren, konnten nun Langzeitbeziehungen mit anderen Frauen eingehen, und Frauen, die bereits ihr ganzes Leben Beziehungen mit anderen Frauen geführt hatten, konnten gemeinsam elterliche Verantwortung übernehmen.

Dennoch war bis in die 1960er Jahre hinein die Wohnsituation vieler queerer Berliner*innen nicht privat genug für Sex und auch nicht heimelig genug, um als Ort der Geselligkeit mit Freund*innen zu dienen. In den nächsten Kapiteln geht es daher um Räume außerhalb des Zuhauses, wo queere Berliner*innen Gemeinschaft, Geselligkeit und Sex suchten und fanden, beginnend mit dem Ort, der oft auch das »zweite Zuhause« genannt wird: der Bar.

2 Gefährdete Geselligkeit: Queere Bars

Die Bilder im Album zeigen Momentaufnahmen einer scheinbar ausgelassenen Party: Eine Tischgesellschaft hebt die Sektgläser, prostet lächelnd der Kamera zu (Abbildung 2.1), ein Paar in Tanzpose präsentiert eine Flasche (Abbildung 2.2). Ein handgeschriebenes Plakat an der Wand gibt Aufschluss über Anlass und Ort der Party: »Zum dreijährigen Bestehen der Boheme zeigen wir Ihnen eine Modenschau! Es ladet herzlich ein Willy Lorenz.«¹ Die Boheme Bar befand sich am Lausitzer Platz im West-Berliner Bezirk Kreuzberg. Die Kneipe wirkt auf den Bildern gut besucht und gemütlich. Das dunkle Holzpaneel an den Wänden, die Blümchentapete und die ebenfalls geblühten Tischdecken, beleuchtet von Lampen an der Decke und an den Wänden, sorgen für eine rustikale Heimeligkeit (Abbildung 2.1).

Die im Laufe des Abends aufgenommenen Fotos zeigen die Gäste im Gespräch, sich zur Musik der Jukebox wiegend, beim Tanzen und im Wettstreit um den Preis für das beste Tanzpaar. Sie zeigen eine Tanzperformance zweier Personen in kurzen Kleidern, die vom Publikum beklatscht wird (Abbildung 2.3), einen Einzeltänzer in



Abb. 2.1: Boheme-Bar. Polizeihistorische Sammlung Berlin.



Abb. 2.2: Boheme-Bar. Polizeihistorische Sammlung Berlin.

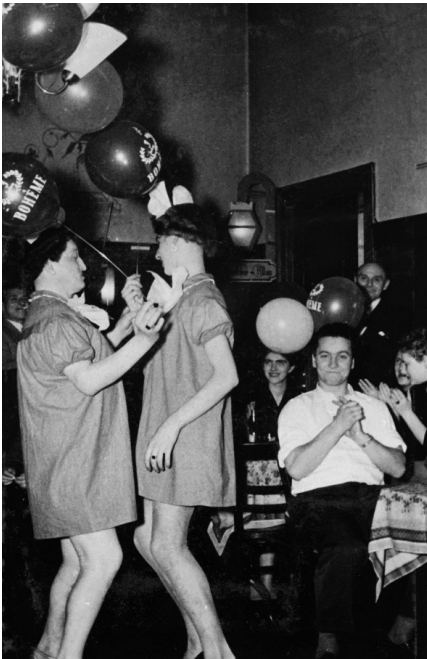


Abb. 2.3: Boheme-Bar. Polizeihistorische Sammlung Berlin. Die Bildunterschrift der Polizei lautet: »Tanzvorführung Homosexueller. Beide Tänzer zeigen sich in der Öffentlichkeit nur in Frauenkleidern.«



Abb. 2.4: Boheme-Bar. Polizeihistorische Sammlung Berlin.



Abb. 2.5: Boheme-Bar. Polizeihistorische Sammlung Berlin.

exotisierendem Drag (Abbildung 2.4) und die Teilnehmer*innen eines Schönheitswettbewerbs (Abbildung 2.5).

Diese Szenen ausgelassener Geselligkeit an einem sorglosen Abend und an einem Ort, mit dem alle Anwesenden sehr vertraut zu sein scheinen, wurden nicht etwa vom Kneipeninhaber Willy Lorenz als Erinnerung an schöne Zeiten ins Album eingeklebt. Sie wurden auch nicht in einem Wohnzimmerschrank aufbewahrt, um sie bei Gelegenheit für Freund*innen oder Familie hervorzuholen. Vielmehr war es ein West-Berliner Polizist, der die Bilder für eine Ermittlungsakte ordentlich in ein Album einfügte und beschriftete. Nach Abschluss der Ermittlungen wurde das Album im Polizeiarchiv verwahrt, wo es heute zu finden ist. Der Aufbewahrungsort dieses Albums steht in einem Spannungsverhältnis zu der Vertrautheit, ja Intimität zwischen Kamera und Fotografierten, die in den Bildern zum Ausdruck kommen. Was bedeutet es, dass dieses Zeugnis queeren Überschwangs sich im Archiv einer Institution befindet, die verantwortlich dafür war, genau solche Szenen, wie sie das Album dokumentiert, zu überwachen, zu unterbinden und zu bestrafen? In diesem Kapitel argumentiere ich, dass es genau diese im Boheme-Fotoalbum verkörperte Spannung ist, die den Raum queerer Bars im West-Berlin der Nachkriegszeit ausmachte: Vergnügen und Verfolgung, Überschwang und Überwachung, Feste und Festnahmen.² Auf den folgenden Seiten betrachte ich diese Dynamiken der ersten 25 Jahre nach dem Kriegsende. Dabei wird mein Fokus darauf liegen, wie die unterschiedlichen Akteur*innen, die ein Interesse an queeren Bars hatten, diese Räume herstellten. Dazu zählten neben queeren Kneipenbesucher*innen und der West-Berliner Polizei auch der West-Berliner Senat und die Bezirksämter sowie die Presse, Wirt*innen und schließlich das West-Berliner Tourismusbüro, dem viel daran gelegen war, das Nachtleben der Stadt als das aufregendste diesseits des Eisernen Vorhangs zu vermarkten. Zumindest bis zum Bau der Berliner Mauer 1961 interessierte sich auch die Staatssicherheit für die West-Berliner Kneipen, sowohl um die eigenen queeren Bürger*innen zu kontrollieren als auch um Informationen über den »Klassenfeind« zu sammeln, seien es nun die Westdeutschen oder die Alliierten.

Da queere Lokale von der Polizei und vom Staat allgemein lange als Brennpunkte von Kriminalität und abweichenden Sexualitäten angesehen wurden, sind sie zentral für die Untersuchung der Regulierung von gleichgeschlechtlicher Sexualität und Abweichungen von der Geschlechternorm. Staatliches Vorgehen steht somit im Mittelpunkt dieses Kapitels, in dem ich die Dynamiken der Regulierung von Lokalen in West- und Ost-Berlin darstellen werde, wenngleich diese Darstellung aufgrund der spärlichen Quellenlage zu letzterem zwangsläufig unausgewogen bleiben muss.³ Wie in den anderen Kapiteln geht es auch hier um die Praktiken der Raumproduktion queerer Berliner*innen. Allein dadurch, dass sie queere Bars besuchten oder betrieben, sicherten sie deren Bestehen. Indem sie sich unterhielten und flirteten, tranken und tanzten, in Kleidung und Aufmachung des anderen Geschlechts schlüpfen oder in Drag auf-

traten, schufen sie einen anderen, queeren Modus der Geselligkeit. Den Verordnungen von Polizei und Behörden stellten sie sich entgegen, indem sie den Zugang zu queeren Kneipen durch visuelle, verbale und akustische Codes kontrollierten: zugezogene Vorhänge, Passwörter, die geflüstert, oder Klingeln, die geläutet werden mussten. Die dritte konzeptionelle Ebene des Kapitels bilden Diskurse: von Homosexualitäten, abweichenden Geschlechtern, Prostitution, Asozialität, Jugendkriminalität. Dass so viele und so verschiedene Diskurse in den Quellen zu queeren Bars verwoben sind, zeugt von der herausragenden Bedeutung dieses Ortes für die Topografie des Nachkriegs-Berlin.

Im Folgenden skizziere ich zunächst, wie Bars in der bisherigen Forschung zum queeren Berlin vor 1945 untersucht wurden. Danach kehrt die Erzählung in das erste Nachkriegsjahrzehnt zurück. Der darauffolgende Abschnitt behandelt die zweite Hälfte der 1950er Jahre, als die Polizei von ihrer anfänglichen Laisser-faire-Politik zu restriktiveren Maßnahmen überging. Der dritte Untersuchungszeitraum ist vom Mauerbau 1961 geprägt, als Ost-Berliner*innen die West-Berliner Kneipen nicht mehr besuchen konnten und die Isolation West-Berlins sich verschärfte. Damit änderte sich der Stellenwert, den das Nachtleben für die Wirtschaft der »Insel« hatte, und West-Berlin entwickelte sich schließlich zu einem Experimentierfeld für alternative Lebensformen, zu denen studentische Kommunen, radikal linke Politiken und auch eine wachsende queere Subkultur gehörten.

Queeres Nachtleben vor 1945

Berlins queeres Nachtleben ist seit langem ein Hauptmotiv in der Geschichte der Homosexualitäten. Historiker wie Jeffrey Weeks, John D’Emilio und andere brachten die Entstehung einer homosexuellen Identität mit den dramatischen sozioökonomischen Umwälzungen des Industriekapitalismus in Verbindung, in deren Zuge sich die Menschen von ihren Familien lösten, um in die Städte zu ziehen und in Fabriken zu arbeiten. Die rapide wachsenden Städte boten die Voraussetzungen für die Herausbildung einer homosexuellen Subkultur: eine große Anzahl von Menschen mit unerfüllten sexuellen Bedürfnissen sowie Anonymität. Wirtshäuser, Schenken und Kneipen wurden so zu Treffpunkten für Männer, die Sex mit Männern suchten.⁴ Für Berlin belegten Magnus Hirschfeld und andere zeitgenössische Forscher spätestens ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine große Zahl von sogenannten Freundschaftslokalen, in denen Männer, und in geringerem Umfang auch Frauen, gleichgeschlechtliche Partner*innen fanden. Um die gleiche Zeit entstand eine queere Ballszene.⁵ Die Berliner Polizei behielt diese Orte im Blick und stellte sicher, dass kein »offen sexuelles Verhalten« vorkam, führte aber seit Mitte der 1880er Jahre und bis zum Ende der Weimarer Republik keine Razzien durch.⁶ Jens Dobler hat darauf hingewiesen, dass diese Duldungspolitik äußerst fragil war und jederzeit zurückgenommen werden konnte, wenn es politisch

opportun erschien.⁷ Zwar wurde die Duldung queeren Nachtlebens in der Weimarer Republik »fast Gewohnheitsrecht«, doch zeichnete sich bald ab, dass die Durchsetzung konservativerer Moralvorstellungen, die sich u. a. 1927 im Zensurgesetz gegen »Schund- und Schmutzschriften« äußerte, auch für queere Lokale Folgen haben würde.⁸ Bereits kurz vor der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 wurden mehreren Berliner »Freundschaftslokalen« die Tanzgenehmigungen nicht verlängert.⁹ Die Nationalsozialisten schlossen 1933 viele Treffpunkte, und die Lokale, die noch geöffnet blieben, mussten mit Polizeirazzien rechnen.¹⁰ Trotzdem fanden weiterhin queere Veranstaltungen statt. Vergnügungslustige suchten sich neue Lokale, und manche dieser Orte bestanden möglicherweise bis zum Ende der Nazi Herrschaft, wie es die Forschung über andere deutsche Städte wie Hamburg, München und Frankfurt festgestellt hat.¹¹

Nach Kriegsende entstand in Berlin trotz personeller Kontinuitäten in der Polizei bald wieder ein queeres Nachtleben. Jennifer Evans spricht unter Bezugnahme auf detaillierte Studien von Jens Dobler, Andreas Pretzel und Karl-Heinz Steinle von »aufkeimenden und konkurrierenden homosexuellen Subkulturen, die nach dem Krieg und trotz Polizeikontrollen und der Durchsetzung von Sittlichkeitsvorstellungen in den 1950er und 1960er Jahren wieder ins Blickfeld rückten«.¹² Die Zentren queeren Nachtlebens befanden sich in den West-Berliner Bezirken Schöneberg, Charlottenburg und Kreuzberg sowie entlang der Ost-Berliner Friedrichstraße, auch wenn sich Historiker*innen einig sind, dass Ost-Berlin hinsichtlich eines queeren Nachtlebens deutlich weniger zu bieten hatte als West-Berlin (Abbildung 2.6).¹³ Die bestehende Forschung weist jedoch zwei Leerstellen auf: Zum einen fehlt eine Analyse der Entwicklung der Lokale über einen längeren Zeitraum, die die unterschiedlichen am Entstehen und Verschwinden dieser queeren Orte beteiligten Akteure beleuchtet. Zum anderen ist Geschlecht in den vorhandenen Studien keine zentrale Analysekategorie: Zwar benennen einige Geschlecht als wichtigen Faktor im Umgang der Polizei mit Lokalbesucher*innen, die angeführten Belege bleiben aber anekdotisch.¹⁴ Meine These ist hingegen, dass es hauptsächlich von der Verkörperung von Geschlecht abhing, ob queere Berliner*innen frei von Belästigung leben konnten. Folglich muss sich jede Untersuchung queerer Subkultur mit der Kategorie Geschlecht auseinandersetzen.

Die frühen Nachkriegsjahre: »Wiedererstandene Geselligkeit«

Die Fotos vom dritten Jahrestag der Boheme Bar haben einen spezifischen Moment, Ort und Modus queerer Geselligkeit im West-Berlin der Nachkriegszeit eingefangen: das Ende fast eines Jahrzehnts relativ sorglosen Ausgehens und darüber hinaus des Wiederaufbaus einer queeren Öffentlichkeit in Berlin, ein dichtes Netzwerk queerer Lokale in einer kleinen Ecke des West-Berliner Bezirks Kreuzberg sowie einen unterschiedliche Sexualitäten umspannenden Modus von Freizeitgestaltung in der Ar-

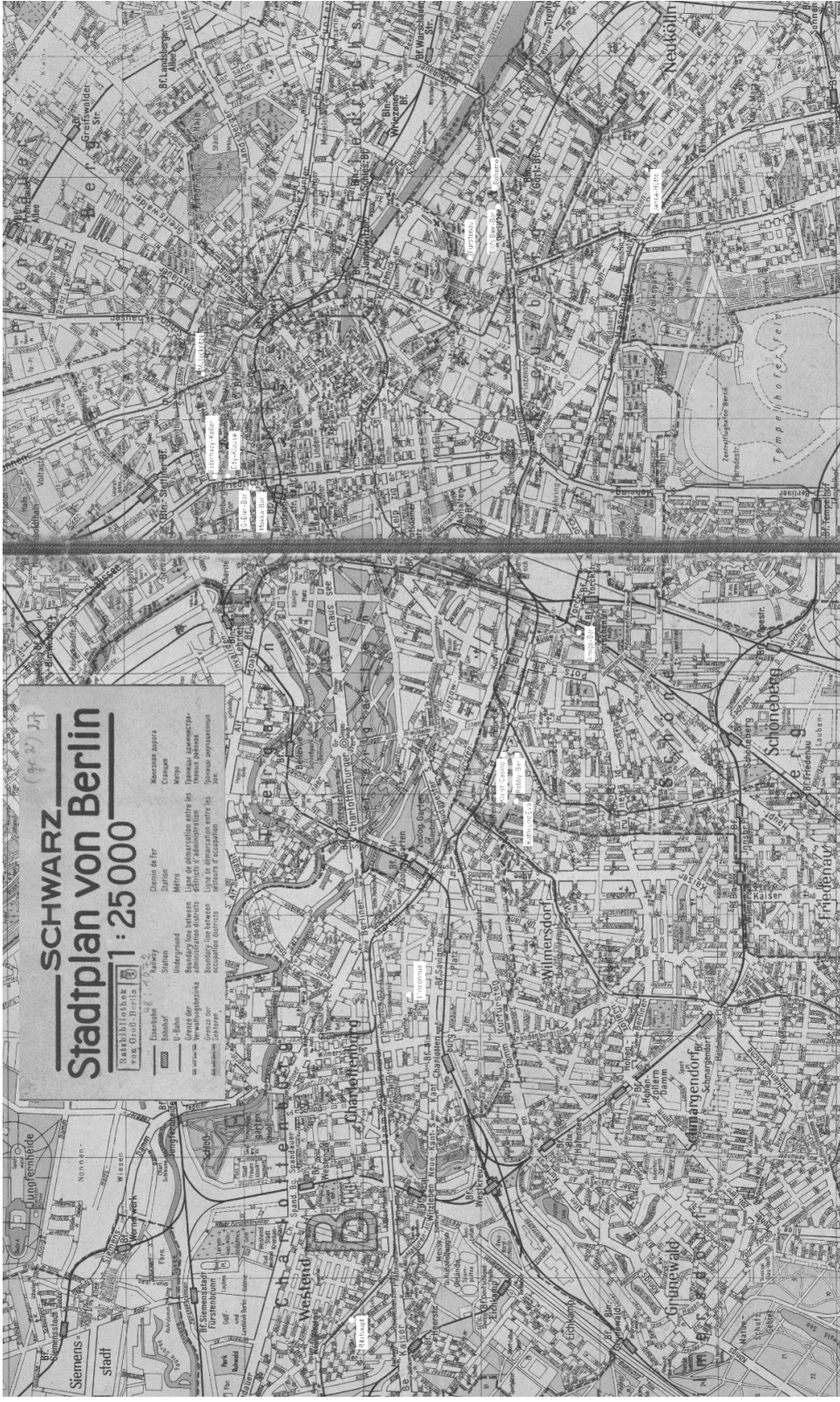


Abb. 2.6: Berliner Stadtplan von 1947 mit den in diesem Kapitel behandelten Bars. Daten vom »Schwarz Stadtplan von Berlin«. Digitale Landesbibliothek Berlin/die Autorin.

beiterschicht. Auch in Ost-Berlin konnten queere Bars unmittelbar nach dem Krieg (wieder)eröffnet werden und florieren. Sie wurden jedoch bereits Anfang der 1950er Jahre wieder geschlossen, wahrscheinlich weil die Parteiführung die Existenz queerer kommerzieller Räume in der Hauptstadt der DDR für unvereinbar mit dem Projekt des Aufbaus einer sozialistischen Moral hielt.¹⁵

Begonnen hat dieses Buch mit Mamita, dem nicht-binären Star der blühenden Ballkultur im Berlin der Nachkriegszeit, und mit einem Abgesang auf die Jahre der »neugewonnenen Freiheit und Toleranz«.¹⁶ Dabei sind durchaus Zweifel darüber angebracht, wie weit es mit der Toleranz unmittelbar nach Kriegsende eigentlich her war. Schließlich war Richard Gabler, der seit 1944 das Homosexuellendezernat der Berliner Kriminalpolizei geleitet hatte, ab 1946 bis mindestens 1947 Leiter der Inspektion für Sittlichkeitsvergehen und -verbrechen.¹⁷ In den Jahren von 1948 bis 1951 kontrollierte die West-Berliner Kripo unter der Leitung von Gustav Nitsch (1948–1950) und Kurt Linke (1950–1952) regelmäßige »Treffpunkte homosexueller Personen«, insbesondere öffentliche Toiletten, deutlich weniger auch Lokale.¹⁸ Von Razzien ist in den Berichten aber keine Rede.

So konnte sich zumindest bis in die frühen 1950er Jahre eine große und diverse queere Ballkultur entfalten, wie Werbeanzeigen im *Amicus-Briefbund*, einer in Berlin publizierten gleichgeschlechtlichen Brieffreundbörse, dokumentieren. In der Ausgabe vom Februar 1950 wurden die Leser*innen nicht nur zu den drei wöchentlichen Bällen in Mamita's Ballhaus im Wiener Grinzing (Fasanenstraße 78) in Charlottenburg eingeladen, sondern auch zu neun weiteren Bällen in Moabit, Neukölln, Kreuzberg, Schöneberg und Steglitz, alles West-Berliner Bezirke.¹⁹ Im März konnten Tanzwillige zwischen einem »Große[n] Frühlingsfest« im Kreuzberger Fürstenau, dem »Kleinen Eldorado« bei Gerda Kelch in Schöneberg, einem »Frühlingserwachen unter echten Blüten« im Schöneberger Kleist-Casino, einem »Böse Buben Ball« im Charlottenburger Bart, einem »Großen Maskenball« im Neuköllner Delmonico, einem »Damen-Eröffnungs-Ball« im Kreuzberger Imperial und dem »Hausball« bei Thefi wählen. Bei Delmonico und im Bart konnte man außer dienstags jeden Abend tanzen, sonntagnachmittags gab es den »Tanztee« im Kleist-Casino, im Fürstenau war mittwochs »Bunter Abend« und sonntags »Frohsinn und Heiterkeit«, im Kleinen Eldorado und im Imperial gab es Modenschauen, bei Delmonico donnerstags Kleinkunstkabarett und im Kleist-Casino und dem F13 die »Elite-Abende«.²⁰ Aus den Werbeinseraten geht hervor, dass einige Lokale ein spezifisches Publikum ansprachen, zum Beispiel Frauen oder Ältere. Im Jahr 1950 konnten Frauen an jedem Werktag einen »Damenabend« besuchen: montags und mittwochs in der Casa Tulenda in Moabit, donnerstags im Fürstenau oder bei Kathi und Eva im Grinzing, freitags in der Kreuzberger Bier-Bar, sonntags im Imperial und später auch im Fürstenau.²¹ Einige Bars warben explizit um beide Geschlechter. So inserierten Lotti und Bobby in der Wittenbergklausen »Für die Dame –

Für den Herrn«, und Mimi von Die Bohème am nahegelegenen Nollendorfplatz hieß dienstags und freitags Frauen willkommen.²² Eine Bar in der Kreuzberger Friesenstraße, die F13, bewarb sich als »Treffpunkt der alten Freundschaft« (wahlweise als »Treffpunkt der alten Freunde«) und verwies damit sowohl auf ihre frühere, womöglich sogar bis in die Vorkriegszeit zurückreichende Lokalität Oase an der Ecke Grünstraße/Jakobstraße als auch auf das fortgeschrittene Alter ihrer Kundschaft.²³ Zum Grünen Anker am Nollendorfplatz pries »Gesellschaftsabende für Jung und Alt« an und signalisierte damit ebenfalls, dass auch ältere Besucher*innen willkommen waren.²⁴ Zwei Jahre später waren es zum Teil dieselben Lokale, die im *Amicus-Briefbund* inserierten, neue waren aber auch dazugekommen. Live-Musik und Tanz, lange Öffnungszeiten und »solide Preise« gehörten zu den am meisten beworbenen Angeboten. Auch Mamita's Ballhaus war noch in Betrieb.²⁵ In dieser Zeit übernahm Mamita zudem eine Eckkneipe am Lausitzer Platz in Kreuzberg, gegenüber von der Boheme.²⁶ Tatsächlich war sie auch unter den Gästen der Geburtstagsfeier in der Boheme: Sie wird auf einem Schild, das die Feier in der Kneipe bewirbt, angekündigt (Abbildung 2.1) und gehörte möglicherweise auch zu den Teilnehmerinnen des Schönheitswettbewerbs, der Teil des Abendprogramms war (Abbildung 2.5).

Nicht nur wegen des Bildes von Mamita lohnt es sich, noch einmal zur Boheme Bar zurückzukehren. Das Fotoalbum dokumentiert einen Modus von nachbarschaftlicher Geselligkeit, der unterschiedlichen Sexualitäten Platz und eine familiär-gemütliche Atmosphäre bot, wie sie auch in einer weiteren Quelle über die Kreuzberger Barszene der 1950er Jahre beschrieben wird, nämlich in Peter Thilos unveröffentlichtem Roman *Ein Igel weint Tränen aus Rosenholz oder Die Kulturluftschiffer Berlins aus der Sicht des Bodenpersonals betrachtet*.²⁷ Der Roman erzählt das Leben von Karl Simon, geboren 1931 und seit 1946 in Berlin: vom Coming-Out als schwuler Mann über Ausbildung und Studium bis zu seiner beruflichen Laufbahn in der West-Berliner Kulturverwaltung.²⁸ Nach einigen Enttäuschungen mit Männern, die er über homophile Magazine kennengelernt hat, entscheidet sich der 21-jährige Karl, in den Kneipen nach der Liebe zu suchen, und besucht zum ersten Mal den Lausitzer Platz, wo es damals »an jeder der vier Ecken ... ein einschlägiges Lokal« gab.²⁹ Zunächst besucht der Erzähler die Kneipe in der südöstlichen Ecke des Platzes, wo sich die Boheme befand. In seiner Beschreibung der Außenpräsentation und des Innenlebens der Bar sowie der Szene, die er dort vorfindet, werden Praktiken queerer Raumproduktion sichtbar.

»Jetzt ging Karl erst einmal in das Lokal an der südöstlichen Ecke, wie die meisten Lokale dieser Art, nach außen nur mit einer Bierreklame versehen in Leuchtschrift, dem Kenner verriet es sich durch die zugezogenen Vorhänge vor den Fenstern, die einen Einblick von außen unmöglich machten. Karl war verlegen, er wußte auch nicht, was auf ihn zukommen würde, aber da er sich vorgenommen [!] hatte, sich nun für Di-

rektkontakte zu entscheiden, trat er ein. Es war dämmrig, alles in ein rötliches Licht getaucht, das die dicken roten Vorhänge und die rote Tapete reflektierte. Es war halbvoll, an einigen Tischen saßen Männer unterschiedlichen Alters, sie unterhielten sich und machten den Eindruck, sich schon länger zu kennen. An der Bar saßen auch Männer, meist jüngere, die den Eindruck machten, nur zum Biertrinken [!] hergekommen zu sein. ... Sie wirkten freundlich, friedlich und gelangweilt. ... Was Karl nicht wußte, war, daß Lokale dieser Art immer erst gegen Mitternacht voll werden. Wer um diese Zeit, kurz nach neun, kommt, kommt nicht wegen irgendwelcher Abenteuer. Sie wollen Bier trinken und mit Bekannten reden. ... Karl hatte den Eindruck, am falschen Ort zu sein. Hier war es zu gemütlich, die Leute gingen bekannt, nicht fremd.«³⁰

Thilos Beschreibung skizziert die Bar zu einer anderen Stunde als die oben genannten Fotos: am frühen Abend eines Wochentags. Trotzdem evozieren beide Quellen eine familiäre und gemütliche Atmosphäre. In Thilos Manuskript ist es das warme Rot der Vorhänge, der Tapete und des Lichts, die diese Gemütlichkeit schaffen. Die Vorhänge in den Fenstern schützen die Gäste, allesamt Männer, vor neugierigen Blicken, und sichern damit die notwendige Privatsphäre. Die Heimeligkeit der Kneipe hängt also davon ab, dass die Identität der Gäste geheim bleibt. Gleichzeitig »verraten« die Vorhänge jenen, die das Zeichen zu lesen wissen, dass es sich um ein »Lokal dieser Art« handelt. Sie haben also eine Doppelfunktion für die queere Bar, verhüllen und enthüllen sie zugleich.³¹

Auch auf den Fotos im Polizeialbum tragen bestimmte Aspekte der Inneneinrichtung der Bar, wie etwa das Blumenmuster auf den Tapeten und Tischdecken, die Holzvertäfelung und die Türrahmen aus Holz, zum Eindruck einer rustikalen, kleinbürgerlichen Gesellschaft bei. Hinzu kommt aber auch das Verhältnis zwischen Fotograf*in und Fotografierten, das Vertrautheit suggeriert. Die Menschen strahlen fröhlich in die Kamera und zeigen damit, dass der*die Fotografierende in der Boheme nicht fremd war. Möglicherweise gehörte ein verdeckter Ermittler der Polizei zu den Stammgästen der Bar. Alternativ könnten die Aufnahmen an die Polizei verkauft oder später bei einer Razzia oder einer Hausdurchsuchung beschlagnahmt worden sein. Da das Album Praktiken queerer Raumproduktion, Kategorien der Sexualwissenschaft und zugleich die Polizeiüberwachung in sich vereint, bringt es in gewisser Weise die Vertrautheit zwischen queeren Berliner*innen, Sexualwissenschaftler*innen und der Polizei, die für das Berlin der Jahrhundertwende typisch war, wieder ans Tageslicht – fünfzig Jahre später. Die Polizei klassifizierte gleichgeschlechtliche Sexualität, das Abweichen von Geschlechternormen und gewerbsmäßigen Sex in einer gemeinsamen Kategorie, und die Liste der sexuell abweichenden Subjekte, die sich aus den Bildunterschriften einiger Fotos ergibt – so werden die Gäste etwa als »Homosexuelle« (Abbildung 2.2), »Homosexuelle Transvestiten«, »Prostituierte«, »Barmädchen« und »Zuhälter« ausgewiesen –

stützt sich zum Teil auf die Sprache, die von der Sexualwissenschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert erfunden wurde.³²

An der Boheme können verschiedene Praktiken queerer Raumproduktion beispielhaft gezeigt werden. Die Bar wurde von einem – laut Polizeinotiz – homosexuellen Mann betrieben, der sowohl einem rein männlichen Feierabendpublikum unaufgeregte Entspannung bot, als auch rauschende Partys für eine Gesellschaft diverser Geschlechter und Altersstufen veranstaltete.³³ Zum Programm der Geburtstagsfeier, die im Album dokumentiert ist, gehörten zwei unterschiedliche Travestie-Tanzvorführungen. Die beiden Tänzer*innen auf Abbildung 2.3, die das gleiche Kleid tragen, dazu Schleifen um Kopf und Hals sowie hochhackige Schuhe, haben ihr Publikum eindeutig mitgerissen: Die sitzenden Zuschauer*innen scheinen im Rhythmus der Musik mitzuklatschen, ihre Gesichter strahlen. Der Gastgeber betrachtet die Szene, und sein auf Tänzer*innen und Kamera gerichteter Blick drückt Stolz aus. Ein*e Tänzer*in in einem eklektisch aus außereuropäischen oder imaginierten Stilen kombinierten Outfit bot die zweite Travestie-Performance des Abends dar. Der ansonsten nackte Körper war geschmückt mit einem Kopfband mit Feder, starkem Augen-Make-up und einem Bindi, Kreolen-Ohringen, einem Halsband, einer über ein glänzendes Bustier und einen Strohhock geworfenen Bananenkette sowie lackierten Fingernägeln (Abbildung 2.4). Der Bananenrock ist mehr als eine individuelle Interpretation einer rassifizierten und sexualisierten »exotischen« Weiblichkeit: Er ist auch eine Referenz auf die Schwarze Tänzerin Josephine Baker, die in den 1920er Jahren in Berlin auftrat. Travestiekünstler*innen der Nachkriegszeit bezogen sich also sowohl auf Weiblichkeiten, die während der NS-Zeit populär gewesen waren, wie die Schauspielerin Zarah Leander, als auch auf frühere Diven, die den kosmopolitischen Moment der Weimarer Republik repräsentierten, wie Josephine Baker.

Auf der letzten Seite des Albums ist ein Umschlag voller Fotos eingeklebt, die Mitglieder des kriminellen Ringvereins Sparverein West zeigen.³⁴ Dass diese Bilder gemeinsam archiviert wurden, Boheme-Gäste und Sparverein West, legt nahe, dass sich die Polizei für die Kneipe als Ort sowohl der organisierten Kriminalität als auch der illegitimen Sexualität interessierte. Tatsächlich befand sich an einer gegenüberliegenden Ecke des Lausitzer Platzes ein polizeibekannter Treffpunkt des »Sparvereins Süd-Ost«, und das Vorgehen gegen die Ringverein-Kriminalität beschäftigte die West-Berliner Kripo, Presse und Öffentlichkeit in der ersten Hälfte der 1950er Jahre massiv.³⁵ 1951 führte die Polizei die ersten Razzien in Vereinslokalen durch. Drei Jahre später begann sie, auch Orte queerer Geselligkeit nicht mehr nur mit Streifen zu überwachen, sondern auch durch Razzien erheblich zu stören.

In Ost-Berlin begannen die Behörden sogar noch früher, in das queere Nachtleben einzugreifen. Ost-Berliner Bars inserierten nicht im *Amicus-Briefbund*, obwohl die Blätter von Ost-Berliner*innen gelesen wurden, wie ihre Anzeigen im Annoncenteil

beweisen. Die Ost-Berliner trans Museumskuratorin, Sammlerin und Aktivistin Charlotte von Mahlsdorf erinnert sich jedoch, dass »Transvestitenlokale« und »Homosexuellenkneipen« im sowjetisch kontrollierten Teil der Stadt schon bald nach dem Kriegsende wieder öffneten: »Das alte ... Stammpublikum war ja plötzlich wieder da, nicht, denn es hatten ja doch etliche auch überlebt. Und die Prostituierten natürlich, die waren ja dann auch wieder da.«³⁶ Die Ost-Berliner Polizei beobachtete queere Bars und verzeichnete »Päderasten- und schwule Weiberlokale« neben anderen »zweifelhaften« Lokalen in ihren »Wegweisern durch den Revierbezirk«, einem Hilfsmittel der Polizeiarbeit.³⁷ Die Kneipe Mulackritze im Scheunenviertel in Mitte hatte während der gesamten NS-Zeit eine queere Klientel unterhalten und tat dies auch in der Nachkriegszeit weiterhin.³⁸ In ihrer Autobiografie beschreibt Charlotte von Mahlsdorf detailliert, wie das neue Betreiberhepaar, Minna Mahlich und ihr Mann, bereits wenige Monate nach der Übernahme der Kneipe vom Bezirksamt schikaniert wurde.³⁹ So hatte Mahlich ihr von der Aufforderung eines Bezirksamts-Angestellten berichtet, keine »Nutten, Lesben und Schwulen« mehr zu bedienen. Als sie dem nicht nachkam, verlor sie ihre Opfer des Faschismus-Rente und ihre Schanklizenz.⁴⁰ Obwohl sie beides nach einer Intervention ihres Bruders, des belgischen Widerstandskämpfers Max Levinthal wieder zurückerhielt, konnte Mahlich die Kneipe nur bis 1951 halten, als die Polizei die Konzession der Mulackritze im Rahmen einer Säuberungskampagne des Scheunenviertels endgültig entzog. Von Mahlsdorf gibt an, dass in diesem Zusammenhang weitere einunddreißig Kneipen im Scheunenviertel geschlossen wurden.⁴¹ Die Schließung queerer Kneipen war möglicherweise eine Folge der restriktiven Sexualmoral der SED in den Anfangsjahren der DDR.⁴² Ebenfalls 1951 wurden vom Ost-Berliner Radiosender Berliner Rundfunk acht Sprecher und Schauspieler entlassen, die als »Ringverein« von »Homosexuellen« bezeichnet wurden.⁴³ Im Rechenschaftsbericht des Senders heißt es:

»Bekanntlich existieren Lokale und Treffpunkte für diese Kategorie von Menschen nur in Westberlin. Dort treffen sich biologisch Gleichgeartete aus dem Rias, dem NWDR oder sonstiger Kreise einschliesslich der Mitarbeiter der westlichen Okkupationsmächte.«⁴⁴

In diesem Fall sorgte sich die SED-Führung vor allem darum, dass Homosexuelle, die aufgrund ihrer transnationalen Netzwerke lange als unzuverlässige Bürger galten, mit anderen »biologisch Gleichgeartete[n]« von jenseits des Eisernen Vorhangs Kontakt haben könnten.⁴⁵ Die Behauptung im Rechenschaftsbericht, dass derartige »Treffpunkte für diese Kategorie von Menschen« in Ost-Berlin nicht existierten, beruhte wohl eher auf Wunschdenken als auf Tatsachen; zumindest aber zeigt die Aussage, dass queere Lokale in der sozialistischen Hauptstadt unerwünscht waren. Die Schließung queerer Lokale entlang der Ost-Berliner Friedrichstraße in den 1960er und 1970er Jah-

ren mag auf ein ähnliches Anliegen – die Präsentation einer sauberen, sozialistischen Stadt – zurückzuführen gewesen sein. In beiden Gebieten, dem Scheunenviertel wie der Friedrichstraße, sollten nach dem Mauerbau 1961 umfassende Neubauprojekte umgesetzt werden.⁴⁶

West-Berlin in den 1950er Jahren: die Rückkehr der Repression

Auch in West-Berlin war die »neugewonnene ... Freiheit und Toleranz«, an die der Artikel über Mamita in *Der Weg* wehmütig erinnerte, nicht von Dauer. Im Herbst 1954 finden sich in den Homophilen-Zeitschriften die ersten Berichte über Polizeirazzien, die bis in die späten 1960er Jahre nicht abreißen sollten. Am 18. September 1954 führte die West-Berliner Polizei Razzien in drei Neuköllner Kneipen durch, kontrollierte die Personalausweise der Gäste und nahm deren Namen auf. *Der Weg* berichtete im November 1954 über die Ereignisse und druckte kurze Artikel aus dem Boulevardblatt *B. Z.* und der linksliberalen Tageszeitung *Der Telegraf* nach. Beide Zeitungen hatten die Razzien und vor allem die dabei von der Polizei erstellten Namenslisten kritisiert, was als Hinweis darauf gelten kann, dass es sich um eine ungewöhnliche Praxis handelte.⁴⁷ Die Abendausgabe des *Telegraf*, die *nacht-depesche*, verurteilte die Razzien besonders scharf.⁴⁸ Der*die Autor*in des Artikels beschrieb die Kneipengäste als »gleichgeschlechtlich empfindende Personen« und drückte damit eine liberale Haltung gegenüber Homosexuellen aus. Die Hälfte des Artikels bestand aus dem Zitat eines Protestbriefs, den ein von der Razzia betroffener »Kreuzberger Bürger« verfasst hatte. Der Mann hatte den ihn registrierenden Polizisten selbstbewusst, wenn auch ohne Erfolg, nach seiner Dienstnummer gefragt. Seinen Protest begründete er mit Verweis auf seine Staatsbürgerschaft: Die Razzien seien ein Angriff auf die Demokratie, vergleichbar mit »Methoden ... aus dem ›Tausendjährigen Reich« oder »jenseits des Brandenburger Tores«, also im kommunistischen Ost-Berlin. Da der Journalist den Brief unkommentiert ließ, konnten Leser*innen diese Meinung als Redaktionsmeinung interpretieren. Dass eine solch offene Kritik am Vorgehen der Polizei auf der ersten Seite einer viel gelesenen Zeitung veröffentlicht wurde, ist bemerkenswert.

Die vielen Berichte über die Razzien und die kritische Beurteilung der Polizei in verschiedenen Zeitungen deuten darauf hin, dass es sich nicht um eine gängige Praxis handelte. Vermutlich war die Razzia in Neukölln 1954 die erste Razzia in einer homosexuellen Kneipe in der Nachkriegszeit. Damit brach die West-Berliner Polizei mit dem Prinzip der überwachten Duldung queeren Nachtlebens, dem sie von den 1880er Jahren bis zum Ende der Weimarer Republik gefolgt war.⁴⁹ Leider findet sich in den Zeitungen keine Erläuterung für diese drastische Veränderung. Eine Erklärung mag die veränderte personelle Zusammensetzung der West-Berliner Polizei bieten: Zwar hatten Polizeipräsident Johannes Stumm und der ab 1952 amtierende Kripo-Chef Wolfram

Sangmeister keine bzw. keine öffentlich bekannte NS-Vergangenheit und blieben bis in die 1960er Jahre im Amt.⁵⁰ Doch wurde mit Erich Duensing 1951 ein Oberst der Wehrmacht Leiter der Schutzpolizei (Schupo), der in der Folge mehrere ehemalige Wehrmachtsoffiziere in polizeiliche Führungspositionen holte.⁵¹ 1951 trat auch der Artikel 131 des Grundgesetzes in West-Berlin in Kraft, wonach ehemalige Staatsangestellte Anspruch auf Übernahme in ein Amt hatten, das ihrer früheren Position gleichwertig war.⁵² Auf den Revieren fand nun ein Austausch statt; viele der nach 1945 eingestellten, politisch unbelasteten Polizist*innen mussten ehemaligen Nazis weichen. Nach der Wahl der CDU/FDP-Landesregierung 1952 stellte die West-Berliner Polizei Hunderte ehemalige SA- und SS-Männer ein.⁵³ Es liegt nahe, dass sich diese personellen Veränderungen auch auf den Umgang der Polizei mit queeren Berliner*innen auswirkten. Der Zeitpunkt der ersten Razzien, September 1954, weniger als drei Monate vor der Wahl zum Abgeordnetenhaus Anfang Dezember, lässt zudem vermuten, dass sich der CDU/FDP-Senat noch einmal als Hüter von Recht und Ordnung profilieren wollte. Der Umgang der Polizei mit queeren Lokalen blieb aber auch nach der Abwahl des konservativen Senats und unter den folgenden SPD-geführten Regierungen repressiv.

Möglicherweise waren die Razzien auch eine Reaktion auf das skandalöse Verschwinden des Präsidenten des westdeutschen Bundesamts für Verfassungsschutz, Dr. Otto John, am 19. Juli 1954 und seines Wiederauftauchens in Ost-Berlin einige Tage später. Sowohl die Presse als auch Homophilen-Zeitschriften kommentierten den Fall und diskutierten Johns angebliche Homosexualität. Ob John die BRD aus eigenem Entschluss verließ oder ob er entführt wurde, wie er nach seiner Rückkehr 1955 behauptete, wird in der Forschung bis heute debattiert.⁵⁴ Ein Bericht des *Spiegel* enthielt mehrere Hinweise auf Johns »besondere Veranlagung«, die angeblich zu seiner Verhaftung in Portugal 1944 geführt hatte, sowie auf seine Besuche von »Berliner Homosexuellenlokale[n]« während privater Aufenthalte in der Stadt.⁵⁵ »Rolf«, so das Pseudonym des Herausgebers der Schweizer Homophilen-Zeitschrift *Der Kreis*, befürchtete, dass der Skandal Konsequenzen für die Situation aller Homosexuellen in Deutschland haben würde.⁵⁶ Er schrieb: »Wenn es sich bewahrheiten sollte, dass John homosexuell ist und wirkliche Geheimnisse der westlichen Verteidigung an den Osten verraten hat, dann sehe ich allerdings schwarz für die Kameraden in Deutschland.«⁵⁷ In *Der Weg* äußerte Larion Gyburg-Hall seine Hoffnung, der »Fall John« möge zur Entkriminalisierung der Homosexualität in Westdeutschland führen. Die Richter am Bundesverfassungsgericht müssten nun »die sauren Konsequenzen« des Verbots von Sex zwischen Männern akzeptieren: Der § 175 setzte Träger von Staatsgeheimnissen doch offensichtlich der Gefahr von Erpressung aus und müsse daher im Interesse der nationalen Sicherheit abgeschafft werden.⁵⁸ Diese Hoffnung war trügerisch; das Bundesverfassungsgericht bestätigte 1957 die Rechtmäßigkeit des § 175.⁵⁹ Auch wenn keiner der Berichte über die Razzien in den Berliner Lokalen im Herbst 1954 eine Verbindung zum Fall John

zieht, scheint ein Zusammenhang plausibel. Weitere Forschungen in den deutschen und alliierten Geheimdienstarchiven könnten dazu Hinweise liefern.

Die kritische Presseberichterstattung über die Razzien hatte zwar Auswirkungen auf die Rhetorik der Polizei, nicht jedoch auf ihre Praxis. Wolfram Sangmeister, von 1952 bis 1969 Leiter der West-Berliner Kripo, lehnte 1955 auf einer Pressekonferenz Razzien im Zusammenhang mit § 175 sowie von »Strichjungen« begangenen Verbrechen als »nicht erfolgversprechend« ab.⁶⁰ Als »Strichjungen« wurden männliche Jugendliche und junge Männer bezeichnet, die sexuelle Dienstleistungen anboten. Fast alle West-Berliner Zeitungen berichteten über die Pressekonferenz, offenbar bestand ein großes öffentliches Interesse.⁶¹ Der unmittelbare Anlass der Pressekonferenz war die erfolgreiche Aufklärung des Mordes an einem 65-jährigen homosexuellen Mann, der von einem 26-jährigen »Strichjungen« getötet worden war. Bei dem Fall handelte es sich um einen von insgesamt acht Mordfällen an homosexuellen Männern, in denen die West-Berliner Polizei seit 1948 ermittelte. Sangmeister gab sich als Befürworter der Entkriminalisierung von Sex zwischen erwachsenen Männern, verfolgte aber »Strichjungen« gegenüber eine harte Linie. Er versprach, ihnen nachzusetzen, und erwoگ die Möglichkeit, »wiederholt auftretende und unbelehrbare Strichjungen ins Arbeitshaus zu stecken«.⁶²

Entgegen Sangmeisters Behauptung, »Strichjungen« seien polizeiliches »Neuland«, besetzte die Figur des männlichen Prostituierten seit der Wende zum 20. Jahrhundert eine zentrale Position in Diskursen um deviante Sexualität, wie Martin Lücke zeigen konnte.⁶³ Die Figur des »Strichjungen« beschäftigte die Sexualwissenschaft, Juristen, die an einer Reform des deutschen Sexualstrafrechts arbeiteten, die homosexuelle Emanzipationsbewegung und die Sozialfürsorge.⁶⁴ Sexualwissenschaftler beschrieben den »Strichjungen« oft als besonders feminin und stellten ihn dem vermeintlich respektableren, konventionell männlichen Homosexuellen gegenüber.⁶⁵ Seit 1909 wurden Männer, die »aus Gewinnsucht« Sex mit anderen Männern hatten, in allen Reformentwürfen des Sexualstrafrechts spezifisch erwähnt. Darunter fielen solche, die sexuelle Dienstleistungen gegen Geld anboten, aber auch volljährige Männer, die mit männlichen Minderjährigen Sex hatten oder eine »durch ein Dienst- oder Arbeitsverhältnis begründete Abhängigkeit« missbrauchten.⁶⁶ Diese Fälle wurden als »qualifizierte Homosexualität« beschrieben und von der »einfachen Homosexualität« unterschieden, worunter konsensbasierter, nichtkommerzieller gleichgeschlechtlicher Sex zwischen volljährigen Männern verstanden wurde. Die Gesetzesentwürfe für ein reformiertes Sexualstrafrecht brachten eine Hierarchie zwischen männlichen Prostituierten und ihren Freiern hervor. Letztere galten weiterhin als »einfache Homosexuelle« und wurden strafrechtlich auch so behandelt, »Strichjungen« dagegen sollten deutlich härter bestraft werden. Auf diesen Reformvorschlägen, die von Juristen in Kaiserreich und Weimarer Republik entworfen wurden, basierten 1935 die NS-Änderungen des § 175 so-

wie die Einführung des neuen § 175a. Wie bereits in der Einleitung ausgeführt, behielt die BRD nach der Gründung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten beide Gesetze bis 1969 bei, während die DDR den § 175a übernahm, den § 175 aber in seiner Weimarer Fassung wiederherstellte. Die von Lücke beschriebene »zunehmende Verteufelung der Strichjungen« im ersten Drittel des Jahrhunderts setzte sich, wie Jennifer Evans zeigte, nach Kriegsende fort. Für die unmittelbare Nachkriegszeit weist Evans einen Wandel in der Wahrnehmung von »Strichjungen« nach: Aus den »gefährdeten Opfern« des kriegs- und nachkriegsgeschädigten Familienlebens – Hunger, Obdachlosigkeit, Tod der Eltern oder Vernachlässigung – wurden »unberechenbare Schurken«, die eine Gefahr für die nationale Erneuerung in Ost wie West darstellten.⁶⁷ Zwar bedienten sich die beiden konkurrierenden Staaten ideologisch unterschiedlicher Interpretationen der »Strichjungen«, doch beide »erbten einen ähnlichen Strang der Kriminologie vor 1945, insbesondere die von Lombroso inspirierte Analyse der Prostitution als passiver Asozialität«.⁶⁸

Die Behörden interpretierten das »Strichjungen«-Phänomen aber auch im Zusammenhang mit Problemen, die sich unmittelbar aus der Nachkriegszeit und der Teilung der Stadt ergaben. Als Reaktion auf Sangmeisters Pressekonferenz über die »Strichjungen« erläuterte die West-Berliner Jugendpflege, dass ein Viertel der dem Amt bekannten »Strichjungen« in Ost-Berlin lebte. Waren sie unter 18, kontaktierte das Amt die Eltern, was mitunter dazu führte, dass die jungen Männer nicht mehr in West-Berlin auftauchten. Ein weiteres Viertel der bekannten »Strichjungen« war jedoch obdachlos. »Sie können von uns nicht betreut werden, weil sie Ost-West-Wanderer sind und z. T. nichtanerkannte [!] Flüchtlinge oder solche, die ihr Verfahren beim Flüchtlingsdienst nicht weiter geführt haben«, schrieb die Jugendpflege an den Senator für Jugend und Sport.⁶⁹ Bei den hier angesprochenen Flüchtlingen handelte es sich um DDR-Bürger, die nach West-Berlin geflohen waren. Ihre Zahl wuchs im Lauf der 1950er Jahre, als die wirtschaftliche Entwicklung in der DDR immer weiter hinter der westdeutschen zurückblieb und die SED die politischen Rechte und die Bewegungsfreiheit ihrer Bürger*innen zunehmend einschränkte. So diente die Ost-West-Teilung auch weiterhin dazu, das »Problem der Strichjungentätigkeit« zu erklären. Ein Bericht der West-Berliner Polizei von 1960 behauptete, dass

»das nicht unbeträchtliche Ansteigen der Zahl der Strichjungen zu einem erheblichen Teil auf das sogenannte Währungsgefälle und die Flüchtlingsnot zurückzuführen ist. Neben den Strichjungen, die ihren Wohnsitz im SBS oder in der SBZ haben, betätigen sich als Strichjungen auch solche männlichen Personen, die als angebliche Flüchtlinge nach Berlin gekommen sind, denen jedoch die Aufnahme nach dem Bundesnotaufnahmegesetz verweigert wurde ... Strichjungen sind nach den polizeilichen Erfahrungen fast immer arbeitsscheu und nur an einem mühelosen ›Broterwerb‹ interessiert. Wenn

es darum geht, mühelos Geld zu ›verdienen‹, schrecken viele von ihnen – durch das von ihnen gewählte Milieu animiert und von den natürlichen Hemmungen befreit – weder vor einem Mord noch vor sonstigen Gewaltverbrechen zurück. Das beweist die Anzahl der Verbrechen dieser Art, die in den letzten Jahren in Berlin von Strichjungen begangen worden sind ...«⁷⁰

Mit dem »Währungsgefälle« ist der unterschiedliche Wert von West- und Ost-Mark, aber auch die allgemeine ökonomische Ungleichheit zwischen West- und Ost-Berlin gemeint.⁷¹ In West-Berlin wurden »Strichjungen« also vor allem als Ostdeutsche wahrgenommen, die aus Not oder Gier von der Durchlässigkeit der innerstädtischen Grenze Profit schlugen. Beide Quellen betonen, dass die Flüchtlinge nicht staatlich anerkannt waren; ihr unklarer Aufenthaltstitel machte sie zusätzlich verdächtig. Auch den Ost-Berliner Behörden war die Mobilität der »Strichjungen« suspekt, worauf ich in Kapitel 3 noch weiter eingehen werde. Mit dem Bau der Berliner Mauer 1961 endete die Mobilität von Menschen, Dienstleistungen und Gütern, die die Stadt seit 1945 ausgezeichnet hatte; die Teilung des Kalten Krieges war nun in Beton gegossen. Jedoch verschwanden weder in Ost- noch in West-Berlin die »Strichjungen« von der Bildfläche; die oben zitierten Erklärungsversuche hatten offensichtlich daneben gelegen.

Trotz Kripochef Sangmeisters Eingeständnis, dass Razzien kein wirksames Mittel gegen das »Strichjungenunwesen« seien, führte die West-Berliner Polizei diese bis in die späten 1960er Jahre in queeren Lokalen durch.⁷² Die detaillierte Dokumentation der Razzien in drei Bars in Schöneberg und Kreuzberg im Herbst 1957 ermöglicht die Rekonstruktion ihrer Vorbereitung, Durchführung und Folgen. In der Nacht von Samstag auf Sonntag, den 27. Oktober 1957, überprüften über 100 Polizeibeamte unter der Leitung von Sangmeister sowie einem Beamten der Schutzpolizei (Schupo) die stets gut besuchte Amigo-Bar in Schöneberg, in der sich zwischen 180 und 250 Gäste vergnügten.⁷³ Zwei Wochen später, am Wochenende des 9. und 10. November, führten Sitte und Schutzpolizei eine Razzia in Elli's Bier-Bar in der Skalitzer Straße in Kreuzberg durch,⁷⁴ wiederum zwei Wochen später in der Schöneberger Robby-Bar.⁷⁵

Im November desselben Jahres intensivierte die Polizei ihren Kampf gegen das »Strichjungenunwesen«. Die Abteilung E I (S), eigentlich für Raub und Einbrüche zuständig, übernahm Streifen und Razzien, die Sitte, M II 2, kümmerte sich um Vernehmungen.⁷⁶ Polizeistreifen überprüften Lokale, die als Treffpunkte diverser Nonkonformist*innen bekannt waren: aufmüpfiger Jugendlicher, Sexarbeiterinnen und ihrer Freier, männlicher Homosexueller, »Strichjungen«, lesbischer Frauen und »Transvestiten«. Manchmal begleiteten Staatsvertreter*innen, die mit der Regulierung von Sexualität und der Kontrolle Jugendlicher zu tun hatten, zum Beispiel Richter*innen oder Staatsanwält*innen, die Polizei.⁷⁷ Auch Journalist*innen erhielten hin und wieder eine entsprechende »Tour« durch das West-Berliner Nachtleben. 1959 war beispielsweise

ein französischer Kameramann bei einer Polizeistreife von Lokalen in Charlottenburg, Schöneberg und Kreuzberg dabei.⁷⁸ Die Streifen dienten also gleich mehreren Zwecken: Die Polizei blieb auf dem Stand der Dinge, was Klientel und Charakter der Lokale anging, während Kneipenbesitzer*innen und Gäste stetig daran erinnert wurden, dass sie unter Beobachtung stehen. Die Einbindung von ausgewählten Journalist*innen leistete ihren Beitrag zum Ruf Berlins als Europas Hauptstadt des Nachtlebens, wobei das Spektakel durch die Polizeistreifen freilich zugleich mit kreiert wurde. Und nicht zuletzt erschuf und verfestigte die Polizei mit der Aufzählung der bei den Streifen angehaltenen verdächtigen Individuen, den »Homosexuellen«, »Strichjungen«, »Prostituierten« und »lesbischen Frauen«, eine Typologie sexuell verdächtigter Persönlichkeiten.

In Vorbereitung der Razzien queerer Lokale im Herbst 1957 notierten Polizeibeamte die Kfz-Kennzeichen von Autos, die vor den Lokalen parkten, und vermerkten die Daten der Besitzer*innen in den Akten. Sie beobachteten, was für ein Publikum sich in den Lokalen traf, wie sich die Gäste verhielten und zu welcher Zeit am meisten los war.⁷⁹ Auf Basis dieser Informationen wurden detaillierte Pläne für die Razzien entworfen und Skizzen der Innenräume angefertigt, in denen Ausgänge, Fenster, Musikbox, Toiletten, Tische und Stühle eingezeichnet waren (Abbildung 2.7). Die Kreuze markierten, wo Beamte aufgestellt werden sollten, um die Flucht der Gäste zu verhindern.

Die Razzien wurden von einigen Kripo-Beamten, Dutzenden Schupos und einer kleinen Zahl von Beamtinnen der Weiblichen Kriminalpolizei (WKP) durchgeführt. Die Schupos blockierten sämtliche Ausgänge und betreten das Lokal. Sie nahmen umgehend alle Personen fest, die sie als »Strichjungen« verdächtigten, zum Teil auch »Transvestiten«,⁸⁰ und verfrachteten sie in die vor den Lokalen wartenden Polizeitransporter, mit denen die Festgenommenen zum Landeskriminalamt gebracht wurden. Die übrigen Gäste wurden in den hinteren Teil des Lokals gedrängt. Die Beamten setzten sich an einen Tisch und kontrollierten die Papiere sämtlicher Gäste. Sie glichen sie mit ihrem Fahndungsbuch ab und vermerkten Namen, Geburtsdaten, Adresse sowie bei manchen den Beruf.

Aus den Namenslisten der Razzien in Elli's Bier-Bar und der Robby-Bar aus dem Herbst 1957 lassen sich Rückschlüsse darüber ziehen, wer diese Lokale besuchte – auch wenn jene Gäste, die von der Polizei als »Strichjungen« oder »Transvestiten« identifiziert wurden, dort nicht verzeichnet sind. In Elli's Bier-Bar wurden 34 Personen auf der Liste notiert.⁸¹ Zwanzig von ihnen kamen aus der unmittelbaren Umgebung oder benachbarten Vierteln (vierzehn aus SO36, sechs aus anderen Teilen Kreuzbergs und aus Neukölln). Weitere Gäste kamen aus weiteren zentral gelegenen West-Berliner Bezirken (sieben aus Charlottenburg, Wilmersdorf und Schöneberg) sowie aus Randbezirken (Tegel, Reinickendorf, Lichtenrade und Britz). Ein Ost-Berliner und ein Mann aus Bonn befanden sich an diesem Abend ebenfalls im Lokal. Die 32 Männer und zwei

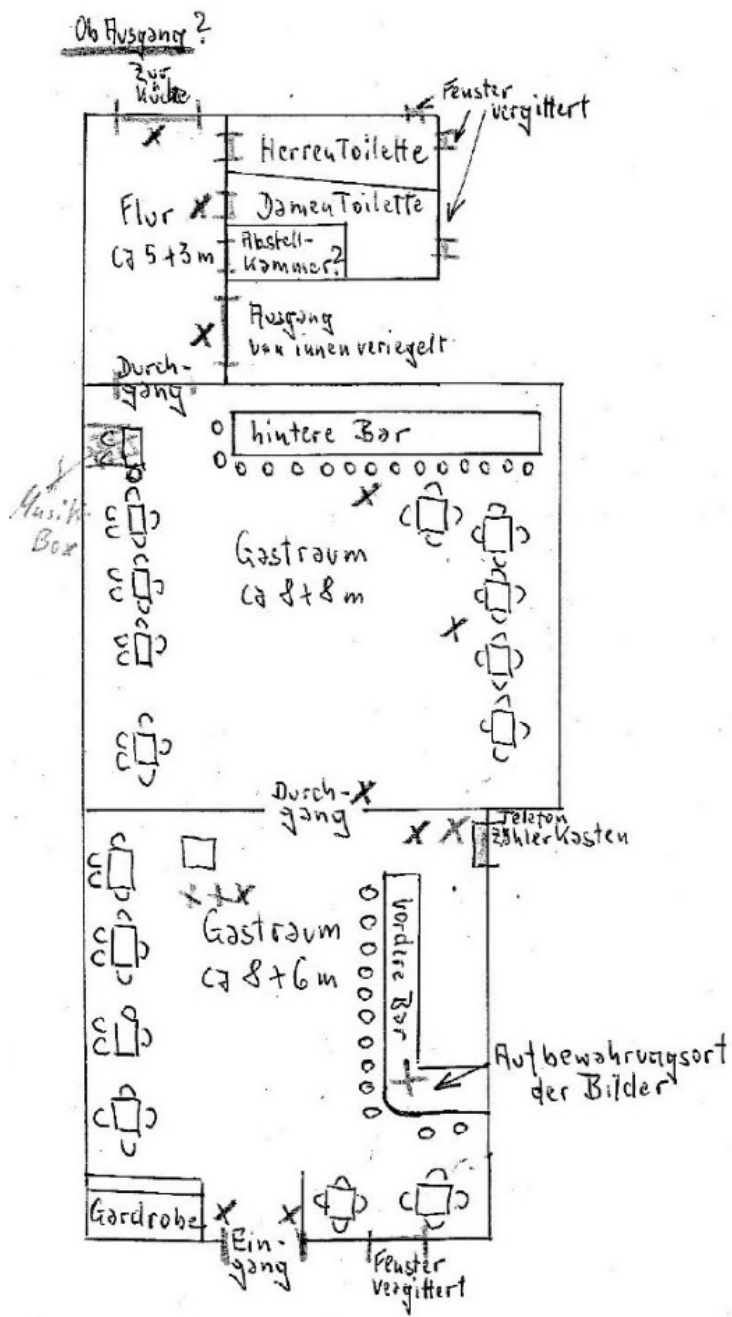


Abb. 2.7: Polizeiskizze der Robby-Bar. Polizeihistorische Sammlung Berlin.

Frauen waren zwischen 23 und 62 Jahre alt, die meisten in ihren Dreißigern. Die Mehrheit waren Handwerker, Arbeiter, Angestellte und Gewerbetreibende, unter ihnen befanden sich auch ein Beamter und ein Journalist sowie drei Männer »ohne Beruf«. Das Publikum der Robby-Bar hingegen war internationaler. Bei der Razzia wurden 22 deutsche Männer zwischen 25 und 64 Jahren dokumentiert. Viele von ihnen waren aus Westdeutschland zu Besuch, andere kamen aus West-Berlin, ein Gast aus Ost-Berlin. Auch die fünfzehn anwesenden Ausländer, »Amerikaner, Engländer, Australier, Brasilianer, Italiener«, mussten sich ausweisen, konnten anschließend aber das Lokal verlassen, ohne dass ihre Daten festgehalten wurden. Während Elli's Bier-Bar also vor allem von Einheimischen aus der Arbeiterschicht und dem Kleinbürgertum besucht wurde, war die Schöneberger Robby-Bar bei westdeutschen und internationalen Tourist*innen beliebt.

Zwar sprachen all diese durchsuchten Lokale überwiegend cisgeschlechtliche Männer an, doch befanden sich immer wieder auch Frauen – cis- wie transgeschlechtliche – unter den Gästen. Mit ihnen ging die Polizei widersprüchlich um. In einem Artikel über die Razzia in der Amigo-Bar im Oktober 1957 in *der neue ring* heißt es, die Polizei habe Frauen besonders gründlich überprüft.⁸² Beamtinnen der WKP untersuchten die geschlechtliche Identität einer Barbesucherin sowie der Ehefrau des Inhabers. Der Artikel enthält zwar keine Angaben darüber, wie diese Untersuchung durchgeführt wurde, die Beschreibung als »taktlos« und »peinlich-bürokratisch« lässt aber vermuten, dass die Frauen sich ausziehen mussten oder abgetastet wurden, damit die Polizei sicherstellen konnte, dass sie keine »Transvestiten« waren. Die Beamt*innen sortierten »Transvestiten« und junge Männer, die sie verdächtigten, »Strichjungen« zu sein, direkt aus und steckten sie in Polizeifahrzeuge, die vor den Bars warteten. Dagegen hält ein Polizeibericht über eine Razzia des Kleist-Casinos 1958 fest, dass gemischtgeschlechtlich besetzte Tische in Ruhe gelassen wurden.⁸³ Es scheint also, als habe nicht nur die normative Verkörperung von Geschlecht, sondern auch der Anschein von Heterosexualität die Gäste queerer Lokale vor polizeilicher Kontrolle geschützt.

Dank der massiven Polizeipräsenz blieben die Razzien der Öffentlichkeit nicht verborgen. In den Polizeiakten und in der Presseberichterstattung sind Reaktionen auf die Razzien überliefert sowie Versuche der Lokalinhaber*innen, die durch die negative Presse entstehenden Ansehensverluste zu begrenzen. In Elli's Bier-Bar protestierten zwei Gäste dagegen, dass die Polizei ihre Personalien aufnahm. Laut dem verantwortlichen Polizeibeamten fand die Razzia in einer insgesamt ruhigen Atmosphäre statt. Draußen vor dem Lokal war die Stimmung jedoch alles andere als ruhig.

»Vor dem Lokal hatte sich eine große Menschenmenge von mehreren hundert Personen angesammelt, die offen ihre Sympathie für die polizeiliche Aktion bekundeten. Lediglich eine männliche Person versuchte Unruhe zu stiften. Diese wurde jedoch zwangsgestellt.

... Nach Schluß der Aktion wurde sicherheitshalber eine Gruppe Schutzpolizei in der Nähe des Lokals gelassen, da die Wirtin Besorgnisse äußerte, eine ›aufgebrachte Menge könne nach Abzug der Polizei ihr Lokal stürmen und demolieren!‹ Zu Zwischenfällen ist es jedoch nicht mehr gekommen.«⁸⁴

»Mehrere hundert Personen ..., die offen ihre Sympathie für die polizeiliche Aktion bekundeten« – ganz offensichtlich hatte die Wirtin allen Grund zur Sorge. Aus dem Bericht des Polizeibeamten ist nicht ersichtlich, ob die Unruhe stiftende »männliche Person« die Sympathien der Menge teilte oder ihren Ärger über die Polizeipräsenz ausdrückte. Es geht auch nicht hervor, warum die Menge die Razzia unterstützte. War es die Queerness der Gäste, die sie ablehnten, oder war Elli's schlicht zu laut? Laut Polizei hatten Anwohnerbeschwerden zu der Razzia in der Amigo-Bar geführt. Nachbar*innen waren also ebenfalls Akteur*innen in den Auseinandersetzungen um queere Räume.⁸⁵

Auch wenn die West-Berliner Presse sich insgesamt eher kritisch gegenüber den Razzien äußerte, gab es auch Zeitungen, deren homophobe Berichterstattung zu feindlichen Haltungen gegenüber queeren Lokalen beitrug. So titelte das *7 Uhr Blatt am Sonntag Abend* zur Razzia bei Elli's »Kampf dem Laster«, und der Artikel evozierte Bilder von Verbrechen und Krankheit, um den Eindruck unmittelbar bevorstehender Gefahr durch »Strichjungen« zu erwecken.⁸⁶

»Die Berliner Kriminalpolizei hat dem ›Strichjungen‹-Unwesen, das in unserer Stadt wie eine üble Seuche ständig um sich greift und zu einem gefährlichen Nährboden zahlreicher anderer Verbrechen geworden ist, den Großkampf angesagt. Nachdem erst vor 14 Tagen in Schöneberg ein berüchtigter Treffpunkt der meist arbeitsscheuen und jedem geordneten Leben widersätzlichen Elemente ausgehoben worden war, schlug die Polizei in der vergangenen Nacht in Kreuzberg zu.«⁸⁷

Der Name der Bar wurde im Artikel nicht erwähnt, ihre Beschreibung als »Gastwirtschaft in der Skalitzer Straße, die als Verkehrslokal homosexueller Kreise bekannt ist«, ließ aber wenig Zweifel, um welches Lokal es sich handelte.⁸⁸ Daher überrascht es nicht, dass der Inhaber der Robby-Bar, in der zwei Wochen später eine Razzia durchgeführt wurde, den verantwortlichen Polizeibeamten eindringlich bat, die Presse auf rein sachliche Art und Weise zu informieren, und um Bestätigung seines »vorbildlichen und korrekten« Verhaltens ersuchte – damit meinte er seine Mitwirkung daran, dass bei der Razzia alles ruhig und ohne weitere Vorfälle verlaufen war.⁸⁹ Der Polizeibericht über die Razzia vermerkt tatsächlich, dass – anders als in Elli's Bier-Bar – kein einziger Gast gegen die Aufnahme seiner Daten protestierte.

Trotz des großen Aufwands, den die Polizei betrieb, blieb der Erfolg der Razzien, die ja angeblich zur Festnahme von »Strichjungen« durchgeführt wurden, zweifelhaft.

Die zu Beginn der Razzien festgenommenen Gäste wurden ins Landeskriminalamt gebracht, wo sie verhört und fotografiert und ihre Fingerabdrücke genommen wurden, auch wenn sie keines Gesetzesverstößes bezichtigt werden konnten.⁹⁰ Nachdem diese persönlichen Daten auf den »rosa Listen« eingetragen waren, konnten sie bei jedem Gerichtsverfahren verwendet werden und waren Bundes- und lokalen Behörden zugänglich.⁹¹ Von den über 100 Personen, die bei den drei Razzien im Herbst 1957 verhaftet wurden, scheinen nur sechs verurteilt worden zu sein.⁹² Sie alle waren in Ost-Berlin oder der DDR wohnhaft und zwischen 23 und 29 Jahre alt – womit sie nicht eindeutig als »Strichjungen« bezeichnet werden konnten. In den Quellen findet sich kein Hinweis darauf, warum in diesem Fall nur Ostdeutsche verurteilt wurden. Fürchtete das West-Berliner Gericht, wie die SED, Kontakte zwischen homosexuellen Männern aus Ost und West, insbesondere nach dem Fall Otto John? Die sechs Männer wurden zu Gefängnisstrafen zwischen zwei und vier Wochen verurteilt sowie zu drei Jahren Bewährung, in denen sie das Lokal, in dem sie verhaftet wurden, nicht betreten durften. In einem Fall wurde sogar ein Besuchsverbot für sämtliche homosexuelle Lokale in West-Berlin ausgesprochen. Die Razzien brachten keinerlei Ermittlungsfortschritt bezüglich der fünf Morde an homosexuellen Männern. Die Presse verschaffte wiederum dem Standpunkt der Lokalinhaber Gehör, während das polizeiliche Versagen mit Spott bedacht wurde. »Erfolgreiche Nachtjagd unseres Kripochefs«, titelte die *nacht-depesche* zur Razzia in der Amigo-Bar.⁹³ Der Lokalinhaber wurde wie folgt zitiert:

»Warum gibt man mir erst eine Konzession, um mit derartigen Methoden mein Geschäft zu ruinieren. Es ist bekannt, daß bei mir Homosexuelle verkehren, aber ich Sorge dafür, daß sich Strichjungen in meinem Lokal nicht breitmachen können, da von mir nur Klubmitglieder oder deren Bekannte eingelassen werden.«⁹⁴

Die Aussage beleuchtet das große Risiko, das Lokalinhaber*innen trugen, und sie zeigt zudem die unkoordinierten und mitunter widersprüchlichen Vorgehensweisen unterschiedlicher Behörden. Das Bezirksamt hatte eine Konzession gegeben, aber die Polizei führte trotzdem eine Razzia durch. Während sich der Inhaber der Amigo-Bar von den »Strichjungen« distanzierte, erklärte der Inhaber der Robby-Bar, dass ohne »Strichjungen« auch die anderen Gäste fernblieben und ihm so großer geschäftlicher Schaden entstünde.⁹⁵

Die unter großem Polizeiaufgebot durchgeführten Razzien waren die spektakulärste und furchterregendste Form polizeilicher Überwachung. Über seine gesamte Dienstzeit als Kripo-Chef beteuerte Wolfram Sangmeister, dass ihr Zweck einzig im Kampf gegen die »Strichjungen« und in der Aufklärung der Morde an homosexuellen Männern liege, nicht in der Verfolgung Homosexueller. Das Ergebnis der Razzien, nämlich die aufgrund des § 175 festgenommenen Lokalgäste, sprach jedoch eine ande-

re Sprache. Die Razzien gefährdeten die Existenzen von Lokalinhaber*innen und Gästen gleichermaßen. Sie demonstrierten die Macht der Polizei und schufen ein Klima beständigen Risikos. Dennoch gingen queere Berliner*innen weiterhin gerne aus und genossen, was ihnen die West-Berliner Lokale boten: Gemütlichkeit und Gespräch, Tänze und Tändeleien mit anderen von nah und fern.

Ab 1959 begannen Vertreter*innen der Behörden und der Polizei, sich regelmäßig in einer sogenannten »Rowdy-Kommission« auszutauschen. Seit Mitte der 1950er Jahre beschäftigten Jugendliche, die sich für US-amerikanische Populärkultur begeisterten und sich sicht- und hörbar von bürgerlicher Respektabilität distanzieren – »Rowdies« oder »Halbstarke« genannt –, in der BRD wie der DDR Psycholog*innen, Politik und Polizei.⁹⁶ Nachdem es in West-Berlin bei Jazz- und Rock 'n' Roll-Konzerten 1956 und 1957 zu Ausschreitungen von Jugendlichen kam, wurde die »Rowdy-Kommission«, bestehend aus Vertreter*innen der Senatoren des Inneren, der Justiz, für Jugend und Sport sowie hochrangigen Polizeibeamten, eingerichtet, um sich mit dem Problem zu befassen.⁹⁷ Bei ihren Sitzungen und den dort beschlossenen Maßnahmen ging es immer wieder auch um »Strichjungen« und um die Sorge, dass Jugendliche in »zweifelhaften Lokalen« sich »einer kriminellen Infektion« aussetzen könnten.⁹⁸ Hier, in der Beschreibung als ansteckende Seuchen, trafen die beiden Diskurse zu Kriminalität und Homosexualität zusammen, wobei die »einschlägigen Lokale« die Infektionsherde waren. Auch wenn der Fokus der »Rowdy-Kommission« zunächst ganz allgemein auf Jugendkriminalität lag, wurde durch die enge Kooperation von Polizei, Justiz, Senat und Bezirksämtern die Grundlage für das gezielte Vorgehen gegen queere Kneipen in den 1960er Jahren geschaffen.

Polizeirazzien stellten jedoch nicht die einzige Beeinträchtigung queerer Geselligkeit dar. Auch wenn sich die wütende Menge vor Elli's Bier-Bar nach der Razzia verlief, wurde das Lokal drei Wochen später von einer Gruppe von etwa fünfzehn Jugendlichen überfallen, die die Gäste zusammenschlugen und das Mobiliar zerstörten.⁹⁹ Peter Thilo beschreibt in seinem Romanmanuskript einen ähnlichen Vorfall. In den späten 1950er Jahren belohnt sich der Protagonist Karl, der inzwischen Jura studiert, für fleißiges Lernen mit einem Besuch bei Elli's. Er schätzt das Lokal wegen seiner Gäste und deren nichtnormative Verkörperung von Geschlecht:

»Karl wollte nur, nach all den angepassten Studenten, mit denen er in der Uni ... zu tun hatte, wieder einmal unter Homosexuellen sein, die ihre Sexualität bejahten und die sich heiter darin eingerichtet hatten. Das traf nun zwar für Karl nicht zu, er brauchte sich zwar zu Hause nicht mehr verstecken, aber in der Gegenwart seiner Kommilitonen durfte er nicht einmal unauffällig mit dem Hintern wackeln oder tuntig sprechen, wenn auch nur zum Spaß. Hier bei Elli war tuntiges Gehabe in den verschiedenen Windstärken gang und gäbe.«¹⁰⁰

Nachdem Karl und sein Freund einen Tisch gefunden haben und die ersten Getränke auf dem Tisch stehen, dringt plötzlich vom Eingang her Lärm zu ihnen. Die meisten Gäste fliehen in den hinteren Teil des Kneipenraums und verstecken sich hinter Sofas und unter Tischen. Karl hingegen schließt sich den »vier Kellner[n] in ihren weißen Jacken« an, die »sich [bemühten], einer Gruppe von neuen Gästen den Eintritt zu verwehren«. Diese neuen Gäste, so findet Karl bald heraus, sind »eine Art in Leder gekleidete Rocker- oder Motorradgang ..., dem ersten Eindruck nach sechs bis acht kräftige Gestalten, [die] den Homosexuellen nicht wohlgesonnen waren«. ¹⁰¹ Die »Rocker« greifen Kellner und Gäste mit Barhockern an und zerstören die Bar, werfen Flaschen, Gläser und Aschenbecher gegen die verspiegelte Anrichte. Nachdem sein Kopf zum dritten Mal von einem Barhocker getroffen wird, verliert Karl das Bewusstsein und wacht später in seinem eigenen Blut auf. Die Lokalinhaberin Elli will »möglichst schnell ... zur Tagesordnung übergehen« und weigert sich, einen Krankenwagen oder auch nur ein Taxi zu rufen. Schließlich läuft Karl, gestützt von seinem Freund, zum nahegelegenen Bethanien-Krankenhaus, wo seine Wunde genäht wird, und fährt dann mit der U-Bahn zurück in sein Zimmer nach Dahlem. Am nächsten Tag verschreibt ihm der Arzt mehrere Wochen Bettruhe.

Der joviale Ton der Erzählung kontrastiert mit der brutalen Gewalt, die hier beschrieben wird, und der schrecklichen Angst, die Ellis Gäste verspürt haben müssen. Elli selbst wird als robuste Geschäftsfrau dargestellt, die sich mehr um den Ruf ihres Lokals als um die Gesundheit ihrer Gäste sorgt. Deutlich wird hier, welchen zusätzlichen Risiken sich queere Kneipengänger*innen aussetzen. Um es noch einmal zu wiederholen: Diese Risiken waren ungleich verteilt. Gäste, deren Geschlecht nichtnormativ wirkte – feminine Männer und »Transvestiten« – waren akut bedroht, normativ-maskuline Männer hatten hingegen weniger zu befürchten. Diese Bandbreite von unterschiedlichen Erfahrungen wird auch in zwei Anekdoten aus lebensgeschichtlichen Interviews aus dem Archiv der anderen Erinnerungen deutlich. Der feminine Orest Kapp fürchtete Gruppen von Jugendlichen, auf die er traf, wenn er eine Bar besuchte oder verließ. Fritz Schmebling, der eine konventionelle Vorstellung von Männlichkeit verkörperte, genoss hingegen das Privileg des *passing*: er wurde nicht als anders wahrgenommen und blieb unbehelligt. Er hatte einst sogar zu einer Gruppe junger Männer gehört, die in einem Lokal Unruhe gestiftet hatte, war aber später dorthin als Gast zurückgekehrt und hatte es sogar zu seiner Stammkneipe gemacht.

Als Teenager besuchten Orest Kapp und seine Freunde Schöneberger Kneipen, in denen er »sehr sehr liebe Männer ... und Jungs meistens noch« kennenlernte, beispielsweise das Trocadero oder später das Black Molly. ¹⁰² Der Weg dorthin war jedoch gefährlich, und Kapp war vorsichtig, bevor er die Kneipe betrat:

»Ähm, man durfte sich auf der Straße niemals blicken lassen. Alleine schon gar nicht. Und wenn man 'ne Gruppe Jugendlicher sah, dann hat man sich am besten verdrückt.

Und in den Kneipen, in die wir dann gingen, da waren dann so Klingeln, und ähm, man ging auch nie rein ohne vorher zu gucken, ob irgendetwas zusieht.«¹⁰³

Fritz Schmeuling machte dagegen aufgrund seiner normativen Männlichkeit völlig andere Erfahrungen beim Ausgehen. Wenige Tage nach seinem 21. Geburtstag zog er nach West-Berlin, um die schwule Subkultur zu erkunden. Als Zimmermann ergriff er die Gelegenheit, im Austausch für zwei Jahre Beschäftigung in West-Berlin dem Militärdienst zu entgehen.¹⁰⁴ Auf die Frage der Interviewenden, ob er sich bei seinem Zuzug nach Berlin als »homosexuell« definiert habe, antwortet Schmeuling:

»Ne... Dann bist de halt 'ne Tunte, aus! Ich hab mich aber nie als weiblichen Part, hab ich mich nie jefühlt. Bis heute nicht, kann nix damit anfang'n. (lacht) Vielleicht hängt des och mit mein'm Beruf zusammen, ich weiß nich. Handwerker bleibt Handwerker, ne? Kein Feingeist.«¹⁰⁵

Schmeuling definierte sich also nicht als »Homosexueller«, weil der Begriff für ihn mit Weiblichkeit assoziiert war. Seine Männlichkeit, die er hier mit seinem Handwerksberuf verknüpft, ließ ihn unter seinen Kollegen als heterosexuell gelten. Seine erste Erfahrung mit schwulem Nachtleben machte er, als er mit einer Gruppe Kollegen eines samstagnachts eine Tour durch den Rotlichtbezirk Potsdamer Straße unternahm und dabei in einer schwulen Kneipe »Bambule« machte.

»Wir waren also och so 'n paar Kollegen bei dieser Firma, bei der ich angefangen habe als Schreiner. Die hab'n dann mal jesagt, ouh, Samstag mach'n wir mal 'n Zug durch die Potsdamer. Na, ich sage, gut, ok, ich geh mit, nich? Na und dann hat man so verschiedene Etablissements kennen gelernt. Hat dann die Damen betrachtet, die denken, durch langsames Gehen schneller vorwärts zu kommen und da sagt dann eener von den Kerlen, jetzt jeh'n wir mal an den Winterfeldtplatz in 'ne schwule Kneipe und dann mach'n wir Bambule. Ok, da gehst de mal mit, weest de wenigstens, wo de hingehen musst. Also wir sind reingekommen in das alte Trocadero damals und (äh) naja, man hat sich dann also bisschen daneben benommen, hat Bier in den Aschenbecher gekippt, den Aschenbecher umgedreht und und und. Dann sind wir rausgeschmissen worden. Wir sind dann wieder Richtung Potsdamer jezogen und ich hab dann irgendwie mich abgesetzt, sach, ich mag nich mehr. Bin also zurückgegangen zum Winterfeldtplatz, hab da an der Tür wieder jepocht, denk, mal seh'n, ob se mich rinlassen. Macht dann 'n älterer Herr auf und sagt, det hab ich mir jedacht, dass du nich zu den'n jehörst! Und hat mich rinjelassen, mhm. Fortan war dieses Trocadero für mich der Anlaufpunkt.«¹⁰⁶

In Schmehlings Erzählung ist das »Bisschen-daneben-Benehmen« in einer schwulen Kneipe Teil eines vergnüglichen Abends junger Handwerker im West-Berliner Rotlichtbezirk: der Besuch »verschiedener Etablissements«, womit hier Lokale oder Bordelle gemeint sein können, »Bambule« in der schwulen Kneipe und schließlich die Rückkehr in die Potsdamer Straße, ob nun zum Weitertrinken oder um auf dem Straßenstrich sexuelle Dienstleistungen zu kaufen. Im Vergleich zu den Gewaltszenen bei Elli's Bier-Bar, die Peter Thilo beschreibt, klingen die Vorfälle, die Schmehling erwähnt – zum Beispiel das Umwerfen biergefüllter Aschenbecher – harmlos, fast wie ein Streich. Aber für jemanden wie Orest Kapp, der oft ins Trocadero ging und den Schmehling aufgrund seines femininen Erscheinungsbildes wohl als »Tunte« bezeichnet hätte, wäre der Angriff der Gruppe in dem ihm vertrauten Raum, der schwulen Kneipe, mit großem Schrecken verbunden gewesen. Auch wenn Schmehling die schwule Subkultur beim ersten Mal als Teil einer Gruppe homophober junger Männer betrat, spricht die Tatsache, dass er später wieder ins Trocadero gelassen wurde, dafür, dass er nicht als Anführer der Störer in Erscheinung getreten war und der erfahrene Türsteher zudem normative Männlichkeit von Heterosexualität unterscheiden konnte.

Wie sich anhand der von der Polizei erstellten Gästelisten von Elli's Bier-Bar und der Robby-Bar ablesen lässt, waren Ost-Berliner*innen durchaus in West-Berliner Bars zu finden, wenngleich in geringer Zahl. Das Nachtleben im Westen war anziehend, aber teuer. Die Hundefriseurin Rita »Tommy« Thomas, deren Fotosammlung ich im ersten Kapitel besprochen habe, hatte Freund*innen in West-Berlin. Freitag- und samstagsabends zogen sie und ihre Freundin Helli durch die Kneipen. In einem Oral-History-Interview erinnert sich Tommy, wie sie ihre Ostmark fünf zu eins gegen Westmark eintauschte, wodurch das Ausgeherlebnis recht sparsam ausfiel:

»Da hamwa ziemlich spartanisch, also wir ham uns denn vielleicht een Schnaps bestellt und ne Brause, und da 'n janzen Abend dran jesessen ... Die andern ham ja Wein jetrunken und allet, aber. Oder wir ham ne Flasche Wein jetrunken, nee, 'ne Flasche nich, 'n Glas. Wenn wa mehrere warn 'ne Flasche und jeder hat denn 'n Glas abbekommen. Also it war nich so dass man sich da, man konnte sich, wie jesagt, unterhalten. Und dit war schon viel. War schon janz jut.«¹⁰⁷

Tommys beschränkte Mittel beeinflussten zwar ihre Erfahrung des queeren Nachtlebens, aber sie schlossen sie nicht von der queeren Geselligkeit aus. Ihre erste queere Bar, Bei Rudi in Schöneberg, lernte sie durch Freundinnen kennen.

»Ja, äh, da hat jemand jesacht, also ick weefß nich mehr, wer dit war, irgendwie Bekannte oder so, ick hab ja viel Leute kennenjelernt, äh: Komm doch mal mit! Jo, und da bin ich mitgegangen und habe dort mal mich umjegyuckt. Da war ick det erste Mal da in so 'nem

Club. Hab nur jeguckt, ja. Die ham da och jetantz und so, aber da war ick noch zu fremd, da war ick och noch sehr jung.«¹⁰⁸

Tommy beschreibt sich selbst als, »zu fremd«, um bei ihrem ersten Besuch in einer queeren Bar mitzutanzten, und auch als »zu jung«. Aber auch später, als sie mit dem queeren Nachtleben vertrauter wurde, kam sie weiterhin eher zum Reden als zum Tanzen. Den typischen Verlauf eines Abends in einer Lesbenbar beschreibt sie folgendermaßen: »[M]an hat sich hinjesetzt und jeredet und wat jetrunken und vielleicht sich noch verabredet.«¹⁰⁹ Die Bar Bei Rudi war nach ihrer Inhaberin benannt, einer Frau, deren elegante Maskulinität Tommy beeindruckte: »Rudi war och mit Schlips und Kragen, und immer im Anzug, ja, und hatte immer rote Lippen, und hat da den Laden jeschmissen.«¹¹⁰ Rudi übernahm später das Fürstenau, einen Club im Hinterhof der Adalbertstraße 21 in Kreuzberg.¹¹¹ Das Fürstenau wurde, wie bereits im ersten Kapitel beschrieben, Tommys und Hellis Stammkneipe, ein integraler Bestandteil ihres Alltags.

Tommy erinnert sich auch an das Eldorado, wo sie mit ihrem Charlie-Chaplin-Kostüm einmal den ersten Preis bei einem Maskenball gewann, sowie an die Bar Kathi und Eva in Schöneberg, wo eine nur aus Frauen bestehende Musikkapelle spätabends zum Tanz aufspielte. In Tommys Erinnerung waren sowohl im Bei Rudi als auch im Kathi und Eva ausschließlich Frauen als Gäste, obwohl aus dem Interview nicht eindeutig hervorgeht, ob diese Bars immer exklusiv für Frauen geöffnet hatten oder ob dies nur für bestimmte Abende galt. Auch Renate, eine ältere lesbische Frau, die in den 1980er Jahren interviewt wurde, erinnert sich an das Fürstenau und das Kathi und Eva.¹¹² Renate und ihre Freundin Klara, beide in den 1920er Jahren geboren, lebten in Berlin-Spandau. Beide verrichteten schwere körperliche Arbeit – als Trümmerfrauen, als Schweißerin und Dreherin – waren aber auch für längere Zeit arbeitslos. Dennoch machten sie sich hin und wieder auf den Weg ins Stadtzentrum, um queere Bars zu besuchen.

»Durch Bekannte habe ich nach dem Krieg von den Lokalen erfahren. Da war das Lokal in der Adalbertstraße, in Kreuzberg an der Mauer. Oben war noch ein Stockwerk, da waren dann die Heteros. Alle gingen durch den gleichen Eingang. Unten gehörte es zwei Mädchen, das waren auch schon ältere Kaliber. Die hättet ihr erleben müssen! Das war so um 60. Mit einer Kollegin sind wir mal mitgegangen. Das war so, da kamen sie damals alle noch aus Ostberlin. Die saßen da, in Anzügen, mit Fracks; dicke Zigarren geraucht. Es gab einen runden Tisch, so eine Art Stammtisch. Dann war da ein Tanzsaal, der war nicht separat, sondern am Eingang. Im Tanzsaal haben Männer gespielt, eine Männerkapelle ... Plötzlich guckte ein Mädchen durch die Tür. Da haben die sich in der Wolle gehabt. Es spielen sich dann und wann ganz schöne Eifersuchtsszenen ab! Da waren wir nur zweimal, weil mir das nicht gefallen hat. Dann sind wir immer in

die Fuggerstraße, da war eine Bar, »Eva und ...« Die hatten eine Musikbox. Es hat mir insofern nicht gefallen, weil dort – ganz ehrlich – reiche Frauen waren. Wir konnten da ja nichts verzehren. Wir haben zwar immer unseren Martini getrunken. Dann haben wir uns beide unterhalten, aber mit anderen bist du da nicht in Kontakt gekommen. Das war so vornehm, wir haben da praktisch nicht mithalten können. Und in der Goethestraße war es ziemlich dasselbe.«¹¹³

Renates Erzählung macht die Klassenunterschiede in den lesbischen Bars deutlich. Das Fürstenau, im Herzen des proletarischen Kreuzberg und nah an der Zonengrenze gelegen, war beliebt bei Ost-Berlinerinnen und maskulinen Frauen, die Anzüge und Fracks trugen und Zigarren rauchten. Die direkte Reihenfolge dieser beider Gruppen in Renates Erzählung – Ost-Berlinerinnen, maskuline Frauen – könnte darauf hinweisen, dass Frauen aus Ost-Berlin öfter einem Stil weiblicher Maskulinität anhängen, wie er von Fotografien lesbischer Bar-Kultur in den 19020er Jahren bekannt ist.¹¹⁴ Streits zwischen Frauen aufgrund von Eifersucht waren Renate zufolge nicht selten. Auch diese Beobachtung hat ein historisches Vorbild: In seinen Ausführungen zu homosexuellen Milieus hatte Magnus Hirschfeld schon 1914 erwähnt, in Frauenlokalen gehe es »im allgemeinen etwas derber zu wie in den analogen Männerkneipen«.¹¹⁵ Das Kathi und Eva in Schöneberg hingegen richtete sich eher an ein gutsituiertes Publikum. In Renates Erinnerung konnten sie und Klara aufgrund ihrer Armut nicht mit anderen Gästen in Kontakt kommen: Es war so »vornehm«, dass sie »nicht mithalten« konnten. Trotzdem, erzählt sie, kamen sie »immer« dorthin, tranken »immer« ihren Martini, was darauf hindeutet, dass die beiden trotz der Klassenunterschiede Stammgäste im Kathi und Eva waren. Bei dem Lokal in der Goethestraße, von dem Renate sagt, es habe dem Kathi und Eva geähnel, handelt es sich vermutlich um die lesbische Bar L'inconnue, um die es später in diesem Kapitel noch gehen wird.

Hans-Joachim Engel, der 1935 geboren wurde und seit Ende der 1950er Jahre in Berlin lebte, kannte zwar queere Bars in Ost-Berlin, aber sie interessierten ihn nicht: »[A]lso ich bin ja vor dem Mauerbau im Osten nirgends hingegangen. Weil, was sollt ich da?« Die Ost-Berliner Bars waren also wenig attraktiv, zumindest für ihn.¹¹⁶ Engels erste Schwulenbar war das Kleist-Casino, eine der beliebtesten und ältesten Bars West-Berlins. Seinen Besuch dort, höchstwahrscheinlich 1958, beschreibt er auf zwiespältige Weise.

»Das war ganz komisch, wir haben uns kennengelernt im Kleist-Casino, und, äh, ich war ja so schockiert da, und es war der einzige, der ran kam, der kam so nett ran, und dann hab ich mich also, tanzen war ja übertrieben, aber auf alle Fälle, und da haben wir uns verabredet für nächsten Sonnabend im Kleist-Casino. Und dann aufgeschmückt und schön gemacht und so, und der kam auch, und da passierte aber nichts. Also, wir haben uns da gut unterhalten, gut amüsiert, alles, was weiß ich ... Und es war dann fast

schon Schluß, und sag ich, ja, was ist denn nun, ja, ich kenn noch ein Café, das hat noch länger auf, und, ich wollt ja ganz was andres ... Hab ich gesagt, pass mal uff. Was passiert denn jetzt, zu dir oder zu mir. Und dann hat er ein bisschen gezögert, meint naja, wir können ja zu mir. Ja, Rudow.«¹¹⁷

Wie Tommy fühlte sich auch Engel bei seinem ersten Besuch in einer queeren Bar nicht ganz wohl: Er erinnert sich, wie schockiert er war, ohne jedoch zu benennen, was genau ihn so schockiert hat. Dennoch war sein Besuch ein Erfolg, da er einen »netten« Mann kennenlernte. Eine Woche später, nachdem sie die Nacht zusammen in der Wohnung des anderen in Rudow verbracht haben, fand Engel heraus, dass sein Liebhaber ein Beamter der West-Berliner Polizei war. Die beiden trafen sich weiterhin, bis der Mauerbau sie endgültig trennte.¹¹⁸

Meine eingehende Analyse der 1950er Jahre beleuchtete sowohl die Praktiken queerer Barbesucher*innen als auch die der West-Berliner Polizei. Letztere gab 1954 ihre frühere Haltung der überwachten Toleranz gegenüber queeren Bars zugunsten einer massiven Repression durch Razzien auf. Die Gründe für diese Veränderung könnten bei der Rückkehr ehemaliger Nazis und Militärangehöriger in den Polizeidienst zu finden sein oder auch dem Bestreben der konservativen Berliner Regierung, ihre Wählerschaft zufriedenzustellen. Auch zunehmende Spannungen zwischen Ost und West könnten zu dem Umschwung in der Polizeistrategie beigetragen haben. Darauf deuten zumindest die zeitliche Nähe zwischen der skandalisierenden Berichterstattung über das Verschwinden und Wiederauftauchen des westdeutschen Geheimdienstchefs Otto John im Juli 1954 in der DDR sowie die Berichte über die Razzien in queeren Bars im September des gleichen Jahres hin.

Die Bedeutung des jeweils verkörperten Geschlechts für die Erfahrungen queerer Barbesucher*innen im West-Berliner Nachtleben war ein weiterer Schwerpunkt dieses Abschnitts. Es waren vor allem diejenigen, die durch nicht-normative Männlichkeit oder Weiblichkeit Aufmerksamkeit auf sich zogen, die eine Verhaftung durch die Polizei oder Gewalt durch Schläger fürchten mussten. Junge Barbesucher*innen standen zudem automatisch im Verdacht, »Strichjungen« zu sein. Im Laufe der 1950er Jahre betrachtete die Öffentlichkeit diese zunehmend als gefährliche Kriminelle statt als Opfer der schweren Zeiten, und die Polizei verfolgte sie verschärft. In West-Berlin galten »Strichjungen« immer öfter als Ostdeutsche, die von der offenen Grenze profitierten, wobei die Behörden in Ost und West ihre Mobilität gleichermaßen misstrauisch sahen. Die West-Berliner Presse berichtete kritisch über die Repression gegenüber queeren Bars und räumte den Aussagen der von Razzien betroffenen Barbetreiber*innen und Gästen bisweilen viel Raum ein. In den 1960er Jahren beschränkten die Betreiber*innen queerer Bars ihre Reaktion nicht mehr nur auf Beschwerden in der Presse, sondern fingen an, sich zu wehren.

Die 1960er Jahre: Mauerbau, weitere Razzien und zunehmender Widerstand von Wirt*innen

In ihrem Oral-History-Interview beschreibt Tommy, die Ost-Berliner Hundefriseurin, wie sie nach einem Abend in der Kreuzberger Bar Bei Rudi in den frühen Morgenstunden des Sonntags, 13. August 1961, nach Hause in den Friedrichshain zurückkehrte.

»In dieser Nacht warn wir drüben, bei Rudi, Adalbertstraße. Und wir kommen, früh morgens natürlich, ne, früh morgens um ein, zwei, kommen wir an die Grenze ... Oberbaum sind wa rüber ... und da stehen Polizisten, da hamwa uns unterhalten, hatten 'n kleenen (zeigt zum Kopf) Dröhnung drin, und da sagt sagt der Polizist: Also wenn se jetzt rüber jehn, denn sind se drüben. Also Sie dürfen nie mehr hierher. Überlegen sich dit ... Naja, wir hatten ja nich die Absicht ... ick hatte meine Tiere hier alle im Garten, ja, und mit Helli und ... Bloß die West-Polizei hat jesagt: Sie können rüber, aber kommen nich mehr hierher. Die warn schon informiert. Na, und seitdem kamen wa nie wieder rüber. Dit war der letzte Tach. Naja man, so trauert man och nich nach, wir hatten ja hier unser Leben. Bloß dit 'n bisschen, dit Weggehen, weil wa dit hier nich so hatten, hat uns jefehlt 'n bisschen, ne.«¹¹⁹

Während Tommy das unpersönliche Pronomen »man« verwendet, um zu erklären, man solle Vergangenen nicht hinterhertrauern, lässt ihr letzter Satz vermuten, dass die Anpassung an das Leben hinter der Mauer vielleicht doch nicht ganz so reibungslos und schmerzlos ablief; »Bloß dit 'n bisschen, dit Weggehen, weil wa dit hier nich so hatten, hat uns jefehlt 'n bisschen«. Trotz ihrer wiederholten Verwendung des Diminutivs »bisschen« wird der Verlust spürbar, den Tommy empfand, als sie plötzlich nicht mehr ihre Wochenend-Abende in der Gesellschaft anderer lesbischer Frauen in queeren öffentlichen Räumen verbringen konnte. Hans-Joachim Engel sah sich vor die gleiche Entscheidung gestellt: Sollte er im Westen bleiben oder für immer nach Hause in den Osten gehen? Er hatte ein Verhältnis mit einem West-Berliner Polizisten, aber seine Haupt-Arbeitsstelle als Dekorateur befand sich in Ost-Berlin (Abbildung 2.8). Erst kürzlich hatte er eine schwangere Freundin geheiratet, die einen Vater für ihr Kind brauchte, und die drei lebten gemeinsam in einer Wohnung in Stalinstadt. Seit der Geburt des Kindes hatte Engel gelegentlich Arbeit in West-Berlin angenommen, um Westmark zu verdienen und »Penaten-Creme, Bananen und was man so eben als junger Vater braucht« kaufen zu können.¹²⁰ Im August 1961 arbeitete er als Nachtportier in der Pension eines Freundes in West-Berlin. Am Samstag, dem 12. August war er gerade in einer Künstlerbar am Kurfürstendamm, als West-Berliner Künstler*innen, die von ihrer Vorstellung im Ost-Berliner Varietétheater Friedrichstadtpalast zurückkamen, die Nachricht vom Mauerbau mitbrachten. Im Westen zu bleiben war für ihn jedoch keine Option.

»Ich wäre auch nicht da geblieben, erstens hatt ich ja Familie, und ich hab allen erklärt, das dauert vielleicht vier Wochen, dann mauern sie uns ein rund rum Berlin, und dann können die Sachsen nicht mehr abhauen und denn ist jut. Denn in Berlin ist ja keiner abgehauen nach dem Westen. Die konnten ja jeden Tag Oma besuchen und man konnte im Westen auch bissel arbeiten gehen oder, was weef ich. Die Bauern haben Eier verkauft im Westen oder so. Nich. Na, und das war's, dann hab ich mir meine Dollar eingerahmt, und die hingen dann bestimmt zehn Jahre an der Wand. Das war's. Ja. Das war diese berühmte Nacht.«¹²¹

»Erstens hatt ich ja Familie«, erklärt Engel – er hatte seine Freundin geheiratet, um sich mit um das Baby zu kümmern. Außerdem rechnete er nicht damit, dass die Teilung der Stadt von Dauer sein würde. Die alltägliche Realität in der geteilten, aber miteinander verwobenen Stadt, wo es trotz des eskalierenden Kalten Kriegs üblich war, für Freizeit oder Arbeit die andere Seite aufzusuchen, hatte sich so verfestigt, dass sie normal und unveränderlich schien. Auf die Frage, ob die Trennung von seinem West-Berliner Freund nicht schmerzhaft gewesen sei, antwortete Engel:

»Das ist das Einzigste [was schmerzhaft war], ansonsten hat mich das eigentlich gar nicht tangiert. Ich weiß gar nicht warum, ich hatte vernünftige Arbeit, ich hatte hier einen Freundeskreis. Ich hatte noch die ganze Familie. Und, öh, weiß ich nicht. Ich musste zurück auf Biegen und Brechen. Und dann musste man sich damit trösten, dass ganze Familien auseinandergerissen waren, also, ich mein, das war auch traurig, aber, so, nicht ... Und ich, weiß ich nicht, also, für mich war das auch, das erste Jahr immer noch, das kann ja nicht lange gut gehen ... Es waren mehrere, die so gedacht haben ... Und dann muss ich sagen, wir waren ja auf der Insel der Glückseligen. Wir hatten West-Funk, wir hatten West-Fernsehen, wir waren ja auf dem Laufenden. Und wenn ich meine Freunde in Dresden oder so besucht hab, Tal der Ahnungslosen, ja.«¹²²

Zumindest im Rückblick richtete sich Hans-Joachim Engel schnell in der neuen Situation ein. Während für Tommy die Mauer bedeutete, von öffentlichen Räumen lesbischer Geselligkeit abgeschnitten zu sein, bis sich in Ost-Berlin zehn Jahre später eine kleine aktivistische queere Szene etablierte, entdeckte Engel nun, dass es auch in Ost-Berlin Schwulenkneipen gab. Eine Zeitlang war er Stammgast in der City-Klause und im Esterhazy-Keller, die sich beide in unmittelbarer Nähe des S-Bahnhofs Friedrichstraße befanden, wo alle queeren Lokale Ost-Berlins angesiedelt waren.

Die City-Klause, ein kleines Lokal, das von einer Österreicherin geführt wurde, diente tagsüber als Arbeiterkneipe. Engel erinnert sich, dass die Arbeiter aus den Fuhrunternehmen rund um die Friedrichstraße dort zum Frühstück hinkamen. Abends wurde der Eingang verschlossen und ein Türsteher kontrollierte den Zutritt. Die Ein-

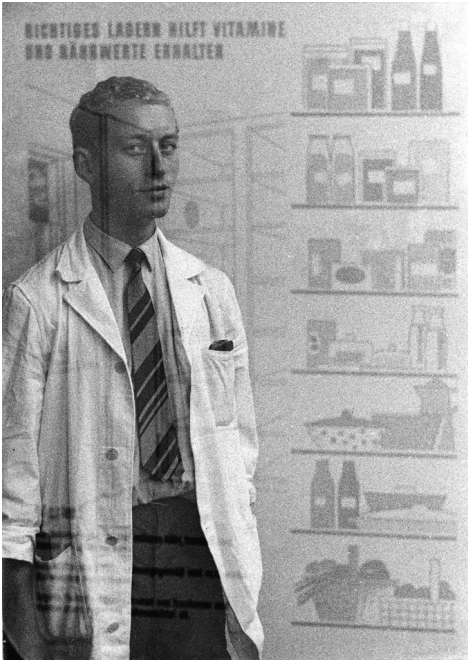


Abb. 2.8: Hans-Joachim Engel bei seiner Arbeit als Dekorateur, fotografiert von Mark B. Anstendig. Mit freundlicher Genehmigung des Künstlers.

richtung, die Engels Erinnerung nach aus vier Tischen und einem Tresen mitsamt Hungerturm – einer Glasvitrine mit belegten Broten – bestand, erinnert an traditionelle Alt-Berliner-Kneipen wie die Mulackritze, deren Einrichtung in Charlotte von Mahlsdorfs Gründerzeitmuseum erhalten ist.¹²³ Einer der vier Tische war der Stammtisch, wo Engel zufolge eine reiche Fischhändlerin mit ihrem Kreis junger schwuler Männer Hof hielt, einem »richtigen Tuntenclub«, die ihren Sommerurlaub gemeinsam in Ahrenshoop an der Ostseeküste verbrachten.¹²⁴ Engel geht auf das Verhältnis zwischen der Fischhändlerin und den jungen femininen Männern nicht näher ein, aber seine Formulierung, »mindestens fünf oder sechs hatte sie«¹²⁵ suggeriert, dass diese womöglich als »Strichjungen« für sie arbeiteten. Der Stasi-Informant »Franz Moor« berichtete im Februar 1961 über von Frauen kontrollierte männliche Prostitution in der City-Klause und im nahegelegenen Esterhazy-Keller. Er berichtet von zwei Frauen, angeblich »ehemals lesbische Freundinnen«, die ein Geschäft mit »Strichjungen« betrieben, das gleichzeitig als Spionagering »Nibelungenring« fungierte. In seinem Bericht schreibt »Moor«, dass die Männer über die »politischen Ansichten« ihrer Kunden Auskunft geben sollten und dass sie für die Stasi arbeiteten.¹²⁶ Ihre Aufgabe schien also vorrangig darin zu bestehen, andere DDR-Bürger auszuspionieren, keine Westdeutschen.

Eine andere Bar, an die Hans-Joachim Engel sich erinnert, war die Mokka-Bar im Sofia-Haus, ebenfalls auf der Friedrichstraße. Diese Bar wurde von »zwei Damen« ge-

führt, wie sich Engel erinnert. Er beschreibt das Lokal als einen Ort mit »Durchgangsverkehr«, wo »man sich traf«, aber dann weiterzog.¹²⁷ Die lesbische Stasi-Informantin »Maria Jahn« erwähnte die Mokka-Bar in einem Bericht von 1967 als »Treffpunkt für lesbische Frauen.«¹²⁸ Neben der Mokka-Bar befand sich die G-Bier-Bar, die »Jahn« als »Treffpunkt für Homosexuelle und Lesbierinnen« beschreibt.¹²⁹ Alle queeren Bars auf der Friedrichstraße, mit Ausnahme der Mokka-Bar, mussten bis Ende der 1960er Jahre aus unbekanntem Gründen schließen.¹³⁰ Die Mokka-Bar wurde Mitte der 1970er Jahre geschlossen, um Platz für einen Intershop zu machen, einem Geschäft, in dem hochwertige Produkte, die es in der DDR normalerweise nicht zu kaufen gab, mit Westgeld erworben werden konnten.¹³¹ Die Säuberung der Friedrichstraße von queeren Bars könnte somit gleich ein doppeltes Motiv gehabt haben: einerseits sollte Ost-Berlin als Frontstadt des Kalten Krieges eine respektable Fassade für Besucher*innen bieten, und andererseits sollten an dieser erstklassigen Lage, nur wenige Gehminuten vom zentralen Transitbahnhof Friedrichstraße entfernt, die dringend benötigten West-Devisen für die DDR-Wirtschaft eingenommen werden.

In West-Berlin führte die Polizei indes weiterhin Razzien in queeren Lokalen durch. Die Kneipeninhaber*innen widersetzten sich jedoch zunehmend, indem sie den Zugang zu ihren Lokalen mithilfe von physischen Schranken kontrollierten und die Rechtmäßigkeit der Razzien in Frage stellten.¹³² Zudem manifestierte sich im Laufe der 1960er Jahre die Trennung West-Berlins von Westdeutschland, und die Stadt wurde zum Brennpunkt von Studentenunruhen und politischen Protesten, während der Konsens zur Überwachung der queeren Subkultur der Stadt – falls es je einen gegeben hatte – erodierte. Die Polizei, verschiedene Ebenen der Stadtverwaltung und das Berliner Fremdenverkehrsbüro verfolgten nun bei der Regulierung des Berliner Nachtlebens ganz unterschiedliche Interessen.

Bereits in den späten 1940er Jahren mussten Ausgehlustige in einigen queeren Lokalen eine Klingel betätigen, um Einlass zu finden.¹³³ Das bedeutete zwar, wie oben gezeigt, keinen vollständigen Schutz vor Schlägertrupps oder Polizeirazzien, zumindest aber stellten die Klingeln eine Hürde dar. Die Behörden tolerierten diese Praxis bis in die 1960er Jahre, als Lokalinhaber*innen begannen, die Polizei auszusperren. In den Akten findet sich erstmals 1960 ein Hinweis darauf, dass staatliche Stellen erwogen, gegen »Klingelbars« vorzugehen. Damals erkundigte sich der Wirtschaftssenator beim Polizeipräsidenten, ob ein Lokalinhaber seine Türen verschließen dürfe, während Gäste anwesend seien.¹³⁴ Angestoßen wurde das Schreiben von einem Schöneberger Gastwirt, der die Tanzlizenz für sein Lokal verloren hatte und nun die Türen nur auf Klopfzeichen öffnete. Die Polizei antwortete vorsichtig, »nur zur Erleichterung der Überwachung« dürfe ein Gastwirt keineswegs gezwungen werden, seine Türen offen zu halten; würden im Gastraum jedoch »Handlungen vorgenommen ..., die gegen die Sittlichkeit verstoßen«, wäre dies ein hinreichender Grund.¹³⁵

Im Jahr 1963 geriet das Neuköllner Lokal Jansa-Hütte ins Blickfeld der Polizei, weil es seine Türen verschlossen hielt. Häufig stattfindende Polizeistreifen – zwei- bis dreimal in der Woche – fanden die Kneipe oft verschlossen vor. War sie geöffnet, beschränkte das Schild »Geschlossene Gesellschaft« den Zugang. Bei einem »japanischen Lampionfest« stellte der observierende Beamte fest, »daß männliche Gäste in Frauenkleidern anwesend waren« und unbekannte Gäste vom Inhaber abgewiesen worden seien. Der auf die Wache bestellte 22-jährige Inhaber Peter Raudonis erklärte, er halte das Lokal geschlossen, da es ein Treffpunkt für Homosexuelle sei.¹³⁶ In ihrem Bericht an das Bezirksamt drückte die Polizei ihre Sorge aus, dass Raudonis, »indem er seine Schankstätte bewußt zum Treffpunkt Homosexueller macht«, »zur Förderung der Unsittlichkeit« beitrage, und schlug eine Überprüfung vor, »ob Herr Raudonis die Gewähr für eine ordnungsmäßige, in Einklang mit den einschlägigen Gesetzen stehende Führung des Betriebs bietet.«¹³⁷ Sie wiesen auch darauf hin, dass in unmittelbarer Umgebung des Lokals gerade ein »Jugendfreizeitheim« eröffnet habe, weshalb die Kneipe dem öffentlichen Interesse entgegenstehen könnte. Die Jansa-Hütte blieb jedoch offen und in Raudonis' Inhaberschaft. Erst 1967 taucht sie wieder in den Akten auf. Offenbar war die selbstbewusste Haltung, die der junge Inhaber gegenüber der Polizei an den Tag gelegt hatte, eine erfolgreiche Strategie.

Mitte der 1960er Jahre war die Praxis, durch die Installation von Klingeln und Lichtsignalanlagen Gäste und Geschäft vor Polizeirazzien und Schlägertrupps zu schützen, unter den West-Berliner Lokalinhaber*innen weit verbreitet.¹³⁸ Die Frustration der Polizei über diese Einschränkung der Überwachung führte dazu, dass »Unsittlichkeit« und mit queeren Lokalen in Verbindung gebrachte Verbrechen die Behörden verstärkt beschäftigten. Schließlich belebte die Stadt die »Rowdy-Kommission« wieder und führte eine groß angelegte, mehrjährige Kampagne gegen queere Lokale sowie andere als »Keimzelle des Verbrechens« wahrgenommene Kneipen durch. Neben den durch die Wirt*innen gesicherten Zugängen zu den Bars spielten dabei auch noch zwei weitere Faktoren eine Rolle: Erstens genoss West-Berlin in der westdeutschen Presse einen Ruf als Zufluchtsort für Homosexuelle, was bei der Polizei und in Teilen der Lokalpolitik Besorgnis um den guten Ruf der Stadt hervorrief. Zweitens fand in West-Berliner Kneipen eine Serie von Gewaltverbrechen statt. Als Reaktion darauf gingen Polizei und Senat gegen als »unzuverlässig« geltende Wirt*innen vor, die in Verruf standen, Verbrechen gegenüber nachsichtig zu sein oder ihnen sogar Vorschub zu leisten. In der »Rowdy-Kommission« konkurrierten die Polizei, verschiedene städtische Behörden und das Fremdenverkehrsamt darum, wer das Nachtleben der Stadt reglementieren dürfe. Die Befürworter eines liberalen Vorgehens verhinderten dabei einige, wenn auch nicht alle der vorgeschlagenen Restriktionen. Dies hatte weniger mit einer Berliner Tradition des Laisser-faire zu tun als mit der geografischen Isolation von West-Berlin und der Tatsache, dass es durch die Mauer von den Hauptsehens-

würdigkeiten der Stadt abgeschnitten war. Damit wurde das berüchtigte Nachtleben West-Berlins zu einem wichtigen ökonomischen Faktor. Diesen durch strengere Vorschriften zu schwächen, konnte sich die Stadt schlicht nicht leisten.¹³⁹

Der Spiegel beschrieb West-Berlin 1965 als Treffpunkt für Homosexuelle und führte als Beleg jene 12 000 Männer an, die die West-Berliner Polizei seit 1948 bei Razzien oder Festnahmen registriert hatte und von denen die Hälfte in Westdeutschland wohnte.¹⁴⁰ Diese Art der unerwünschten Presseberichterstattung trug zur Wiederbelebung der »Rowdy-Kommission« 1966 bei, diesmal jedoch mit einem besonderen Fokus auf queeren Bars.¹⁴¹ Bei den Vorkommnissen, die unmittelbar zur Wiedereinberufung der Kommission führten, handelte es sich um von heterosexuellen Männern begangene sexualisierte Gewalt gegen cis und trans Frauen.¹⁴² In einem Fall hatte ein Mann eine 18-jährige Frau auf der Straße entführt, sie in sein Auto gezerzt, in die Schöneberger Bar Crazy Horse verschleppt und dort vergewaltigt. Danach zog er mit einer Männergruppe weiter in die Bar Black Molly, wo sie eine anwesende trans Frau gewaltsam in die Wohnung eines der Täter zwangen.¹⁴³ Bei den Treffen der Kommission beschwerte sich die Polizei wiederholt darüber, dass die Bezirksämter, deren Wirtschaftsabteilungen über die Vergabe von Schanklizenzen entschieden, ihre Berichte über unzuverlässige Lokalinhaber ignorierten. Eine Maßnahme, die gegen die »Auswüchse« vorgeschlagen wurde, war die Wiedereinführung einer Sperrstunde.¹⁴⁴ Anfangs schien sich für diesen Weg ein Konsens zwischen Polizei und Vertreter*innen verschiedener Senatsabteilungen abzuzeichnen – der Senatsverwaltungen für Inneres, Justiz, Jugend und Sport, Gesundheit sowie Finanzen –, wenn auch mit »großzügigen Ausnahmen«.¹⁴⁵ Nur der Vertreter der Senatsverwaltung für Wirtschaft war nicht einverstanden. Er erklärte, »[d]ie Einführung einer Sperrstunde sei mit dem Großstadtcharakter Berlins nicht vereinbar; sie würde möglicherweise zu einer ›Purifizierung‹ des Nachtlebens in Berlin führen«.¹⁴⁶ Innerhalb weniger Monate gewann dieses wirtschaftliche Argument an Gewicht, und als sich die Kommission im Oktober 1966 traf, hatte sich die Stimmung gegen Einschränkungen des Nachtlebens gewendet. Einer Wiedereinführung der Sperrstunde oder Vorschriften für hellere Kneipenbeleuchtung würden Berlins Status als »Weltstadt« widersprechen, beharrten Vertreter*innen der Senatsverwaltung für Wirtschaft.¹⁴⁷ Sie erhielten Unterstützung vom Verkehrsamt, dessen Vertreterin sich vehement gegen Restriktionen wandte. Sie erklärte, das Nichtvorhandensein einer Sperrstunde habe den Tourismus beflügelt, die Reisebüros beschwerten sich nicht mehr über das »unzulängliche Berliner Nachtleben«.¹⁴⁸ Sorgen bereitete ihr hingegen die Aussicht, Tourist*innen könnten in eine Polizeirazzia geraten, weshalb sie um eine Liste der sogenannten »Schwerpunktlokale« bat.¹⁴⁹ So nannte die Polizei jene Lokale, die sie als Brutstätten der Kriminalität betrachtete, »solche Schankwirtschaften ..., in denen ausschließlich oder überwiegend Asoziale und Kriminelle verkehrten und die durch eine Häufung von Straftaten aufgefallen seien«.¹⁵⁰ Bei dem Treffen unterschied

die Polizei diese »Schwerpunktlöale«, die strikter Regulierung bedürftigen, vom sonstigen West-Berliner Nachtleben, das sie nicht einschränken wollten. Zu den »Schwerpunktlöalen« gehörten auch »Homo-Löale«, und die anwesenden Polizeibeamt*innen wiesen auf das »besondere Problem« hin, das »die Homosexuellen« darstellten. Diese besondere Problematik erläuterten sie nicht näher, konstatierten aber, dass die Zahl der »Homosexuellen« signifikant gestiegen sei, wie auch die Zahl der »Transvestiten«, die nun in einigen Lokalen fünfzig Prozent der »Bedienung« ausmachten. Die Stadt stehe nun »mit der Zahl der Homo-Löale an führender Stelle«. Die Beamt*innen beschrieben auch das gängige Vorgehen bei einem Inhaberwechsel von »Homo-Löalen«: Die neuen Besitzer*innen würden schriftlich darüber informiert, welches Verhalten als »polizeiwidrig« galt: »Küssen und Umarmungen« sowie »eng aneinander gedrücktes Tanzen«. ¹⁵¹ Die Vertreter*innen der Kripo führten weiterhin aus, dass sie die Wirtschaftsabteilungen der Bezirksämter, in deren Macht es lag, den Lokalen Bedingungen zu stellen oder sie gar zu schließen, über »einschlägige Vorfälle« und unzuverlässige Besitzer*innen informierten. Diese Berichte würden jedoch »nicht immer beachtet«. ¹⁵²

Auch wenn der Senat schließlich keine Sperrstunde einführte, resultierten die Treffen der »Rowdy-Kommission« doch in verbesserter Kommunikation zwischen Polizei, Senat und Bezirksämtern. Darüber hinaus kam es zu einer gezielten Kampagne zur strikteren Reglementierung der »Schwerpunktlöale«, woraufhin Lokalinhaber*innen in einigen Fällen gezwungen wurden, Klingelanlagen abzumontieren und der Polizei uneingeschränkten Einlass zu gewähren. ¹⁵³ Im November 1966 schickte der Senator für Wirtschaft eine Liste von »Schwerpunktlöalen« und »Klingelbars« an die Bezirksämter für Wirtschaft und bat sie, die Betreiber*innen anzuweisen, ihre Klingel- oder Lichtenanlagen abzubauen und freien Einlass zu ihren Betrieben zu gewährleisten. In Charlottenburg nannte die Senatsverwaltung beispielsweise drei Löale, die vor allem von »Homosexuellen, Lesbierinnen und Strichjungen« aufgesucht würden, die für die anderen Gäste und das Personal »sittliche Gefährdungen« darstellten. ¹⁵⁴ In den folgenden Jahren schickte die Polizei den Bezirksämtern aktualisierte Listen der »Klingelbars«, wobei der Senator für Wirtschaft gegenüber den Bezirksämtern versicherte, dass nur den »Klingelbars«, von denen »sittliche [G]efährdungen« für Personal oder Gäste ausgingen, Auflagen zur Rücknahme ihrer Eingangsbeschränkungen gemacht werden könnten. ¹⁵⁵ Die Bezirksämter wiederum verlangten von den Lokalinhaber*innen, die Klingel abzumontieren und die Türen offen zu halten. Leisteten sie keine Folge, drohten ihnen Bußgelder von bis zu 500 DM. ¹⁵⁶ Manche Lokalinhaber*innen befolgten die Anordnung umgehend, aber viele reichten Widerspruch ein, holten sich juristischen Beistand oder ignorierten die Post einfach. Der Inhaber der Black Molly »erklärte gegenüber dem Polizeibeamten, daß er wohl ein neuer Beamter sei und deshalb nicht wisse, daß die Sittenpolizei gegen verschlossene Türen nichts einzuwenden habe«,

beschwerte sich die Polizei beim Bezirksamt.¹⁵⁷ Peter Raudonis, der bereits erwähnte Inhaber der Neuköllner Jansa-Hütte, legte dem Streifenbeamten dar, »daß er nicht gewillt ist, der formlosen Aufforderung des Bezirksamtes Neukölln von Berlin – Abteilung Wirtschaft –, das Lokal nicht zu verschließen und die Klingelanlage abzubauen, nachzukommen«. ¹⁵⁸ Raudonis nahm sich einen Rechtsanwalt, der der Aufforderung widersprach und auch den Senator für Wirtschaft in den Disput mit einbezog.¹⁵⁹ Gerda Ritzhaupt, Inhaberin des Weinrestaurants Ritzhaupt in Charlottenburg, nahm langwierige Verhandlungen mit dem Bezirksamt in Kauf, das sich wiederum mit der Polizei darüber beriet, ob es dem Lokal eine Ausnahme gewähren sollte. Das Antwortschreiben offenbart die dünne Grundlage, auf der sich die Polizei bewegte. Um eine »sittliche Gefährdung« zu konstruieren, die für das Klingelverbot nötig war, musste sie auf Vermutungen, Hörensagen und Beobachtungen von Verhalten, das als solches nicht illegal war, vertrauen.

»Das oben bezeichnete Lokal ist nach wie vor ein Treffpunkt homosexueller Personen, in dem im wesentlichen männliche Gäste verkehren. *Trotz wiederholter Kontrollen und Observationen konnte ein strafbares Verhalten in dem Lokal selbst nicht festgestellt werden.* Bei einer Kontrolle am 12. 10. 67 wurde gesprächsweise von den Kriminalbeamten gehört, daß sich am 17. 9. 67 ein betrunkenener Transvestit ausgezogen *haben soll.* Bei einer anderen Observation am 5. 12. 67 wurde durch die Kriminalbeamten *lediglich* festgestellt, daß sie von anwesenden älteren Männern, die an der Bar saßen, »abschätzig taxiert« wurden, wie es in vergleichsweise anderen Lokalen, in denen Homosexuelle verkehren, gleichfalls üblich ist, wenn jüngere männliche Gäste kommen und noch unbekannt sind. Bei einer weiteren Observation am 12. 12. 67 beobachteten die Kriminalbeamten, daß zwei männliche Gäste gemeinsam das Lokal verließen, bei denen es sich *dem Eindruck nach* um ein homosexuell veranlagtes Pärchen handelte. ... Ein anderer männlicher Gast im »Ritzhaupt« wurde von einem Kriminalbeamten als partnersuchender Homosexueller wiedererkannt. Während der Beobachtungszeit wurde auch festgestellt, daß wiederholt Männer nach Schallplattenmusik tanzten. *Diese Wahrnehmungen sind zwar noch keine strafbaren Handlungen,* begründen jedoch den Verdacht, daß auch in dem Lokal »Ritzhaupt« Homosexuelle zur Partnersuche weilen. Aus diesem Grunde wäre es unumgänglich, genau zu prüfen, ob die unanfechtbare Auflage aufgehoben werden soll und damit möglicherweise ein Präzedenzfall geschaffen wird.«¹⁶⁰

Die Verwendung des Konjunktivs, von Wörtern wie »Eindruck« und »Wahrnehmungen« und Bestimmungswörtern, die Einschränkungen ausdrücken – wie »trotz«, »zwar«, »lediglich« oder »jedoch« – zeigen ganz deutlich, dass die Polizei keine tragfähigen Beweise für die moralische Fragwürdigkeit des Weinrestaurants Ritzhaupt hatte. Allein der »Verdacht«, dass das Lokal von Homosexuellen auf der Suche nach Sex

aufgesucht wurde, genügte für die intensive polizeiliche Überprüfung. Das Bezirksamt folgte schließlich der Empfehlung der Polizei und stellte Ritzhaupt ein Bußgeld über 300 DM aus. Der Widerspruch der Schöneberger Bars Le Punch und Pink Elephant gegen das Klingelverbot blieb ebenfalls erfolglos. Bei Le Punch verwies die Polizei auf die Auflistung des Lokals im homosexuellen Reiseführer *Eos-Guide* als belastendes Beweismittel. Darüber hinaus war in der Ablehnung des Widerspruchs von Le Punch eine lange Aufzählung von polizeilichen Beobachtungen aufgeführt, anhand derer das Bezirksamt nachzuweisen versuchte, dass die Wirtin durch die Klingelanlage »den dort verkehrenden Personen ermöglicht [hat], ihren abartigen Neigungen nachzugeben und Männerbekanntschaften zu schließen, zumindest aber ... diesen polizeiwidrigen Zustand geduldet [hat]«. ¹⁶¹ Die meisten der angeführten Verhaltensweisen waren nicht verboten: Männer, die mit Männern, Frauen, die mit Frauen tanzten, Männer küssende Männer und Frauen küssende Frauen, die Anwesenheit von »Transvestiten«. Nur in einem Fall notierte die Polizei tatsächlich strafbares Verhalten, als ein junger Mann unter dem Tisch einen älteren masturbierte. ¹⁶² Die Überwachung durch die Polizei hörte auch nach der Reform des Sexualstrafrechts 1969, das Sex zwischen Männern über 21 Jahren entkriminalisierte, nicht auf. Das lag daran, dass Volljährigkeits- und Schutzalter unterschiedlich waren, und dass für Sex zwischen Männern ein deutlich höheres Schutzalter galt – 21 Jahre, was auch das Alter der Volljährigkeit war – als für heterosexuellen Sex – 14 Jahre. 1970 schrieb die Polizei an den Senator für Wirtschaft, dass er die Bezirksamter weiterhin über »Klingelbars«, die Männern unter 21 Jahren Einlass gewährten, informieren würde. Es ist naheliegend, dass dies die meisten der »Klingelbars« betraf. ¹⁶³

Obwohl lesbische Frauen nicht vom § 175 betroffen waren, gehörten sie eindeutig zu der Gruppe von Personen, die aufgrund ihrer Sexualität als potenziell kriminell und gefährlich eingestuft wurden. In einer Aktennotiz der Polizei aus den späten 1960er Jahren über die »Rechtsgrundlagen für die Durchführung polizeilicher Kontrollen in Gast- und Schankwirtschaften, insbesondere in den sog. Klingelbars«, werden die Gäste, die polizeilich zu kontrollieren waren, wie folgt beschrieben:

»Erfahrungsgemäß sind manche Lokale Sammelpunkte von Homosexuellen, Lesbierinnen, Strichjungen und sonstigen asozialen oder kriminellen Personen. Von solchen Gastwirtschaften gehen deshalb Gefahren für die öffentliche Sicherheit und Ordnung aus, denn sie sind häufig Ausgangspunkte oder Tatort krimineller Handlungen und geben auch in gesundheits- und sittenpolizeilicher Hinsicht zu Polizeimaßnahmen Anlaß.« ¹⁶⁴

Folglich überwachte die Polizei auch Lokale, die vor allem oder ausschließlich von lesbischen Frauen besucht wurden. 1967 informierte die Polizei das Bezirksamt Charlot-

tenburg über die Bar L'Inconnue: »Seit etwa 1960 ist hier bekannt, daß es sich bei dem obengenannten Lokal um einen Treffpunkt lesbischer Frauen handelt.«¹⁶⁵ Vor Kurzem habe eine Frau, Frau Riethof oder Richthof, die Bar übernommen und eine Klingelanlage installiert, und eine »Türhüterin« habe den Streifenbeamten »mit dem Hinweis ... , daß es sich um ein ›Damenlokal‹ handeln würde, de[n] Einlaß verwehrt.«¹⁶⁶ Nach Vorzeigen der Dienstmarke betraten die Beamten das Lokal, wurden nunmehr wieder von der Inhaberin und einer Angestellten aufgefordert, sich auszuweisen und den Grund des Lokalbesuchs zu nennen. Die Frauen, die das L'Inconnue führten, setzten sich also gegen das Eindringen der Polizei zur Wehr. Anstatt bei der Überwachung zu kooperieren, zwangen sie die Beamten, sich auszuweisen und zu erklären. In ihrem Bericht ging die Polizei weiter auf den Zusammenhang weiblicher Homosexualität und Kriminalität ein:

»Homosexualität von Frauen ist an sich nicht strafbar. Dennoch ... ist auch bei diesem Personenkreis nicht auszuschließen, daß möglicherweise Straftaten begangen werden. ... Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß in einem Lokal mit diesem Charakter sich auch Frauen oder Mädchen aufhalten, die gesuchte Personen sein könnten oder die sich auf Grund ihres Alters dort nicht aufhalten dürften.«¹⁶⁷

Trotz des häufigen Gebrauchs des Konjunktivs und des Eingeständnisses des Beamten, dass »Feststellungen in dieser Richtung ... bisher nicht getroffen werden [konnten]«, zweifelte das Bezirksamt die Notwendigkeit von Kontrollen nicht an. L'Inconnue wurde weiter überwacht, auch nach der Reform des § 175.¹⁶⁸

Zusammenfassung

Bars waren in der Nachkriegszeit wichtige Schauplätze queerer Raumproduktion. In West-Berlin stand queeren Berliner*innen trotz massiver Repression seitens der Polizei für abendliche Geselligkeit, Tanz und Unterhaltung eine große Bandbreite von Lokalen zur Auswahl. Die West-Berliner Bars sprachen ein sehr unterschiedliches Publikum an, sowohl in Bezug auf Geschlecht, als auch auf Alter und Klassenzugehörigkeit. In Schöneberg und Charlottenburg befanden sich die Bars, die bei zahlungskräftigen Gästen und Tourist*innen beliebt waren. In Kreuzbergs queeren Kneipen fühlten sich vor allem Gäste aus der Arbeiterklasse und dem kleinem Mittelstand zuhause, ihre traditionellen, an die Jahrhundertwende erinnernden Interieurs zogen aber ein vielfältiges Publikum an. In Ost-Berlin gab es entlang der Friedrichstraße einige wenige Lokale, die sich an schwule Männer und – in geringerem Maß – auch an lesbische Frauen richteten. Die staatliche Politik gegenüber queeren Bars durchlief Phasen der Toleranz und der Repression. Im Scheunenviertel wurden Anfang der 1950er Jahre queere Bars

vom Bezirksamt geschlossen. Während der 1950er und 1960er Jahre konnten die Bars auf der Friedrichstraße zwar geöffnet bleiben, standen aber unter Beobachtung durch Stasi-Informant*innen, oft selbst queer, deren Homosexualität dazu benutzt wurde, um sie zur Informantentätigkeit zu erpressen. Die Stasi nutzte diese Räume außerdem aktiv, um neue Informant*innen anzuwerben. Bis Ende der 1960er Jahre mussten die meisten Bars auf der Friedrichstraße schließen, und die einzig verbliebene, die Mokka-Bar, überlebte nur bis Mitte der 1970er Jahre. In West-Berlin führte die Polizei nach einem knappen Jahrzehnt der Toleranz gegen Ende der 1960er Jahre Razzien in queeren Lokalen durch. Die Begründung für die Razzien änderte sich vom Kampf gegen das »Strichjungenunwesen« zur Sorge, dass »Homo-Lokale« Orte der »Unsittlichkeit« und des Verbrechens seien. Wie ich ebenfalls gezeigt habe, galt die Assoziation von Homosexualität und Verbrechen auch für jene Barbesucher*innen, auf die der § 175 nicht zielte, wodurch auch die Überwachung lesbischer Lokale legitimiert wurde. Die West-Berliner Polizei behandelte queere Nachtschwärmer*innen unterschiedlich, je nachdem, wie alt sie waren und wie sie ihr Geschlecht verkörperten. Männer, die minderjährig schienen, wurden verdächtigt, »Strichjungen« zu sein. Sie und die »Transvestiten« – worunter Männer in Frauenkleidung und trans Frauen verstanden wurden – litten am stärksten unter den Repressalien durch die Polizei. Für alle anderen dienten die Razzien als »Abschreckung«, wie Clayton Whisnant es formulierte.¹⁶⁹ Alle, die während einer Razzia in einem Lokal anwesend waren, wurden auf einer »rosa Liste« registriert. Damit war ihre – unterstellte – Homosexualität fortan in den Händen unterschiedlicher staatlicher Stellen, was unvorhersehbare Konsequenzen für Karrieren und Privatleben nach sich ziehen konnte. Die Quellen offenbaren auch, dass sich weder Wirt*innen noch queere Gäste von massiver Repression entmutigen ließen. Manche Gäste bekundeten während der Razzien lautstark ihren Unmut und teilten sich Journalist*innen mit, aus deren Berichterstattung oft Sympathie für die Betroffenen sprach. Wirt*innen schränkten den Zugang zu ihren Lokalen ein, um ihre Gäste vor Polizei und Schlägern zu schützen, und holten sich für die Auseinandersetzungen mit Polizei, Senat und Bezirksämtern juristischen Beistand. Schließlich zeigen die Archivmaterialien auch, dass im Lauf der 1960er Jahre die Stimmen innerhalb der West-Berliner Verwaltung lauter wurden, die den Wert queerer Lokale für den Tourismus herausstellten, womit sich ein wirtschaftlicher Diskurs gegenüber dem moralischen durchsetzte.

3 Öffentliche Räume: Durchgänge, Übergänge, (Grenz-)Überschreitungen

»Oh geliebter Guy, Du bist der einzige Mensch um den ich Tränen vergossen habe. In Lugano und hier in Berlin. Die Tränen kamen mir in die Augen als ich Dich im Omnibus wegfahren sah und ich war froh, dass ich wenigstens in der S-Bahn meine Fassung bewahren konnte. Hier zu Haus kann ich es nicht mehr. Und Mutti will immer wissen ob ich etwas zu essen haben möchte, anstatt mich allein zu lassen.« – Eberhardt Brucks an Guy Morris, 18. Dezember 1949¹

»Als wir uns gestern im Wartesaal und vor dem Omnibus küssten wurde es mir noch einmal unheimlich klar. Als ich Dich im Omnibus verschwinden sah konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten.« – Eberhardt Brucks an Guy Morris, 19. Dezember 1949²

»Liebling ich habe heute Nacht wieder einmal von Dir geträumt. Wir sassen in einem Restaurant und assen. Auf einmal nahmst Du deine Hand und streicheltest die meine die auf dem Tische lag, alle Leute guckten uns an und als ich alle uns ansehen sah, nahm ich Deinen Kopf an mich und küsste Dich auf den Mund. – Es war so wunderbar wieder Deinen Mund zu fühlen dass ich dadurch überglücklich wurde.« – Eberhardt Brucks an Guy Morris, 16. Januar 1950³

Der Schmerz am Busbahnhof über den Abschied vom Geliebten; Tränen und Trauer unterdrücken zu müssen, bis man nach Hause kommt, wo die besorgte, aber ahnungslose Mutter einem keine Ruhe lässt; die Freude über das Wiedersehen mit dem Geliebten, und sei es nur im Traum; der gewagte Abschiedskuss im anonymen Wartesaal und der geträumte Kuss in der imaginierten Öffentlichkeit des Restaurants: Eberhardt Brucks' Briefe an seinen amerikanischen Geliebten Guy Morris erzählen von den Realitäten und Fantasien queerer Präsenz in öffentlichen Räumen im Nachkriegsberlin. Brucks und Morris hatten sich 1948 im schweizerischen Lugano kennengelernt, wo der 33-jährige gebürtige Berliner und bildende Künstler Brucks ein Jahr lang von einer Lebererkrankung genas. Guy Morris, ein Autohandelsvertreter gleichen Alters, war beruflich in Europa unterwegs. Die beiden verliebten sich und trafen sich 1949 in Berlin wieder, wo Brucks mit seiner Mutter im südwestlichen Ortsteil Lankwitz lebte.⁴ Ihre Briefe dienen als leidenschaftliche und poetische Einführung in einige der Themen die-

ses Kapitels. Darin untersuche ich, wie queere Berliner*innen die öffentlichen Räume der Stadt erlebten, wie sie sich darin bewegten, wie ihre Bewegungen und Handlungen von Gesetzen und polizeilichen Maßnahmen geprägt waren und wie sie die intendierte Nutzung öffentlicher Räume unterliefen, indem sie sie für ihre eigenen Zwecke queerten. Manche dieser Räume, wie etwa Straßen oder Bahnlinien, sind Durchgangsräume, Verbindungs- und Bewegungsachsen. Andere, wie Plätze, Parks und Bahnhöfe, sind stationär, Inseln der Ruhe, an denen der geschäftige Verkehr zum Erliegen kommt. In der queeren Topografie der Stadt erhalten diese Räume eine Bedeutung, die über ihre primäre Funktion hinausgeht. Es sind nicht nur Räume des Sehens und Gesehenwerdens, von Flirten, Cruisen und Sex, sondern auch von Beschimpfungen, Beleidigungen und Angriffen, von Überwachung und Verhaftungen.

Auch wenn Berliner*innen aller Geschlechter die öffentlichen Räume der Stadt passierten, beschränkt sich meine Analyse in diesem Kapitel auf die Erfahrungen und die polizeiliche Maßregelung von cis Männern und trans Frauen. In den von mir verwendeten Oral-History-Interviews von schwulen Männern spielen öffentliche Räume oft eine wichtige Rolle, in den Erzählungen der interviewten Frauen kommen sie dagegen kaum vor. In den Polizeiakten über Patrouillen und Razzien geht es vor allem um »Homosexuelle«, »Strichjungen« und »Transvestiten«, womit in diesem Kontext immer trans Frauen gemeint sind, wohingegen lesbische Frauen oder trans Männer nicht erwähnt werden. Frauen, die sexuelle Dienstleistungen an Männer verkauften, wurden massiv polizeilich überwacht und sind in den Polizeiakten oft neben anderen von der sexuellen Norm abweichenden Personen zu finden. Viele von ihnen führten Beziehungen mit anderen Frauen. Historiker*innen haben zuletzt darauf hingewiesen, dass die queere Geschichte gut daran täte, Quellen zu Sexarbeiterinnen zu erforschen, einerseits als Zugang zu den Lebenswelten von Lesben aus der Arbeiterklasse, andererseits aber auch, um das »blinde Vertrauen auf die modernen sexuellen Identitätskategorien, die uns als Ausgangspunkt dienen« zu überwinden und die Kategorisierungen der historischen Archive ernst zu nehmen.⁵ Obwohl ich beiden Punkten vollends zustimme, sind Sexarbeiterinnen nicht Bestandteil dieses Kapitels, und zwar aus dem Grund, dass sie in ihrer Präsenz im öffentlichen Raum nicht als queer wahrgenommen wurden.

In Eberhardt Brucks' Briefen ist der Bahnhof Schauplatz eines romantischen Abschieds zwischen zwei Liebenden. In der Literatur zum queeren Berlin wird dieser Raum jedoch öfter mit anonymem, mitunter kommerziellem Sex zwischen Männern assoziiert. Diese Aspekte erkundet die Historikerin Jennifer Evans in ihrer detaillierten Analyse sexueller Schauplätze im Nachkriegsberlin und beschreibt den Bedeutungswandel von Bahnhöfen »vom Teil des NS-Völkermords ... [zu] Orten des Durchgangs zu denen ... sexueller Transgression«.⁶ Bahnhöfe als Cruising-Gegenden für Männer, die Sex mit anderen Männern suchten, werden in Polizei- und Stasi-Akten erwähnt, ebenso wie in Oral-History-Interviews schwuler Männer.

Der 1944 geborene Klaus Born zog am 28. August 1965 aus seiner Heimat Westfalen nach West-Berlin. Die Stadt war für ihn durch die Erzählungen anderer schwuler Männer zum Synonym für eine sorglose schwule Sexualität geworden. Als gelernter Elektriker fand er schnell eine Stelle und wurde von seinem Arbeitgeber in einem Hotel im Bezirk Neukölln untergebracht. In einem Oral-History-Interview für das Archiv der anderen Erinnerungen erzählt er:

»Dann war ... September. Dann hab ich einen kennengelernt. So in der Nähe von der Gedächtniskirche. Das war auf der Straße aber. Der muss entweder er war am Zoo gewesen sein – hat nichts gekriegt. Oder er war sonst wo her – nichts gekriegt. Jedenfalls: Die Blicke gewesen, von uns beiden. Treu wie wir so sind. Gelächelt. Waren dann auf Male ganz schnell'n Paar.«⁷

In Borns Erzählung ist impliziert, dass »Zoo« sich auf den West-Berliner Bahnhof Zoologischer Garten bezieht und dass dieser Bahnhof eine der wichtigsten Cruising-Gegenden für schwule Männer war.⁸ »[H]at nichts gekriegt« bezieht sich somit auf Sex: Der andere Mann hatte noch keinen Sexpartner gefunden. In Borns Erzählung verstehen beide Männer sofort die Bedeutung der gegenseitigen Blicke und Lächeln, und so dreht sich ihre Kommunikation bald darum, einen Ort für Sex zu finden.

»Wo gehen wir hin? Sag: Bei mir geht's nicht. Ich wohn in einem Hotel. In Neukölln. Und die Kneipen, ja, da könn' wir auch nichts machen ... Sagt er: Bei mir geht's auch nich. Ich wohne zur Untermiete. Ich sag: Typisch Berlin. Alles wohnt hier zur Untermiete. Ja, sagt er: Das is' aber so. Du kriegst keine Wohnung hier. Kuck mal hier: Is' doch alles kaputt. (einatmen) Ja, was machen wir denn da? Ja, ich kenn 'nen schönen Parkplatz. Da is' keine Lampe. Da kann keiner reinkucken. Und der is' schön groß und frei. Und es is' kein Auto da. Na, is' gut. Machen wir doch. Kantstraße ... Jedenfalls sind wir darauf gefahren. Der war wirklich dunkel. Der hat aber schon in der Kantstraße das Licht ausgeschaltet. Sagt er: Ich [kenn] dat auswendig. Ich weeiß genau wo ich mir hinstellen hab'. Und oben fuhr die S-Bahn lang.«⁹

Born skizziert in dieser Erzählung einige der Koordinaten für schwulen Sex im West-Berlin der 1960er Jahre. Auch zwanzig Jahre nach Kriegsende lagen Teile der Stadt noch in Trümmern, sogar mitten im Zentrum, an der Gedächtniskirche und am Zoo, was auch einen Mangel an Wohnraum bedeutete: »Du kriegst keine Wohnung hier. ... Is' doch alles kaputt.« Provisorische Unterkünfte wie Hotelzimmer oder Zimmer zur Untermiete boten nicht die für intime Begegnungen nötige Privatsphäre. Zugleich eröffnete die ruinierte Stadtlandschaft unbelebte Orte, die man für kurze Zu-

sammenkünfte nutzen konnte, wie etwa den dunklen Parkplatz zwischen der geschäftigen Kantstraße und der S-Bahn. Borns Partner zeigte sich ortskundig («Ich [kenn] dat auswendig») und ergriff die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen, wie etwa vor dem Auffahren auf den Parkplatz die Scheinwerfer abzuschalten.

»Dann ham' wir so'n bisschen rumgefummelt. Und noch 'n bisschen rumgefummelt. Ja, dann haben wir die Sitze richtig hingebacht. Damit man richtig bumsen kann. Ja, und dann ging das Bumsen los. Dann war'n wir so richtig schön dabei, ja. Und dann kam der nächste Schock. An vier Stellen große Taschenlampen ging auf Male an. Vier Stellen. (einatmen) Ich hab nichts sagen können. Nich? Ja, dann hört mal erst auf da mit dem Bumsen, hab ich irgendwie wat gehört. So, und dann kommt mal raus. Dann mussten wir uns erstmal anziehen. Wir waren ja nackig da drin. Wir waren bei der Nummer! Ja. Was waren das? Waren Bullen. Polizei. (einatmen) Ja. Dann stand ich wieder da. Bei der Polizei. Ja. (einatmen) Und dann musste er den Wagen abschließen und stehen lassen. Und dann mussten wir mitkommen. Dann stand / standen auf der Straße schon die Wagen da ... Diese Autos mit den / mit den Gittern. Diese Kastenwagen. Und dann da reingeschubst worden. Ich wusste nich warum. Ich wusste wirklich nich warum. Und dann wurden wir zur Keithstraße gefahren ... Da is ja dieses Kriminalgebäude. Ja, da rinngefahren. Ich hab geheult. Ich wusste nich was ich machen sollte. Ich wusste / wusste gar nich warum ich da bin. Ich wusste es einfach nich. Nich? Für mich war das was ganz Normales wenn man da 'ne Nummer schiebt. Ja. Und dann ging das auf Male los. Sie haben so und so. Ja. Paragraf 175. Sie sind vorläufig festgenommen. Sie haben ja keinen festen Wohnsitz. Ich sag: doch, ich wohn' im Hotel Süden. Könn'se doch fragen. Das ist kein fester Wohnsitz. In Ihrem Ausweis steht was von Benninghausen. Ja, dann stand schon der nächste Wagen da. Auch so n Ding. Und da waren natürlich noch mehr, die sie eingesammelt haben. Von, von andern Sachen. Oder was weiß ich. Und dann durften wir da rein. Und dann ging's nach Moabit.«¹⁰

Anstatt ins erhoffte sexuelle Paradies führte Klaus Borns erste sexuelle Begegnung in West-Berlin ihn geradewegs ins Gefängnis. Im nördlich des Tiergartens gelegenen Bezirk Moabit befanden sich die West-Berliner Gefängnisse, für die der Name des Bezirks metonymisch stand. Borns Erzählung ist eine Variante der altbekannten Geschichte von jungen Queers, die in die große Stadt kommen, um wahlweise Sex/Liebe/Gemeinschaft/sich selbst zu finden. Trotz einer schwierigen Jugend als nichteheliche Kriegswaise mit psychischem, körperlichem und sexuellem Missbrauch beschrieb Born die frühen sexuellen Begegnungen mit anderen Männern in seiner Heimatstadt als »was ganz normales«. Erst in West-Berlin, dem angeblichen Paradies für schwulen Sex, wurde er mit der Strafbarkeit seines Begehrens konfrontiert. Ironischerweise hatten die westfälischen Bekannten, die ihm von der angeblichen Liberalität West-Berlins vor-

geschwärmt hatten, ihn auch vor der drohenden Strafe gewarnt – die Gefahr aber anderswo lokalisiert: »Westdeutschland musste aufpassen. Hier / in Berlin / brauchste gar nich aufpassen.«¹¹ Als die Taschenlampen die Begegnung mit dem Fremden so abrupt unterbrachen, war er überrascht, erschrocken und begriff nicht, was passiert war. Erst auf der Polizeiwache erfuhr er, dass der § 175 der Grund für seine Verhaftung war. Borns Erfahrungsbericht enthält somit zwei der widersprüchlichen Bedeutungen und Möglichkeiten, die die Straßen West-Berlins für einen gleichgeschlechtlich begehrenden Mann bereithielten: einerseits schneller, anonymer Sex, andererseits polizeiliche Verfolgung.

Im Oral-History-Interview mit Orest Kapp aus dem Jahr 2014, ebenfalls für das Archiv der anderen Erinnerungen, kommt noch ein weiterer Aspekt zur Sprache. Seine Erzählung beleuchtet, wie eine nicht-normative Präsentation von Geschlecht im öffentlichen Raum Aufmerksamkeit erregen und welche Konsequenzen das mit sich bringen konnte. Kapp kam Ende der 1950er Jahre kaum zwanzigjährig aus Westdeutschland nach West-Berlin, nach einem verstörenden Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik, wo man versucht hatte, ihn mittels Elektroschocks von seiner Homosexualität zu »heilen«. Im Interview beschreibt er sein Leben in Berlin: »[I]ch hab Freunde gefunden, wir hatten viel Sex und das war ganz okay, aber es war gefährlich. Man durfte sich auf der Straße niemals blicken lassen. Alleine schon gar nicht.«¹² Später führt Kapp aus, was er mit »sich auf der Straße niemals blicken lassen« meinte: nämlich, dass er seine Geschlechterperformance veränderte, indem er lernte, ein »Mann« zu sein, also normativ männlich zu erscheinen.

»Ja, also die Zeit vorher in Berlin ... es war nur Katastrophe immer. Man musste nur aufpassen, sich ja nicht falsch zu bewegen, zu gehen, zu sprechen. [-] Und es hat mich, es hat mich *Jahre*, wenn nicht, mindestens fünf, sechs Jahre hat das mich gekostet, dass ich mich *männlich* verhalte [-] dass ich *männlichen* Schrittes gehe [-] dass ich männliche Bewegungen mache, dass ich mich männlich unterhalte [-] äh, so dass ich auch in irgendsoner Pinte oder so einer Kneipe glatt durchgehe als *Mann* [-] Ja, das warn meine große, mei-, meine absolute Muss, das war mein großes Muss. Das *muss* ich tun, das muss ich schaffen, dann kann ich überleben.«¹³

Kapp zählt hier die Voraussetzungen auf, die es zu erfüllen galt, um als »Mann« zu *passen*, ein Lernprozess, der ihn »fünf, sechs Jahre« gekostet hat: »mich männlich verhalte[n], männlichen Schrittes gehe[n], männliche Bewegungen mache[n], mich männlich unterhalte[n]«. Seine Erzählung dekonstruiert präzise die Performance normativer Männlichkeit, eine Arbeit, die sowohl den Körper (Bewegungen) als auch den Geist (Unterhaltungen) umfasst, die verlangt, dass man körperliche und soziale Fähigkeiten komplett neu erlernt. Seine Erklärung des Prozesses veranschaulicht Judith Butlers

Theorie der performativen Konstitution von Geschlechtern. In dem Aufsatz »Performative Akte und Geschlechterkonstitution« schreibt Butler:

»In diesem Sinn ist die Geschlechterzugehörigkeit keineswegs die stabile Identität eines Handlungsortes, von dem dann verschiedene Akte ausgehen; vielmehr ist sie eine Identität, die stets zerbrechlich in der Zeit konstituiert ist – eine Identität, die durch eine *stilisierte Wiederholung von Akten* zustande kommt. Zudem wird die Geschlechterzugehörigkeit durch die Stilisierung des Körpers instituiert und ist also als die sachliche Art und Weise zu verstehen, in der verschiedenartige körperliche Gesten, Bewegungen und Inszenierungen die Illusion eines beständigen, geschlechtlich bestimmten Selbst erzeugen.«¹⁴

In Kapps Aufzählung der Schritte, die nötig sind, um ein »Mann« zu werden, tritt die normative Männlichkeit genau so zutage, wie Butler Geschlecht beschreibt: als eine stilisierte Wiederholung verschiedenartiger Akte, Gesten, Bewegungen und Inszenierungen. Kapps Erregung bei der Rekonstruktion dieser Bemühungen wird in der Transkription seines Interviews deutlich: Von ihm betonte Wörter sind fett gedruckt und kurze Unterbrechungen seiner Rede, in denen er Luft holt, bevor er den nächsten Schritt seiner Transformationsarbeit beschreibt, sind mit Gedankenstrichen in eckigen Klammern markiert. In dem Aufsatz bemerkt Butler auch: »Seine Geschlechterzugehörigkeit falsch performieren führt zu einer ganzen Reihe von indirekten und offenen Strafen.«¹⁵ Sofern die mühsame Arbeit, ein »Mann« zu werden, die indirekte Bestrafung für Orest Kapps nicht-normative Männlichkeit darstellte, wurde er überdies auch noch auf offene Weise bestraft. Als er im Interview gefragt wird, ob er je auf der Straße beleidigt worden sei, kommt Kapp wieder auf seine Inszenierung von Geschlecht und Sexualität zu sprechen.

»Ja, wenn man mir angesehen hat, noch damals die ersten Jahre, dass ich eben gay bin, ja, das hat man ja mir angesehen gehabt, deswegen hab ich ja auch gelernt denn *Mann* zu werden, ja, in meinen Bewegungen. Und überhaupt allgemein. Ja, man hat, man ist drauf angesprochen worden, vor allen Dingen, wenn es dann Cliques waren, so bis vier Personen bis sechs Personen oder so, ja, die haben das mit Vergnügen gemacht. Ja, ich habe heute noch Angst davor.«¹⁶

Die Angst, die er durchlebte, wenn er in der Öffentlichkeit auf solche Cliques traf, verfolgt Orest Kapp auch noch fünfzig Jahre später. Orest Kapps, Klaus Borns und Eberhardt Brucks' Erzählungen von Schrecken und Freude, Romantik und Nervenzitter, Lust und Ohnmacht dienten als Einführung in die Kernthemen dieses Kapitels: Berlins öffentliche Räume als Schauplätze von Sex, polizeilicher Überwachung und

Verfolgung, der Gewalt durch homophobe Schläger und der Transgression normativer Geschlechter.

Im Folgenden werde ich zuerst die Oral-History-Erzählungen den Akten der West- und Ost-Berliner Polizei sowie der Stasi gegenüberstellen. Dabei gehe ich vor allem auf Übereinstimmungen und Brüche zwischen einer queeren Phänomenologie öffentlicher Räume, ihrem rechtlichen Rahmen sowie der Maßregelung queerer Geschlechter und Sexualitäten durch Behörden und Bürger*innen ein. Anschließend wende ich mich wieder der Berliner Mauer und ihrer Bedeutung für die queere Öffentlichkeit der Stadt zu. Dabei zeige ich, dass die Mauer nicht nur Beziehungen entzweite und Ost-Berliner*innen den Zugang zu West-Berliner Bars verwehrte, sondern durch den Fall Günter Litfin, dem ersten Menschen, der an der Mauer erschossen wurde, insbesondere von queeren Ost-Berliner*innen auch mit dem Tod assoziiert wurde. Westdeutschen und Schweizer Leser*innen der Homophilen-Zeitschrift *Der Kreis* diene sie hingegen mitunter als aufregende erotische Fantasie.

Sex in der Öffentlichkeit

»Wenn man dann am Wochenende in der City war und musste dann irgendwann mal wieder nach Spandau fahren, da war also für mich immer so die vorletzte Straßenbahn (äh) in der Kantstraße die 75 und die 76. Und dann hab ich jedes Mal noch mal so 'n Halt gemacht am Amtsgericht Charlottenburg, da ist ein (schwärmt) wunderbares Holzhäuschen.«¹⁷

Der Halt bei dem »wunderbaren Holzhäuschen« am Amtsgericht Charlottenburg war Anfang der 1960er Jahre ein liebgewonnener Teil von Fritz Schmehlings Wochenendroutine, ein letzter Moment des Vergnügens vor der Rückkehr nach Hause und zu seiner Arbeit als Schreiner in die Spandauer Vorstadt. Wie Klaus Born war Schmehling, sobald er einundzwanzig Jahre alt und damit volljährig wurde, wegen des Rufs der Stadt als Schwulenparadies aus Westdeutschland nach West-Berlin gezogen. Da er in einer Nissenhütte lebte, hatte er – wie Klaus Born – kaum eine andere Wahl, als Sex außerhalb seines Zuhauses zu praktizieren. Klappen, das heißt öffentliche Toiletten, die man für schwulen Sex aufsuchte, waren Fixpunkte nicht nur auf seinem, sondern auf dem mentalen Stadtplan vieler schwuler Männer, regelmäßige Stationen auf ihren Wegen zwischen Arbeit und Freizeit. Es erscheint geradezu ironisch, dass sich das von Schmehling so liebevoll erinnerte Holzhäuschen in der Nähe des Amtsgerichts befand, eben jenem Ort, an dem schwule Männer strafrechtlich verfolgt, öffentlich gedemütigt und oft zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Diese räumliche Nähe schien jedoch seinem Vergnügen keinen Abbruch getan zu haben. So berichtet Schmehling von einer unerwarteten Begegnung in seiner Lieblingsklappe:

»Ich steh eines Abends drinne, denke, vielleicht kommt noch wat, vielleicht kommt nix mehr. Uff eemal jeht die Türe uff, kommt 'n Bulle rin, so im weißen Verkehrsmantel. Ick mein'n ein jepackt, da sacht er, lass draußen, wir mach'n des zusammen. (lacht) Jetzt hab ich erst mal Herzklopfen jekriegt. Ich denke, is des jetzt 'n echter Bulle? Es war 'n echter Bulle. (lacht) Meine letzte Straßenbahn war natürlich weg (lacht). Ich musste dann natürlich rüber laufen in die Otto-Suhr-Allee, und da fuhr die Straßenbahn nach Hakenfelde. Und dann bin ich von Hakenfelde nachts noch bis in die Heerstraße jetrampt. (lacht) So geht's, wenn man gierig is. (lacht) Es war eins von meinen Erlebnissen, die sehr, sehr haften geblieben sind.«¹⁸

Beim Anblick eines »echten Bullen« bekam Schmebling zunächst Herzklopfen; sei es nun vor sexueller Erregung, vor Angst oder beidem – jedenfalls hatte die Episode ein Happy End, denn dem Polizisten stand der Sinn nach Sex, nicht nach einer Verhaftung. Freilich hatten nicht alle so viel Glück.

Klappen waren nicht nur Schauplätze flüchtiger sexueller Begegnungen, sondern führten mitunter auch zu langfristigen Beziehungen. Klaus Born lernte seinen Lebenspartner, mit dem er fünfunddreißig Jahre zusammenbleiben sollte, in einer Klappe am Sophie-Charlotte-Platz in Charlottenburg kennen. Die Polizei überwachte die Klappen verstärkt, patrouillierte und führte Razzien durch. Sofern die Beamten die Männer jedoch nicht beim Sex erwischten, durften sie sie nicht festnehmen. Sie nahmen aber die Personalien auf und brachten die Männer aufs Revier, wo sie sie über die Gesetze zu öffentlichen Toiletten belehrten.¹⁹ Die rechtliche Grundlage für diese vorübergehende Ingewahrsamnahme bildete der § 15 des Polizeiverwaltungsgesetzes, der besagte, dass Personen »zur Beseitigung einer bereits eingetretenen Störung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung oder zur Abwehr einer unmittelbar bevorstehenden polizeilichen Gefahr, falls die Beseitigung der Störung oder die Abwehr der Gefahr auf andere Weise nicht möglich ist« in Polizeigewahrsam genommen werden durften.²⁰

Männer, die beim Sex in der Öffentlichkeit aufgegriffen wurden, konnten nach § 175 sowie § 183 strafrechtlich verfolgt werden. § 183, »öffentliches Ärgerniß durch unzüchtige Handlung«, kriminalisierte denjenigen, der »durch eine unzüchtige Handlung öffentlich ein Ärgerniß gibt«.²¹ So widerfuhr es etwa Orest Kapp, als er im Alter von siebzehn Jahren von der West-Berliner Polizei beim Sex mit einem Freund erwischt und verhaftet wurde. Der Ort der Verhaftung geht aus dem Interview nicht hervor; da Kapp aber regelmäßig Sex in öffentlichen Toiletten hatte, kann es sich durchaus um eine Klappe gehandelt haben.

»Das war damals, als ich da mit dem Freund zusammen überrascht wurde [-], wie wir uns, naja, ich will nicht ins Detail gehen, sagen wir einfach, wie wir uns sexuell verhalten

hatten. Und äh, ja, die Polizisten waren nicht sehr freundlich ... Ich habe also Bauchschläge gekriegt, so den Arm, den Ellenbogen in den Bauch gerammt gekriegt, oder, äh, mein Kopf wurde runtergestoßen und dann mit 'm Knie wieder zurückgestoßen, es war nicht sehr freundlich mit uns. Sie haben uns also, äh, genau gezeigt, was sie von uns dachten, was wir sind, eben, so wie ich immer wieder darauf komme ist: du schwule Sau, was machst du da. Äh, du gehörst, gehörst hingerichtet, du gehörst vergast, du-, was hat man mir nicht alles gesagt, was ich gehöre.«²²

Im Anschluss an diese Misshandlung durch die Polizei verbrachte Kapp mehrere Monate im Gefängnis, bevor es zum Prozess kam, in dem man ihn dann schließlich laufen ließ, weil er noch minderjährig war. Obwohl er nur dieses eine Mal verhaftet wurde, war er bei anderen Gelegenheiten wiederholt Polizeigewalt ausgesetzt, oft im Zusammenhang mit Razzien in öffentlichen Toiletten. »Die Polizei hat uns halt eben provoziert. Ja, sie wollte, dass wir uns wehren oder dass wir widersprechen oder so, und dann haben sie eben ihre, ihre Macht ge-, gezeigt«, erinnert er sich.²³

Klappen gab es in der ganzen Stadt. Die der Polizei als Cruising-Orte bekannten wurden in Ost- und West-Berlin regelmäßig bestreift.²⁴ Bahnhöfe, an denen sich täglich Tausende von Menschen begegneten, boten zahllose Möglichkeiten für sexuelle Begegnungen mit Fremden. Zudem waren sie wichtige Arbeitsstätten für Männer (und Frauen), die sexuelle Dienstleistungen verkauften, was wiederum verstärkte Aufmerksamkeit der Polizei nach sich zog. Der Bahnhof Zoo war ein zentraler und polizeibekannter Anlaufpunkt für anonymen Sex zwischen Männern. Aber auch Regionalbahnhöfe, an denen S- und U-Bahnen hielten, wurden regelmäßig bestreift. Die Ost-Berliner Polizei konzentrierte ihre Aufmerksamkeit vor allem auf den Bezirk Mitte, insbesondere die Bahnhöfe Friedrichstraße, Nordbahnhof und Alexanderplatz, sowie die öffentliche Toilette am Neuen Markt in unmittelbarer Nähe des Alexanderplatzes.²⁵

Jennifer Evans hat sich eingehend mit Bahnhöfen und deren polizeilicher Überwachung in West- und Ost-Berlin befasst.²⁶ Dabei analysierte sie insbesondere die Funktion des Bahnhofs als Arbeitsstätte von »Strichjungen«, die, wie sie zeigt, in den Nachkriegsdiskursen einen zentralen und zugleich prekären Platz einnahmen. Zu Recht weist Evans auf die Diffamierung der »Strichjungen«, sowohl von Seiten der Behörden als auch von homophilen Aktivist*innen. Dabei waren einige »Strichjungen« zugleich auch Täter, die ihre Kunden ausraubten, erpressten und manchmal sogar ermordeten. Ein Grund, weshalb die Bewertung der »Strichjungen« so schwierig ist, ist die Überschneidung dieser Gruppe mit männlichen Jugendbanden und als jugendliche Straftäter bekannten jungen Männern, oft auch Halbstarke, Rocker oder Rowdies genannt, deren Gewalt auf den Straßen und, wie im zweiten Kapitel gezeigt, in Bars sich zuweilen direkt gegen Queers richtete. Ein weiterer, damit zusammenhängender Grund, weshalb sie analytisch so schwer greifbar sind, besteht darin, dass die Behörden

sowohl homophobe als auch nicht homophobe Rhetorik verwendeten, um die Verfolgung von »Strichjungen« zu rechtfertigen. Der Polizei war einerseits daran gelegen, sie von der Straße und möglichst weit von Bahnhöfen fernzuhalten, weil ihre Gegenwart das respektable und heteronormative Erscheinungsbild des öffentlichen Raums störte, andererseits verhaftete sie als »Strichjungen« verdächtige junge Männer, um Gewalt gegen schwule Männer zu verhüten.

Diese Verquickung unterschiedlicher Verfolgungsmotive wird durch einen Bericht der Ost-Berliner Kriminalpolizei aus dem Jahr 1952 deutlich. Darin wird vermerkt, dass im ersten Quartal des Jahres zwei von drei Mordopfern homosexuelle Männer waren. Weiter heißt es:

»In der VPI/K Mitte (Bahnhofshalle Bahnhof Friedrichstrasse) hat sich die Strichjungentätigkeit wiederum als Schwerpunkt herauskristallisiert. Es fanden zwei Großrazzien statt, die allerdings das Ziel haben, die Mörder an Homosexuellen zu ermitteln. Gleichzeitig wurden aber mit diesen Aktionen Strichjungen der Arbeitsgruppe C 4 Mitte zur intensiven Prüfung übergeben. Aus diesen Einsätzen resultierend wurden Massnahmen vorbereitet, um in Verbindung mit der Trapo bis zum 1. Mai den Bahnhof von Strichjungen zu säubern.«²⁷

Das erklärte Ziel, die Morde aufzuklären, ermöglichte also eine massive Polizeiüberwachung und die »Säuberung« des öffentlichen Raums. Die hier nur angedeuteten Maßnahmen werden im Bericht für das darauffolgende Quartal genauer beschrieben. Im April 1952 bestreifte die Polizei den Bahnhof jeden Abend von 20:00 Uhr bis Mitternacht. Diese intensive Überwachung habe im betreffenden Zeitraum zu einem Rückgang von Erpressungen und Raubüberfällen geführt.²⁸

Homophobe Überfälle durch junge Männer wurden oft aus Gruppen heraus begangen. 1952/53 beging eine Gruppe von neun Personen im Alter zwischen sechzehn und zweiundzwanzig Jahren im Zeitraum von neun Monaten »50 Straftaten, wie Raubüberfälle und Erpressungen«.²⁹ Im Polizeibericht heißt es, »die Beschuldigten haben sich in etwa 90 Fällen homosexuell betätigt. In diesem Zusammenhang fand auch die räuberische Erpressung statt.« Mitglieder der Gruppe haben also Männer erpresst, mit denen sie zuvor Sex hatten. Die Formulierung »homosexuell betätigt« zeigt, dass die Definitionslinie zwischen Homosexualität und kommerziellem Sex zwischen Männern im polizeilichen Sprachgebrauch mitunter verschwamm. Die Ost-Berliner Polizei erfasste »Strichjungen« wahlweise unter Prostitution oder Jugendkriminalität, was darauf verweist, dass es neben dem Verweilen an öffentlichen Orten, die für den schnellen Durchgang gedacht waren, der Zusammenschluss zu Banden war, der die Jugendlichen den Behörden verdächtig erscheinen ließ. Und tatsächlich ging die DDR in den darauffolgenden anderthalb Jahrzehnten dazu über,

diese beiden Aspekte mithilfe von Gesetzen gegen »Asoziale« und »Rowdies« zu kriminalisieren.

1957 raubte eine Gruppe von acht jungen Männern, die Hälfte von ihnen minderjährig, in den Ost- und Westbezirken der Stadt schwule Männer aus, indem sie an den Bahnhöfen Zoo, Lehrter Bahnhof und Friedrichstraße als »Strichjungen« auftraten. In ihrem Bericht über diese Gruppe schilderte die Ost-Berliner Polizei deren Vorgehen und brachte die Straftaten mit »Asozialität« in Verbindung:

»Sämtliche Beschuldigte sind geständig, in mehreren Fällen ... Homosexuelle [!] ausgeraubt zu haben, indem sie sich als Strichjungen ausgaben, die »Freier« in Ruinen oder abgelegenen Stellen lockten und sie dann je nach Situation durch Schläge oder durch anderen Zwang die Geldbörse, Ringe und Armbanduhren entwendeten. Dieser Vorfall ist ein typisches Beispiel, wo aus Zusammenschließungen von asozialen Jugendlichen eine Bandenbildung entstehen kann.«³⁰

In ihren jeweiligen Berichten stellten sowohl die Ost- als auch die West-Berliner Polizeibehörden eine Verbindung zwischen »Strichjungen«, jugendlichen Straftätern und »Asozialen« her. Wie bereits in Kapitel 2 gezeigt, verwendete die West-Berliner Polizei den Begriff »asozial« bis in die 1960er Jahre, um von der sexuellen Norm abweichende Personen zu beschreiben. Neuere Untersuchungen zur »Asozialität« belegen jedoch, dass dieser Begriff im ost- bzw. westdeutschen Staat ganz unterschiedliche juristische Bedeutungen annahm. Zunächst fungierte er »[a]ls selbstverständlich und unreflektiert verwendete[r] Sammelbegriff für Menschen mit von der Mehrheitsnorm abweichender Lebensführung ... in Ost und West.«³¹ Allerdings fand er in Westdeutschland keinen Eingang in die Gesetzbücher, und auch die in § 361 des Strafgesetzbuchs mit »Asozialität« assoziierten Handlungen und Haltungen – Landstreicherei, Bettelei, Obdachlosigkeit, »Müßiggang«, »Arbeitsscheu« – wurden Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre entkriminalisiert.³² In der DDR hingegen wurden »Asozialität und Rowdytum als das sozial Fremde im Innern der DDR« diskursiviert und in den 1960er Jahren im Strafrecht verankert.³³ Die »Verordnung über die Aufenthaltsbeschränkung« von 1961 und der 1968 erlassene § 249 des neuen Strafgesetzbuchs, »Gefährdung der öffentlichen Ordnung durch asoziales Verhalten«, erlaubten dem Staat, Bürger*innen den Aufenthalt in bestimmten Gebieten zu untersagen und sie außerdem, sofern sie für »arbeitsscheu« befunden wurden, zur Arbeit zu zwingen. Diese Gesetze wurden gegen verschiedene von der sozialistischen Norm abweichende Gruppen eingesetzt, insbesondere gegen Personen ohne feste Arbeitsstelle, gegen aufmüpfige Jugendliche und gegen Frauen, die sexuelle Dienstleistungen verkauften. Im § 249 wird die Prostitution ausdrücklich erwähnt. Wenngleich »Strichjungen« in den Gesetzen und der Literatur nicht explizit benannt werden,

»rückten zwei weitere Personengruppen aus der Sicht der staatlichen Organe und der Rechtswissenschaftler in die Nähe ›Asozialer‹: Homosexuelle und Geschlechtskranke«. ³⁴ So zielten diese Gesetze also auch auf »Strichjungen« und auffällige Queers ab. Wer in der DDR unter der Verordnung von 1961 oder dem Gesetz von 1968 verurteilt wurde, konnte in sogenannte Arbeitserziehungskommandos überstellt werden, außerdem drohte ein Betretungsverbot für die »Fenster zum Westen«, Ost-Berlin und die Messestadt Leipzig, wo die Verurteilten auf westliche Besucher*innen treffen könnten. Auch Gefängnisstrafen waren nach dem § 249 möglich, und von dieser Möglichkeit wurde während des gesamten Bestehens der DDR häufig Gebrauch gemacht. ³⁵ Eine eingehende Untersuchung darüber, wie diese »Asozialitäts«-Gesetze zur Sanktionierung queerer Subjektivitäten genutzt wurden, würde den Rahmen dieses Buches sprengen und zugleich die größere Frage danach aufwerfen, wie Normalität und Abweichung in der DDR konstruiert wurden.

Wie bereits in Kapitel 2 gezeigt, machten Gruppen junger Männer, die queere Bars überfielen, die Gäste und Angestellte belästigten und mitunter auch schwer verletzten sowie erhebliche Sachschäden anrichteten, das Ausgehen im angeblichen queeren Paradies zu einem gefährlichen Vergnügen. Die West-Berliner Polizei, einerseits sehr um die Verfolgung von Queers und die Verhinderung einer queeren Öffentlichkeit bemüht, erfasste andererseits auch homophobe Straftaten. 1958 verzeichnete die Kriminalpolizei elf »Vorfälle im Zusammenhang mit Homosexuellen« in einem Zeitraum von vierzehn Monaten, neun davon an öffentlichen Plätzen und in Parks im West-Berliner Bezirk Wilmersdorf, allesamt begangen von Jugendlichen, meist in Gruppen. ³⁶ Das ist keine kleine Zahl, erst recht nicht, wenn man bedenkt, dass viele Männer, die Opfer solcher Straftaten wurden, nicht zur Polizei gingen, aus Angst, sich damit selbst der Strafverfolgung auszusetzen. Und tatsächlich geht aus den knappen Beschreibungen der Vorfälle hervor, dass selbst wenn die Polizei homophobe Straftaten untersuchte, die Opfer dieser Straftaten aufgrund der Kriminalisierung von Homosexualität ebenfalls unter Verdacht standen. So könnte die Tatsache, dass die Angreifer oft noch vor Ort festgenommen werden konnten, etwa nachdem ihr Opfer um Hilfe gerufen hatte, darauf hindeuten, dass die Polizei sich in unmittelbarer Nähe aufhielt und den Park überwachte. In den Beschreibungen der Vorfälle wird zudem häufig vermerkt, dass das *Opfer* bereits früher vor Ort festgenommen wurde oder aber der Polizei »bisher unbekannt« war. Der Verweis auf die Homosexualität des Opfers könnte den Jugendlichen eventuell auch als Verteidigungsstrategie gedient haben. In einem Fall behaupteten sieben Jugendliche, die einen Mann brutal zusammengeschlagen und auszurauben versucht hatten, er sei homosexuell gewesen. Im dazugehörigen Polizeibericht heißt es »die Ermittlungen sind z. Zt. noch im Gange«, wobei sich die Frage stellt, wer bzw. was genau eigentlich untersucht wurde: die Angreifer oder das Opfer? Zuletzt wird in einer Aussage das Opfer als »Homo« bezeichnet, ein eindeutig abwertender Ausdruck.

Die Überschreitung der normativen Geschlechtergrenzen

Orest Kapps traumatische Erinnerungen an die drohende Gewalt durch Jugendbanden und den Zwang, ein »Mann« werden zu müssen, haben deutlich gezeigt, welche Gefahren femininen Männern in den 1950er und 1960er Jahren im öffentlichen Raum West-Berlins drohten. Dessen ungeachtet setzten einige von ihnen bewusst auf Elemente femininen Stils, um auf sich aufmerksam zu machen. Eine Person, die 1955 von der Ost-Berliner Staatssicherheit verhört wurde, erklärte:

»Um Männerbekanntschaften zu machen, schminkte ich mich, indem ich mir die Augenbrauen nachzog, die Lippen mit einem Lippenstift rot machte und mein Haar ondulieren liess, damit ich, wenn ich mich in diesem geschminkten Zustand in ein Lokal begeben, oder spazieren gehe, als Homosexueller auffalle.«³⁷

Während die hier vernommene Person den femininen Stil auf Gesicht und Frisur beschränkte, gingen andere noch weiter und trugen Frauenkleidung. Obwohl die Person sich selbst als »homosexuell« identifiziert und im Bericht als »Mann« bezeichnet wird, könnte ihre Aussage auch als Spur einer nichtbinären oder trans Subjektivität gelesen werden. Letzten Endes liefert die Quelle nicht eindeutig Aufschluss über die Geschlechtsidentität der Person. Klaus Born hingegen berichtete in seinem Oral-History-Interview von seiner Bekannten Manuela, einer West-Berliner trans Frau. Nach seiner Verhaftung und Verurteilung wegen § 175 hatte Born seine Unterkunft, das Hotelzimmer in Neukölln, verloren. Im darauffolgenden Jahr habe er »im Untergrund gelebt«, wie er es nennt, und sei »vom einen Bett zum anderen gehüpft«.³⁸

»Dann hatt' ich mal eine kennengelernt. Manuela hieß die. Bei der hab ich schlappe zwei Monate sogar gewohnt. Ich musste aber immer auf die aufpassen. Weil, die hatte immer Pech gehabt. Die wurde immer zusammengeschlagen. Sehr oft. Weil sie immer im Fummel rumgeloopen is'«³⁹

In dem Interview erklärt Born, Manuela habe als »Transvestit« in Bars gearbeitet, unter anderem im berühmten Chez Nous. Die beiden halfen einander also gegenseitig: Manuela gab dem obdachlosen Born ein Dach über dem Kopf, und er nutzte seine normative Männlichkeit, um sie vor der Gewalt auf der Straße zu schützen.

Menschen, deren verkörpertes Geschlecht nicht als konventionell männlich oder weiblich gelesen wurde, konnten darüber hinaus auch mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Die Kleidung des anderen Geschlechts zu tragen war zwar nicht ausdrücklich verboten, die Erregung öffentlichen Ärgernisses hingegen war nach § 183 und § 360 des Strafgesetzbuchs strafbar. Beide Abschnitte stammten noch aus dem 19. Jahrhundert und waren in dieser Form bis in die Nachkriegszeit in Kraft. § 183 bestrafte diejenigen,

die »durch eine unzüchtige Handlung öffentlich ein Ärgernis [geben]«, mit bis zu zwei Jahren Gefängnis oder einer Geldstrafe von bis zu 500 Mark, zusätzlich konnte der Entzug der bürgerlichen Rechte angeordnet werden.⁴⁰ § 360 belegte »groben Unfug« mit einer Geldstrafe von 150 Mark oder einer Gefängnisstrafe.⁴¹ Diese Gesetze galten in beiden deutschen Staaten bis zu den Reformen Ende der 1960er Jahre: dem neuen sozialistischen Strafgesetzbuch, das in der DDR 1968 in Kraft trat, und der Großen Strafrechtsreform von 1969 in Westdeutschland. Crossdresser und trans Menschen konnten somit in Schwierigkeiten geraten, wenn sie in der Öffentlichkeit zu sehr auffielen – das heißt, wenn ihnen das *Passing* nicht gelang, sie nicht als das Geschlecht »durchgingen«, als das sie wahrgenommen werden wollten. Bereits 1910 hatte sich Magnus Hirschfeld mit diesem Problem beschäftigt, und seinem Vorschlag folgend war die Berliner Polizei dazu übergegangen, sogenannte Transvestitenscheine auszustellen. Dieses Dokument bezeugte, dass die betreffende Person bei der Polizei als Träger*in der Kleidung des anderen Geschlechts bekannt war, und enthielt zudem ein Foto der Person in ihrer alltäglichen, »transvestitischen« Erscheinung.⁴² Diese Praxis, die das Ergebnis der Zusammenarbeit von Sexualwissenschaftler*innen, Aktivist*innen und Polizei war, bekräftigte einerseits die Auffassung, dass die öffentliche Ordnung von der Wahrung der Geschlechterbinarität abhängt. Andererseits wurde damit aber auch anerkannt, dass das Geschlecht vom Körper getrennt sein konnte, dass der Körper, mit dem ein Mensch geboren wurde, nicht unbedingt zu dem Geschlecht passen musste, dem er sich zugehörig fühlte. Wie ich im Folgenden zeigen werde, beendete die West-Berliner Polizei die Ausgabe von Transvestitenscheinen um 1960.

Die Praxis der Transvestitenscheine, die während der Weimarer Zeit auch von anderen Städten übernommen wurde, bestand in Berlin noch bis weit in die NS-Zeit.⁴³ Für Ost-Berlin hat Ulrike Klöppel gezeigt, dass die Behörden noch bis mindestens in die zweite Hälfte der 1950er Jahre Transvestitenscheine ausstellten.⁴⁴ In West-Berlin führte die Polizei diese Praxis in den 1950er Jahren weiter, stellte sie dann aber in den 1960er Jahren ein, wie ich im Folgenden anhand einer Akte in der Polizeihistorischen Sammlung zeige.⁴⁵ Die in der Akte archivierte Korrespondenz gibt Einblick in eine lokale Vor-Ort-Verhandlung zwischen trans Menschen, der Polizei und der Stadtverwaltung über die Definition von Geschlecht – zu einer Zeit, in der medizinische und juristische Expert*innen in West- und Ostdeutschland mit der Wandlungsfähigkeit von Geschlecht und deren Auswirkungen auf die Gesetzgebung rangen, um schließlich das System der Geschlechterbinarität zu zementieren.⁴⁶

Der Fall einer Kreuzberger trans Frau, F. Krüger, hatte der Polizei im Jahr 1950 Anlass gegeben, eine Regelung zu finden, wie Menschen, deren äußere Erscheinung von ihrem Geburtsgeschlecht abwich, reguläre Ausweisdokumente ausgestellt werden konnten. Dafür arbeitete die Polizeiabteilung II, die für die Ausstellung von Reisepässen und Personalausweisen zuständig war, mit der Kriminalpolizei zusammen.

Die örtliche Polizeiwache hatte Krügers Personalausweis zunächst eingezogen. Bei der Beantragung eines Ersatzdokuments bat Krüger darum, dass diesem ein Foto in Frauenkleidung beigelegt werde, denn mit dem alten Personalausweis, der Krüger in männlicher Erscheinung gezeigt hatte, habe es Probleme gegeben.⁴⁷ Die Unähnlichkeit zwischen Krügers Passfoto und Erscheinungsbild war vermutlich auch der Grund gewesen, weshalb die Polizei den Personalausweis überhaupt eingezogen hatte. Die Polizeibehörde II berichtete, dass Krüger »es ab[lehnte], sich lediglich zur Anfertigung von Lichtbildern für einen behelfsmässigen Personalausweis die Haare kurz schneiden zu lassen; im übrigen sei er nicht mehr im Besitz von Männerkleidung«.⁴⁸ Der zuständige Beamte schloss sich Krügers Argumentation an und äußerte gegenüber seinen Kolleg*innen von der Kriminalpolizei: »Seine Einwendungen sind ... nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.«⁴⁹ Er schlug daher vor, Krügers Wunsch nach einem Foto in weiblicher Aufmachung nachzukommen und einen Vermerk hinzuzufügen, der besagte:

»Dieser Personalausweis ist nur gültig in Verbindung mit der von dem Polizeipräsidenten, Abteilung K, ausgestellten Bescheinigung vom, nach der der Ausweisinhaber als Träger von Frauenkleidung bekannt und registriert ist.«⁵⁰

Die Kriminalpolizei stimmte zu und merkte an, dass sie, da diese »lästige Angelegenheit« in der Vergangenheit bereits zu Unstimmigkeiten geführt habe, eine dauerhafte Lösung der Sache begrüßen würde.⁵¹ Schließlich wurde in einem Aktenvermerk festgehalten, dass in künftigen Fällen auch so verfahren werden solle.⁵²

Zwei Jahre später, 1952, veranlasste eine Anfrage aus München die West-Berliner Polizei, das Verfahren genauer zu erläutern.⁵³ Eine Münchener trans Person hatte der dortigen Polizei von der Berliner Praxis des Transvestitenscheins erzählt, und die bayrischen Beamten wollten gerne mehr darüber erfahren, offenbar nicht wissend, dass auch die Münchener Polizei während der Weimarer Republik Transvestitenscheine ausgestellt hatte.⁵⁴ In ihrem Antwortschreiben erklärte die West-Berliner Kriminalpolizei, dass »Transvestiten« bei der Kriminalpolizei einen Personalausweis mit ihrem Foto in weiblicher Aufmachung beantragen konnten. Ihre Angaben würden auf dem Polizeirevier aufgenommen und sie hätten ein ärztliches Attest vorzulegen, das sie selbst bezahlen müssten.⁵⁵ Wenn der Arzt zu dem Schluss kam, »daß es sich bei dem Antragsteller um einen reinen Transvestiten handelt und keine Gefahr besteht, daß dieser in der Öffentlichkeit ... in einer abwegigen sexuellen Richtung tätig wird (Verdacht der Homosexualität)«, konnte der Transvestitenschein ausgestellt werden.⁵⁶

Während der NS-Zeit wurden in der Sexualwissenschaft die Begriffe »reiner« und »unreiner« Transvestitismus verwendet, um heterosexuelle »Transvestiten« von homosexuellen »Transvestiten« und männlichen Sexarbeitern, die Frauenkleidung trugen,

zu unterscheiden.⁵⁷ Während die Begriffe also ihren Ursprung im Nationalsozialismus hatten, galt dies nicht für die Unterscheidung selbst. Diese war vielmehr wesentlicher Bestandteil sexualwissenschaftlicher Theorien zum Transvestitismus und von Diskursen unter Transvestit*innen seit der Jahrhundertwende.⁵⁸ Neben der Weiterverwendung von NS-Terminologie deutet auch die Ausdrucksweise in dem Brief (»in einer abwegigen sexuellen Richtung tätig«) darauf hin, dass die Polizei die Themen Homosexualität und männliche Prostitution gemeinsam in einen Topf warf. Die West-Berliner Polizei erklärte ihren Münchner Kolleg*innen weiter, dass »seine [des Antragstellers] äußere Erscheinung in Frauenkleidern keinen Anlaß zur Ärgernisserregung in der Öffentlichkeit bieten« dürfe.⁵⁹ Um also die Anerkennung zu erhalten, die der Transvestitenschein darstellte, mussten trans Frauen den Behörden eine unverfälschte Version normativer Weiblichkeit präsentieren; sie mussten den Schein wahren, um den Schein zu erhalten.

Im Jahr 1960 änderte die West-Berliner Polizei diese Praxis. Eine Anfrage der Polizeiabteilung II B an die Kriminalpolizei, die für Passangelegenheiten zuständig war, ergab, dass »für drei Personen männlichen Geschlechts, die in weiblicher Kleidung und Frisur auftreten, Reisepässe ... ausgestellt worden« waren.⁶⁰ Weiter heißt es:

»M. E. muß aus Gründen der öffentlichen Ordnung darauf geachtet werden, daß nur solche Paßbilder verwendet werden, die den im Paß eingetragenen und auf das Geschlecht hinweisenden Personalangaben, z. B. Vorname, Beruf, entsprechen. Andererseits könnte jedoch aus Gründen der Identifizierung gefordert werden, daß die Lichtbilder den Paßinhaber in der Tracht und dem Aussehen darstellen, wie er gewöhnlich in Erscheinung tritt. Ich habe diesen Fragenkomplex den Sfl vorgetragen, den es interessiert, welchen Standpunkt die Kriminalpolizei bzw. das Bundeskriminalamt hierzu einnimmt. Dabei wäre auch die Frage beachtlich, ob man Personen weiblichen Geschlechts gestatten sollte, Paßbilder beizubringen, die sie in männlicher Kleidung zeigen. Bestehen dort Erfahrungen, inwieweit sich Männer durch die Benutzung von Frauenkleidern einer Bestrafung wegen Verstoßes gegen § 175 StGB zu entziehen versucht haben.«⁶¹

Der*die Verfasser*in unterschied hier zwischen der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung einerseits und einer wirksamen Identifizierung andererseits – zwei Interessen, die zuvor als korrelierend, wenn nicht gar identisch verstanden worden waren. Während die Praxis der Transvestitenscheine auf dem Grundgedanken beruhte, dass zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung die Identifizierung von Menschen im öffentlichen Raum unabdingbar war, argumentiert der*die Verfasser*in nun, dass die öffentliche Ordnung weniger von der Übereinstimmung der äußerlichen Erscheinung und dem Lichtbild im Personalausweis abhängt, sondern vielmehr von der Überein-

stimmung des Lichtbilds mit den im Ausweis enthaltenen Geschlechtsmerkmalen, nämlich »Vorname« und »Beruf«. Zu dieser Zeit war auf Personalausweisen und Reisepässen das Geschlecht der betreffenden Person nicht vermerkt. Zudem hatten die drei Personen, deren Pässe den Anlass für die Untersuchung gegeben hatten, offenbar keine Namensänderung zu geschlechtsneutralen Vornamen beantragt, so wie es sonst häufig der Fall war.

Wie antwortete die Kriminalpolizei auf diese Anfrage? Interessanterweise enthält die Akte zwei Versionen einer Antwort. In der ersten wird vorgeschlagen, die Praxis der Transvestitenscheine weiterzuführen, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass »Fälle, in denen sich Personen durch Benutzung der Bekleidung des anderen Geschlechts der Strafverfolgung zu entziehen versucht haben, [selten sind] und ... nicht Veranlassung zu besonderen Maßnahmen [geben].«⁶² Dann aber änderte die zuständige Person, vermutlich der Leiter der Kriminalpolizei, Wolfram Sangmeister, ihre Meinung. In der zweiten Version der Antwort bringt sie ihre Zustimmung darüber zum Ausdruck, »daß nur solche Paßbilder verwendet werden sollten, die den im Paß eingetragenen und auf das Geschlecht hinweisenden Personalangaben und der Personenbeschreibung entsprechen.«⁶³ Außerdem werde im Fall einer Fahndung nach einem »Transvestiten« die »Identifizierung ... dadurch nicht beeinträchtigt, da der Kreis der Transvestiten im allgemeinen bekannt ist, so daß... auch auf solche Lichtbilder zurückgegriffen werden kann, die Transvestiten in Tracht und Aussehen so darstellen, wie sie sich im täglichen Leben zeigen.«⁶⁴ Die Polizei führte also ein umfangreiches »Transvestiten«-Register. Obwohl auch in der zweiten Version des Briefs eingeräumt wird, dass Crossdressing zur Vermeidung einer strafrechtlichen Verfolgung eine zu vernachlässigende Erscheinung war, wird die Notwendigkeit von Polizeikontrollen bekräftigt. Mit der Feststellung, »[e]s ist jedoch eine Erfahrungstatsache, daß Transvestiten die Bekleidung des anderen Geschlechts im wesentlichen tragen, um ihre homosexuelle Tätigkeit zu tarnen«, werden auch hier Transvestitismus, Homosexualität und männliche Prostitution zusammengepackt. Die Argumentation deckt sich mit der Haltung der meisten Richter*innen, die zu dieser Zeit über die Anträge von trans Personen auf Geschlechtsänderung zu entscheiden hatten. In einem Fall aus dem Jahr 1957, in dem der West-Berliner Innenminister eine Eheschließung beanstandete, weil der Ehemann sich zwar als männlich identifizierte, biologisch jedoch offenbar eine Frau war, erklärte das Berufungsgericht die Ehe für ungültig, mit folgender Begründung:

»Nach der hier maßgebenden allgemeinen und unbestrittenen Auffassung hängt die Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen entscheidend von seiner körperlichen Beschaffenheit ab. Darauf, ob der Betreffende sich ungeachtet dieser Beschaffenheit als Mann oder als Frau fühlt, kommt es für die Frage seiner Geschlechtszugehörigkeit nicht an.«⁶⁵

Da in diesem Fall der Innensenator involviert war, der sowohl für die Standesämter als auch die Polizei zuständig war, ist davon auszugehen, dass dieses Urteil auch auf die veränderte Linie der Polizei einen Einfluss hatte.

Da die Akte nur die Entwürfe der beiden Briefe enthält, ist nicht bekannt, welcher von beiden als Antwort auf die Anfrage der Abteilung II B abgeschickt wurde. Die Kriminalpolizei bat jedoch das Bundeskriminalamt, die Angelegenheit »auf die Tagesordnung der nächsten Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft der Leiter der Landeskriminalämter mit dem Bundeskriminalamt zu setzen.«⁶⁶ Ein Auszug aus dem Protokoll dieser Sitzung lässt vermuten, dass die Anfrage, die durch die drei an West-Berliner »Transvestiten« ausgegebenen Reisepässe ausgelöst wurde, weitreichende Folgen hatte. Nicht nur waren sich die Diskutant*innen einig, dass Lichtbilder in Ausweisdokumenten mit dem bei der Geburt eingetragenen Geschlecht der betreffenden Person übereinstimmen sollten: »[E]ine Person männlichen Geschlechts muß als Mann, eine Person weiblichen Geschlechts als Frau abgebildet werden.«⁶⁷ Die Arbeitsgruppe sprach auch eine Empfehlung zur veränderten Gestaltung zukünftiger Ausweisdokumente aus: »Darüber hinaus wäre es wünschenswert, wenn künftig in den Vordrucken für Paß und Personalausweis eine Rubrik für die Angabe des Geschlechts vorgesehen werden würde.«⁶⁸ Aus der Korrespondenz verschiedener Landeskriminalämter in den 1970er Jahren geht jedoch hervor, dass die Länder weiterhin ihre jeweils eigene Politik in Bezug auf Lichtbilder in Ausweisdokumenten verfolgten, was darauf hindeutet, dass der Vorstoß für eine bundesweit einheitliche Regelung nicht erfolgreich war.⁶⁹

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die »Transvestiten«-Akte der West-Berliner Polizei die Ausgabe von Transvestitenscheinen bis mindestens Anfang der 1960er Jahre belegt. In den 1950er Jahren stellte die Polizei sogar Ausweisdokumente aus, die die betreffenden Personen in ihrer alltäglichen »transvestitischen« Erscheinung zeigten. Zumindest bei trans Frauen hing diese liberale Praxis jedoch von ihrer nahtlosen Präsentation eines normativen Geschlechts und einer normativen Sexualität ab, was als langfristige Folge der Unterscheidung früher Sexualwissenschaftler*innen zwischen heterosexuellen und homosexuellen »Transvestiten« – in der NS-Zeit als »reiner« bzw. »unreiner« Transvestitismus aufgegriffen – gelten kann. Die veränderte Politik der West-Berliner Polizei gegenüber trans Personen nach 1960, von einer vom *Passing* abhängigen Toleranz zu einer grundsätzlichen Ablehnung von trans Subjektivitäten, steht im Einklang sowohl mit zeitgenössischen juristischen Diskursen und Praktiken gegenüber trans Menschen als auch der Entwicklung einer repressiveren Politik gegenüber queeren Lokalen, insbesondere der in Kapitel 2 geschilderten massiven polizeilichen Maßregelung von »Transvestiten« in Bars.

Die Teilung queerer Öffentlichkeit durch die Mauer

Queerer Tod: Die Mauer aus Ost-Perspektive

Als die DDR am 13. August 1961 und den darauffolgenden Tagen und Wochen die Mauer errichtete, wurden queere Ost-Berliner*innen von der queeren Öffentlichkeit West-Berlins abgeschnitten. Wie in Kapitel 2 gezeigt, trennte die Mauer nicht nur Paare wie Hans-Joachim Engel und seinen Freund, sondern auch Nachtschwärmer*innen wie Tommy und Helli von ihren queeren Lieblingsbars. Der Verlust, den diese Trennungen bedeuteten, blieb in den lebensgeschichtlichen Interviews größtenteils unausgesprochen. Das Schweigen angesichts der Erinnerung an verlorene Liebe und Geselligkeit bringt vielleicht mehr zum Ausdruck als nur die Schwierigkeit, sich an eine schmerzhaft Zeit im Leben zu erinnern und darüber zu sprechen. Dass der Mauerbau insbesondere für queere Ost-Berliner*innen ein traumatisches Ereignis war, zeigt sich am Fall von Günter Litfin, dem ersten Menschen, der beim Versuch, in den Westen zu gelangen, an der Mauer von DDR-Grenztruppen erschossen wurde. Litfins Queerness, die sich die DDR zu Nutze machte, um ihn als kriminell zu diffamieren, wurde in der westlichen Berichterstattung über seinen Tod nicht thematisiert und findet im offiziellen Gedenken bis heute keine Erwähnung.

Günter Litfin wurde 1937 geboren und wuchs im Bezirk Weißensee im Berliner Nordosten auf.⁷⁰ Nach einer Schneiderlehre arbeitete er für eine Maßschneiderei in der Nähe des Bahnhofs Zoo in West-Berlin, während er weiterhin in Weißensee lebte. Er war somit einer von tausenden Grenzgänger*innen – Berliner*innen, die in der einen Hälfte der geteilten Stadt lebten und in der anderen arbeiteten.⁷¹ Als die Ost-Berliner Behörden Grenzgänger*innen 1961 zunehmend schikanierten, mietete Litfin eine Wohnung im West-Berliner Bezirk Charlottenburg. Die Anmeldung in Westberlin schob er jedoch auf, um nicht als republikflüchtig zu gelten – denn das Land ohne Genehmigung zu verlassen war in der DDR eine Straftat, auf die bis zu drei Jahre Gefängnis standen.⁷² Sogenannten »Republikflüchtlingen« drohte bei der Rückkehr in die DDR die Verhaftung; eine Anmeldung in West-Berlin hätte also bedeutet, dass Litfin seine Familie in Weißensee nicht mehr hätte besuchen können. Als die Grenze am 13. August 1961 geschlossen wurde, hielt sich Litfin gerade in Weißensee bei seiner Familie auf. Am Nachmittag des 24. August 1961 versuchte er, über die Grenze zu gelangen, indem er die Spree zwischen den Bahnhöfen Friedrichstraße und Lehrter Bahnhof, in der Nähe des heutigen Hauptbahnhofs, durchschwamm. Dabei wurde er jedoch von der Ost-Berliner Polizei entdeckt, die ihn mit einem Kopfschuss tödlich verwundete.⁷³

Dieter Berner hat gezeigt, wie die Ost-Berliner Presse Litfins Homosexualität instrumentalisierte, um ihn als Kriminellen darzustellen und zugleich vom mörderischen Grenzregime der DDR abzulenken.⁷⁴ Zunächst druckten die Ost-Berliner Zeitungen nur einen kurzen Bericht der Volkspolizei, in dem es hieß, »eine wegen verbrecheri-

scher Handlungen verfolgte Person« habe mehrmalige Aufforderungen, sich der Volkspolizei zu ergeben, missachtet. Weiter wird – fälschlicherweise – behauptet, die Person sei, nachdem sie von einem gezielten Schuss getroffen worden sei, ins Wasser gefallen und vermutlich ertrunken.⁷⁵ Eine Woche nach Litfins Tod sah sich die Ost-Berliner Presse jedoch genötigt, genauer über den Fall zu berichten. Am 29. August hatte die Ost-Berliner Grenzpolizei einen weiteren Flüchtling erschossen, der ebenfalls versucht hatte, schwimmend zu entkommen. Die West-Berliner Zeitungen hatten ausführlich über den Fall berichtet und Fotos der gescheiterten Flucht abgedruckt.⁷⁶ Die ostdeutsche Regierung stand somit in Hinblick auf die Tötung der beiden Flüchtlinge unter erheblichem Rechtfertigungsdruck.

Als Reaktion erschien in Ost-Berliner Zeitungen eine Vermischung von Stasi-Erkenntnissen über die strafrechtliche Verfolgung Litfins in West-Berlin nach § 175, Nachbarschaftstratsch über Litfins feminine Männlichkeit und Diskursen über kriminelle Homosexuelle und »arbeitsscheue Strichjungen«. In Verbindung mit dem Schauplatz von Litfins versuchter Flucht und seiner Ermordung in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße, einem bekannten Ort männlicher Prostitution, war das Ergebnis toxisch. Die *Berliner Zeitung* titelte: »Frontstadtprsse macht Kriminelle zu Helden«:

»Man scheut dabei auch nicht zurück, einen mehrfach vorbestraften Kriminellen, der am 24. August von unserer Kriminalpolizei in der Nähe des Bahnhofs [!] Friedrichstraße bei verbrecherischen Handlungen ertappt wurde, in der nötigen Weise politisch hochzuspielen. Dieses arbeitsscheue Element, das unter dem Spitznamen »Puppe« in homosexuellen Kreisen in Westberlin sehr bekannt war und seit dem 13. August im demokratischen Berlin nach Opfern Ausschau hielt, hatte sich seiner Festnahme durch die Volkspolizei zu widersetzen versucht, war in den Humboldt-Hafen gesprungen und dabei ums Leben gekommen.«⁷⁷

Unmittelbar nach Litfins Tod begann die Stasi, in der Wohngegend in Weißensee, wo Litfins Familie lebte, Informationen über ihn zusammenzutragen. Nachbar*innen gaben an, Litfin habe in der Gegend den Spitznamen »Puppe« getragen, ein Begriff, der lange für feminine schwule Männer verwendet wurde. Sie teilten ihre Einschätzung mit, nach der Litfin »homosexuell veranlagt ist, da er bisher noch zu keinem Mädchen engere Verbindung hatte«.⁷⁸ Sie erzählten der Stasi, Litfin sei oft alleine ausgegangen und in der Nachbarschaft sei dann getuschelt worden, er sei wieder auf »Puppentour«. Vor Ort sei Litfin jedoch »in dieser Hinsicht noch nicht aufgefallen«. Ein weiterer Stasi-Bericht vom 31. August an Erich Honecker, damals Sekretär für Sicherheitsfragen des SED-Zentralkomitees, wiederholte all diese Erkenntnisse, fügte aber noch hinzu, dass Litfin 1957 bis 1958 in West-Berlin nach § 175 inhaftiert gewesen sei.⁷⁹ Besonders betont wurde in diesem Bericht jedoch Litfins Mitgliedschaft in der Jugendgruppe des

Weißenseer Ortsvereins der West-Berliner CDU, der im Gegensatz zur CDU-Blockpartei verboten war, seine Beteiligung an einer von der CDU-Bildungsstiftung organisierten Reise und dem langjährigen Engagement seiner Eltern in der CDU.

Was die strafrechtliche Verfolgung Litfins nach § 175 in West-Berlin angeht, hatte die Stasi recht. Sein Name erscheint in der Gefangenenakte von Hans-Ulrich H., der im August 1957 verhaftet wurde, und zwar wegen des Verdachts, über zwei Jahre lang »landesverräterische Beziehungen« mit der Stasi und dem ostdeutschen Gewerkschaftsbund FDGB aufgebaut zu haben.⁸⁰ H. wurde wegen Landesverrats und des Verstoßes gegen § 175 verurteilt. Im Haftbefehl für letzteres wird H. vorgeworfen, im Sommer 1957 mehrmals mit Litfin Sex gehabt zu haben.⁸¹ Die Akte enthält auch einen Vermerk, dass H. im November 1957 als Zeuge in der Strafsache gegen Günter Litfin und andere vor Gericht aussagen sollte.⁸² Aus der Akte geht somit zwar hervor, dass Litfin aufgrund von § 175 verhaftet und vor Gericht gestellt wurde, sie liefert jedoch keine Belege für seine Verurteilung und Inhaftierung.⁸³

Falls das West-Berliner Gericht Litfin für schuldig befunden haben sollte, Sex mit einem Mann gehabt zu haben, war die Bezeichnung Litfins als »Krimineller« in der *Berliner Zeitung* faktisch korrekt – und damit zeigt sich zugleich, wie mithilfe des § 175 aus einer einvernehmlichen sexuellen Begegnung ein rufzerstörendes Verbrechen werden konnte. Da es sich bei Litfins Fluchtversuch ebenfalls um eine Straftat handelte, war die Behauptung, er sei »bei verbrecherischen Handlungen ertappt« worden, nicht falsch.⁸⁴ Dennoch evozieren die Formulierungen »verbrecherische[.] Handlungen« und »in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße« im Zusammenhang mit dem Adjektiv »arbeitsscheu«, der Bezeichnung »Puppe« und der Aussage, Litfin sei »in homosexuellen Kreisen« in West-Berlin beliebt gewesen, das Bild eines »Strichjungen« auf der Suche nach Kundschaft. Nicht erwähnt wird in dem Artikel hingegen Litfins Anstellung bei der West-Berliner Maßschneiderei. Und zuletzt förderte die Behauptung, Litfin habe »seit dem 13. August im demokratischen Berlin nach Opfern Ausschau« gehalten, das Vorurteil über Homosexuelle als gefährliche Kriminelle, die Unschuldigen nachstellen.

Angesichts der internationalen Aufmerksamkeit, die Litfins Tod hervorrief – so veröffentlichte etwa das *Life Magazine* ein Bild von Litfins leblosem Körper, der aus dem Wasser gezogen wird – verschärften die Ost-Berliner Medien ihre Rhetorik noch weiter.⁸⁵ Die Tageszeitung *Neues Deutschland* verglich die West-Berliner Bemühungen, Litfin zu gedenken, mit den Ehrungen der Nazis für Horst Wessel, einem jungen SA-Führer, der 1930 von einem Kommunisten erschossen worden war. Damit verwies sie einerseits auf den faschistischen Charakter der Bundesrepublik und zugleich auf die gleichwertige Verderbtheit von Litfins Homosexualität und Wessels angeblicher Tätigkeit als Zuhälter.⁸⁶ Ein Jahr später, als auf der Westseite des Humboldthafens ein Gedenkstein für Litfin errichtet wurde, zog das DDR-Fernsehen erneut den Vergleich zu Horst Wessel. Der Fernsehmoderator Karl-Eduard von Schnitzler zeigte in seiner

Folge von *Der Schwarze Kanal*, einer wöchentlichen Propagandasendung, in der Berichte über aktuelle Probleme in der westdeutschen Gesellschaft mit Erfolgsbildern aus der DDR kontrastiert wurden, Aufnahmen der Gedenkfeier von einem westdeutschen Sender.⁸⁷ Schnitzler beschrieb den Ort als »Denkmal für einen Berufs-Homosexuellen«. Und nur für den Fall, dass diese Unterstellung noch nicht deutlich genug war, fuhr er fort: »Das war nämlich dieser Litfin. Er wohnte bei uns und hatte seinen Arbeitsplatz am Bahnhof Zoo.«⁸⁸ Und auch hier musste sein Publikum die Erwähnung des Bahnhofs Zoo als Codewort für kommerziellen Sex zwischen Männern verstehen.

Der Fall Günter Litfin kann helfen, das Schweigen der Ost-Berliner*innen zur biografischen Bedeutung der Mauer zu erklären. »Der SED-Propaganda genügte nicht die physische Vernichtung des Flüchtlings, er mußte auch noch im Ansehen und Bewußtsein der Öffentlichkeit liquidiert werden«, schrieb Dieter Berner.⁸⁹ Anders ausgedrückt: Nur wenige Wochen nach ihrem Bau wurde die Berliner Mauer gleich in mehrfacher Hinsicht zum Symbol für den queeren Tod: den Tod eines queeren Mannes und den Tod der queeren Geselligkeit. Wie in Kapitel 2 gezeigt, isolierte die Mauer queere Ost-Berliner*innen, indem sie ihnen den Zugang zu den West-Berliner Bars abschnitt, woraufhin diese Jahre brauchten, um sich ein eigenes queeres Sozialleben aufzubauen. Durch die bössartige Diffamierung von Günter Litfin in der ostdeutschen Öffentlichkeit wurde die Mauer zudem mit der Vorstellung von Homosexualität als etwas äußerst Schändlichem – als kommerziell, kriminell und missbräuchlich – assoziiert. Ich werde auf Günter Litfin und die langfristigen Auswirkungen, die die staatliche Diffamierung auf sein Andenken auch über den Fall der Mauer hinaus hatte, am Schluss des Kapitels 3 noch einmal zurückkommen.

Erotische Fantasie: Die Mauer aus West-Perspektive

Während die Mauer also für Ost-Berliner*innen den queeren Tod symbolisierte, diente sie in einer 1963 in der Homophilen-Zeitschrift *Der Kreis* erschienenen Kurzgeschichte auch als Vorlage für eine queere erotische Fantasie.⁹⁰ Die in Zürich erscheinende dreisprachige Zeitschrift veröffentlichte Artikel auf Deutsch, Französisch und Englisch und wurde weltweit gelesen. Die Erzählung mit dem Titel »Hinter der Mauer« rief bei der Leserschaft heftige Reaktionen hervor. Die einen verwarfen sie als unverantwortlichen Kitsch, andere würdigten, dass der Autor sich des schweren Themas auf leichte Weise angenommen habe. Die Diskussion über die zweiseitige Geschichte nahm in den folgenden drei Ausgaben insgesamt zehn Seiten in Anspruch.

Die Geschichte erzählt von Michael, einem Westdeutschen unbekanntes Alters, der an einem Sonntag im Winter 1962 Ost-Berlin besucht. Michael kennt Berlin: Er »wollte einmal einen Blick hinter ›Die Mauer‹ tun, einmal all' die bekannten Stätten aufsuchen, die ihn einst Berlin so lieb gewinnen liessen«.⁹¹ Er kommt mit der S-Bahn in Ost-Berlin an und muss zunächst durch die Grenzkontrolle am Bahnhof Friedrichstra-

ße. Während er noch in der Schlange wartet, kommt es zum Blickkontakt mit einem jungen Offizier, der die Warteschlange abschreitet, »da und dort jemand herausgreifend. Alte Leute und solche, denen er ansah, dass sie nahe am Umfallen waren«, die er zur sofortigen Passkontrolle vorlässt.⁹²

Sobald er die Grenze passiert hat, läuft Michael die leere Prachtstraße Unter den Linden entlang und empfindet dabei »eine ungewohnte Kühle, die weh tat«. ⁹³ Am Schlossplatz kehrt er in das nahegelegene Café Bukarest ein. In dieser Weinstube trifft Michael erneut auf den jungen Grenzoffizier. Sie beginnen ein Gespräch, bei dem sich beide bald entspannen, da sie nicht über Politik sprechen. Michael bittet den Offizier dann, ihn in die Staatsoper zu begleiten, und sie sehen sich eine Aufführung von *La Traviata* an. Während der Vorstellung greift der Offizier nach Michaels Hand, und sie tauschen wieder Blicke aus. Dann macht die Geschichte einen Sprung und die beiden spazieren Unter den Linden in Richtung Friedrichstraße, wo Michael die S-Bahn zurück nach West-Berlin nehmen und der Offizier seine Nachtschicht antreten wird. Michael weiß, erklärt der Erzähler, dass die Beziehung keine Zukunft hat: »Dort war eine Mauer, die das verhinderte, und vielleicht war da noch mehr, aber darüber hatten sie nicht gesprochen. Sie hatten nur im Schattendunkel einer Ruine dem Augenblick gelebt, mehr war ihnen nicht vergönnt gewesen.«⁹⁴

Neben der Mauer, die hier durch die Verwendung des unbestimmten Artikels zu *einer* Mauer verharmlost wird, könnte es also noch andere Hindernisse für die Fortsetzung der Beziehung zwischen Michael und Eberhard – der Offizier hat nun einen Namen – gegeben haben, etwa einen Freund oder eine Ehefrau. Aber diese Möglichkeit wird nie erwähnt. Alles, was die Zeit erlaubt, ist schneller Sex in einer Ruine. Bevor sie den Bahnhof Friedrichstraße erreichen, verabschieden sie sich. Der Boulevard ist leer, was einen zärtlichen Abschied möglich macht:

»Ganz allein standen sie auf dem Gehweg zwischen den Linden und hielten sich an den Händen. Behutsam nahm jetzt Eberhard Michaels Kopf zwischen seine Hände und küsste ihn zart auf den Mund. ›Lass uns diese Stunde nie vergessen!‹, sagte er dann noch.«⁹⁵

Die Geschichte endet damit, dass Michael zu seinem Hotel am West-Berliner Kurfürstendamm eilt, der im Gegensatz zu seinem Ost-Berliner Gegenstück »taghell erleuchtet[.], verkehrsdurchflutet[.]« ist, während »Eberhard dagegen ... seinen Inspektionsgang an der Mauer« beginnt.⁹⁶ Den restlichen Teil der Seite füllt die schematische Zeichnung einer Mauer.

Die Abschiedsszene zwischen Eberhard und Michael erinnert an den Abschied zwischen Eberhardt Brucks und Guy Morris, mit der dieses Kapitel eingeleitet wurde: ein Kuss in der Öffentlichkeit, erzählt in melodramatischem Ton. Volker, der Autor

der Kurzgeschichte, schildert die beiden Teile Berlins als verschieden, aber nicht allzu sehr, und die Mauer als ein Hindernis, das leicht überwindbar ist, zumindest für einen Westdeutschen; keine tödliche Barriere, sondern lediglich eine kurze Verzögerung für einen jungen Mann, der durch die öffentlichen Räume der Stadt spaziert. Die humane Behandlung durch den Grenzzoffizier und die Kontaktaufnahme mittels Blicken verleihen dem Warten an der Grenze eine neue Bedeutung. In der Erzählung erscheint Ost-Berlin als eine Abfolge von Sehenswürdigkeiten im Umkreis eines halben Kilometers des Bahnhofs Friedrichstraße, Berliner Wahrzeichen, die für die Leserschaft des *Kreises* leicht wiederzuerkennen waren. Und während die hellen Lichter und der Verkehr West-Berlins Modernität suggerieren, macht die Rückständigkeit Ost-Berlins, die in der Leere, der Dunkelheit und den Ruinen zum Ausdruck kommt, die Intimität zwischen Eberhard und dem Besucher Michael überhaupt erst möglich.

Kritische Leser*innen der Geschichte störten sich an ihrem schlichten Stil und wiesen darauf hin, dass das formelhafte Melodram das ganz reale Drama, das die Berliner Mauer für Queers bedeutete, übergehe. »[E]ine Mauer-Schnulze mit dem Unterton ›die sind ja gar nicht so«, dekoriert mit einem niedlichen Baukasten-Mäuerchen«, fasste Leser Horst aus West-Berlin zusammen. Seine vernichtende Kritik der Erzählung setzte den Rahmen für die anschließende hitzige Debatte zwischen Lesern, Herausgeber und Autor.⁹⁷ In seinem Leserbrief, der ebenso lang war wie die inkriminierte Erzählung, äußerte sich Horst pointiert zu den stilistischen und inhaltlichen Problemen von »Hinter der Mauer«.

»Die ganze Story zeigt dass der »Ostwanderer« sich kaum die Mühe gemacht hat, sich mit der menschlichen Tragik der Mauer auseinanderzusetzen. Er hat sich nur um die Fassaden bemüht: Unter den Linden – Café Bukarest mit der einschmeichelnden Geigenmusik – Staatsoper – und, welch Zufall, den jungen Offizier! Auch, entschuldigen Sie, die Fassade eines wahrscheinlich attraktiv aussehenden Mannes. Hinter die Kulissen hat unser ›Ostwanderer‹ nicht gesehen, auch nicht bei dem Repräsentanten der östlichen Herren, denn – sie sprachen ja nicht über Politik. Auch nicht über Menschlichkeit, denn sicher warf das ›Schattendunkel der Ruine‹ in dem sie später ›dem Augenblick leben‹ konnten, schon seine Schatten voraus, und vernebelte alles andere.«⁹⁸

Diese Oberflächlichkeit, meint Horst, sei nicht bloß schlechter Stil. Um die Versäumnisse des Autors deutlich zu machen, führt Horst die Geschichte polemisch fort:

»Sicher hat Michael nicht daran gedacht, dass der gute Eberhard, nachdem man sich um 21.45 Uhr trennte, theoretisch und auch sehr praktisch kraft seines Auftrages bereits um 22.05 Uhr, bei Beginn seines Kontrollganges, einen Menschen hätte abknallen können, der vielleicht auch ebenso zufällig von uns hätte sein können, und dem eine stärkere

Bindung als eine Samstagnachmittags-Romanze die Kraft und den Mut gegeben hatte, über die Mauer zu fliehen. Zu fliehen zu seinem Westberliner Freund, der ja nicht zu einem Café- und Opernbesuch nach Ostberlin fahren kann.«⁹⁹

In seiner Entgegnung auf Volkers Fantasie einer queeren Begegnung zwischen West und Ost jenseits des Politischen beharrt Horst also auf der Realität des geteilten Berlins. Als West-Berliner konnten weder er noch der von ihm imaginierte »Westberliner Freund« in den Jahren 1962/63 Ost-Berlin besuchen. Dies wurde erst ab Dezember 1963 mit dem ersten Passierscheinabkommen möglich, das West-Berliner*innen kurzzeitige Aufenthalte in Ost-Berlin erlaubte. Zudem erinnert Horst an die Realität der Mauer als tödliche Barriere für queeres Leben. Sein Szenario, in dem womöglich einer »von uns« bei dem Versuch, zu seinem Freund nach West-Berlin zu fliehen, von einem Grenzsoldaten getötet wird, kann als Anspielung auf den Fall Günter Litfin verstanden werden. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Horst als West-Berliner Litfin persönlich gekannt hat; zumindest ist es wahrscheinlich, dass queere West-Berliner*innen von der Hetzkampagne der SED gegen Litfin wussten und mit Freund*innen darüber gesprochen haben. Horst jedenfalls erwähnt Litfin in seinem Brief nicht direkt. Vielmehr weisen die folgenden Sätze darauf hin, dass er sich womöglich auf einen anderen Fall bezieht:

»Der Abgeknallte war ein Soldat und stand auf Wache an der Mauer, er wurde am 13. August 61 von seinem Freund getrennt, er hatte nicht mehr die Kraft, die Trennung zu ertragen und er wollte nicht mehr länger immer wieder ›dem Augenblick‹ leben.«¹⁰⁰

Der Moduswandel vom Konjunktiv zum Indikativ könnte hier zugleich auch einen Genrewandel vom Fiktionalen zum Nicht-Fiktionalen markieren. Die Endgültigkeit des Präteritums impliziert Wahrhaftigkeit; der Ton des Briefs wechselt vom Polemischen zum Authentischen, vielleicht gar Autobiografischen. Handelt es sich bei diesem Soldaten um Horsts Geliebten? Erzählt Horst uns hier seine eigene Geschichte? Im letzten Satz, in dem Eberhard als »Mörder an einem Menschen, dessen einziges ›Verbrechen‹ darin bestand, seit dem 13. August 1961 davon zu träumen, auch wieder einmal behutsam und zart von seinem Freund geküsst zu werden« beschrieben wird, kommt die historische Realität wieder zur Sprache.¹⁰¹ Das Wort »Verbrechen« kann hier durchaus als Anspielung auf die Verunglimpfung Günter Litfins als »Kriminellen«, der »kriminelle Handlungen« begeht, durch die DDR-Medien gelesen werden. Die unterschiedlichen Bezugsebenen in Horsts Brief, die durch unterschiedliche grammatische und sprachliche Register zum Ausdruck kommen, destabilisieren den fiktionalen Rahmen der [ursprünglichen?] Erzählung und lassen die historische Realität hinter der fiktionalen Fassade von »Hinter der Mauer« aufscheinen.

Dabei spricht Horst die historische Realität auch direkt an. Mit Verweis auf den Sitz der Zeitschrift in der Schweiz, weit entfernt von den Ost-West-Spannungen, schreibt er:

»Es ist zweifellos schwer, aus der Zürcher Sicht die Problematik der Mauer umfassend zu erkennen; wie schwer es ist, mögen Sie daran ermessen, dass es ja nicht einmal die Westdeutschen schaffen, wie es das unbekümmerte Beispiel der Story zeigt. ... Glauben Sie mir, es gibt sicher tausende von Fällen, wo Freundespaare durch diese Ohnmachtstat eines verhassten Regimes getrennt wurden, so wie Familien, Ehen, Verlobte und alle Skalen menschlicher Bindung rücksichtslos zerrissen wurden.«¹⁰²

Die Reaktionen auf Horsts Brief waren gespalten: Einige Leser stimmten ihm begeistert zu, während andere, darunter der Herausgeber und der Autor selbst, meinten, aus dem Leserbrief spreche die »Wut gegen das gesamte Ostregime«, dabei nicht auf Horsts Kritik eingingen und eine bemerkenswerte Naivität an den Tag legten.¹⁰³ »Warum sollte der denn in der Theorie und aus Linientreue gleich schiessen? Normalerweise sind gerade wir sonst nicht so schiessfreudig, hüben wie drüben«, schrieb Leser Klaus aus Genf und postulierte damit einen schwulen Exzeptionalismus der Friedfertigkeit.¹⁰⁴ Er fand, die Geschichte könne, weil sie nicht »vor Hass trieft«, zeigen, »dass es auch ›drüben‹ Menschen gibt, die wie Menschen empfinden und fühlen«.¹⁰⁵ Auch der Autor Volker teilte Klaus' Unverständnis über Horsts Empörung. »Warum aus einer Story gleich ein Drama, aus einer zufälligen Begegnung zweier junger Menschen ein politisches Problem machen?«, fragt er.¹⁰⁶ Ihm gehe es »nicht um die Fassade, sondern um das rein Menschliche«, erklärt er und schließt mit dem Appell »Schauen wir doch nicht auf die Uniform, sondern durch sie hindurch!«¹⁰⁷ Diesen Vorschlag griff Herausgeber Rolf freudig auf, der es zudem angebracht fand, dieses großzügige Hindurchschauen durch Uniformen gleich auf diejenigen mit auszudehnen, die sie kaum zwanzig Jahre zuvor getragen hatten.¹⁰⁸

»Es ist heute genau so grundfalsch, in einem Offizier der Ostpolizei nur den Handlanger des Regimes zu sehen, wie es im tausendjährigen Reich falsch war, in jedem SS-Uniformträger einen Hitler ergebenen Sadisten zu sehen. Wir wissen heute, dass mancher – sicher zu wenige! – sich einspannen liess, um manches Ungeheuerliche verhüten zu können, und es auch getan hat.«¹⁰⁹

Für Rolf war die Anteilnahme des Offiziers in der Geschichte gegenüber den Alten und Schwachen, die an der Grenze Schlange standen, Beweis genug dafür, dass er nicht kaltblütig den Schießbefehl gegen illegale Grenzübertreter*innen ausgeführt hätte. Auch sonst fand er an dieser Geschichte, die, wie er schreibt, nichts weiter zeigen wollte »als

dass der zündende Funke des Eros vor keiner Grenze und vor keiner Mauer und vor keinem ›Feind‹ halt macht«, nichts auszusetzen. Kritiker*innen warf er vor, »an alles immer nur Zentnergewichte anhängen« zu wollen.¹¹⁰

Obwohl er mit den Kritiken nicht übereinstimmte, räumte der Herausgeber Rolf ihnen in seiner Zeitschrift weiteren Platz ein. In der Ausgabe vom Mai 1963 füllte die Diskussion nochmals drei Seiten. Leser Rolf C. wies den »Zentnergewichte«-Vorwurf des Herausgebers von sich und bekräftigte Horsts Standpunkt, dass die Trivialität der Erzählung der Schwere des Themas nicht angemessen sei. »Hier wird allein die richtige Relation von Thema und Form der Behandlung gefordert. Nenne man es auch Takt«, schrieb er.¹¹¹ Keinen Widerspruch sah er hingegen zwischen seiner Forderung, das rechte Maß zu wahren, und seinem eigenen Vergleich zwischen der eingemauerten DDR und den NS-Konzentrationslagern: »Die Mauer hat das modernste KZ geschaffen, und wir würden heute beispielsweise eine schnulzenhafte Darstellung menschlicher Begebenheiten in einem Nazi-KZ als unerträglich empfinden.«¹¹² Horst aus West-Berlin, dessen Brief die Diskussion ausgelöst hatte, antwortete seinen Kritikern und deren Widerwillen, sich den Grenzwächter als Mörder vorzustellen. Er verwies darauf, dass Offiziere in der Volksarmee sich freiwillig für mindestens zehn Jahre verpflichteten, weshalb an ihrer Linientreue nur wenig Zweifel bestehen könne. Er bestritt zudem, dass »zu uns« zu gehören eine »Garantie für mangelnde Schiessfreudigkeit« sei.¹¹³ Doch der Herausgeber Rolf ließ sich von Argumenten über die Unangemessenheit der Erzählung weiterhin nicht beirren und bestand darauf, dass sie »diesen Boden der Berliner Mauer in seiner ganzen Breite und Tiefe weder erfassen noch ihn künstlerisch gestalten [konnte und wollte,] sondern nur ein kleines Erlebnis und eine stille Heiterkeit zeigen, die sich zwischen die Ruinen verirrt hatten.«¹¹⁴ Mit dieser Aussage schloss er die Diskussion ein für alle Mal: nicht ohne zu bekräftigen, dass der Abdruck von »Hinter der Mauer« die richtige Entscheidung gewesen war.

Die Erzählung »Hinter der Mauer« und die hitzige Debatte, die sich daran entzündete, zeigen, wie Alltagserfahrungen und Fantasien von der Berliner Mauer und von Berlin als queerem Raum aufeinanderprallten. Wie die Kritiker der Erzählung betonten, diene die Mauer in diesem Narrativ als bloße Dekoration, Ost-Berlin nur als Fassade für eine prickelnde Geschichte von schnellem Sex mit einem Mann in Uniform. Der Widerwille, sich schwule Männer in Uniform als Mörder vorzustellen, und die Bereitwilligkeit, mit der ihnen höhere, gutwillige Motive für die Beteiligung an beiden unterdrückerischen Regimes zugestanden wird, die in vielen Leserbriefen anklingen, ist für heutige Leser*innen sicher verstörend. Vielleicht noch verstörender ist die saloppe Gleichsetzung der NS-Konzentrationslager mit der eingemauerten DDR, die sich jedoch in vielen westlichen Berichten über die Mauer wiederfand.¹¹⁵ Während die Nazi-Vergleiche in *Der Kreis* unwidersprochen blieben, wurde der Umgang mit Sex ausgiebig kommentiert. In seiner zahmen, aber vergleichsweise expliziten Erwähnung der

sexuellen Begegnung – so stellten mehrere Leser*innen fest, dass die Sex-Szene einen ungewöhnlich zentralen Platz innerhalb der Erzählung einnehme – und der etwas ausführlicheren Beschreibung öffentlicher Zärtlichkeit zwischen zwei Männern bestärkte die Erzählung das Bild von Berlin als einem Zufluchtsort für queere Liebe. Mehr als fünfzehn Jahre nach Kriegsende waren die Ruinen der Stadt weiterhin Teil der von Jennifer Evans so genannten »moralischen Geografie von Gefahr und Begehren«. ¹¹⁶ Wie die Antworten auf die Erzählung und die Kritik des West-Berliners Horst zeigen, konnte die schweizerische und westdeutsche Leserschaft der Zeitschrift, die vom Fall Günter Litfin offenbar nichts mitbekommen hatte, die tödliche Realität der Mauer für queere Ost-Berliner*innen leicht ausblenden. Gleichzeitig wollten viele Leser*innen wissen, ob die Zeitschrift Abonnenten in Ostdeutschland habe, und bekundeten aufrichtiges Interesse an der Situation ihrer ostdeutschen »Kameraden«, ein Ausdruck, der Gemeinschaft mit anderen Homophilen zum Ausdruck bringen sollte. Dass der Herausgeber Rolf auf diese Frage nicht einging und ostdeutsche Stimmen in dieser Diskussion nicht zu Wort kamen, spricht dafür, dass es bis auf medizinische Fachleute und Institute keine ostdeutschen Abonnent*innen gab.

Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich erkundet, wie queere Berliner*innen die öffentlichen Räume der Stadt erlebten, wie sie sich darin bewegten, wie ihre Bewegungen und ihr Handeln von Gesetzen und der Polizei geprägt wurden und wie sie die intendierte Nutzung öffentlicher Räume unterliefen und für ihre eigenen Zwecke queerten. In den lebensgeschichtlichen Interviews schwuler Männer zeigt sich der Besuch von Klappen für anonymen Sex als liebgegewonnene Gewohnheit, deren Nervenkitzel gleichwohl mit der Gefahr von Gewalt, Festnahme und Inhaftierung einherging. »Strichjungen«, die oft in öffentlichen Räumen arbeiteten, erscheinen in diesem Kapitel als ambivalente und widersprüchliche Figur. Der Wunsch der Behörden, öffentliche Orte von Anzeichen sexueller Abweichung und kommerziellem Sex zu säubern, brachte intensive polizeiliche Kontrollen mit sich. Mitunter genügte allein der Aufenthalt an einem Ort, der für männliche Prostitution bekannt war, als Anlass für eine Verhaftung. Die formalisierte Verfolgung von Individuen, deren Lebensstil nicht den sozialistischen Idealen von Arbeit und Familie entsprach, durch das »Asozialen«-Gesetz in der DDR betraf möglicherweise auch »Strichjungen«. Dabei konnten »Strichjungen« nicht nur Opfer, sondern auch Täter sein, etwa wenn sie Männer, die ihre Dienste in Anspruch nahmen, ausraubten, erpressten, körperlich verletzten und sogar töteten.

Die Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum hing von einer normativen Geschlechterperformance ab: Um als Mann zu *passen*, durften queere Berliner nicht feminin sein, sondern mussten die Gesten, Bewegungen und Sprache normativer Männ-

lichkeit übernehmen. Trans Frauen hingegen mussten, um als Frauen zu *passen*, eine unverfälschte Version normativer Weiblichkeit präsentieren. In West-Berlin endete die polizeiliche Anerkennung von trans Subjektivitäten spätestens 1960, als die Praxis der Ausstellung von Transvestitenscheinen und Ausweisdokumenten, die die betreffenden Personen in ihrer gewählten alltäglichen Erscheinung zeigten, abgeschafft wurde.

1961 manifestierte der Mauerbau die Berliner Grenze und machte der Durchlässigkeit, die die innerstädtische Teilung seit dem Beginn des Kalten Kriegs geprägt hatte, ein Ende. So brach die queere Öffentlichkeit auseinander, die es trotz ökonomischer Ungleichheiten und politischer wie juristischer Unterschiede in Ost und West im Nachkriegs-Berlin bis dahin gegeben hatte. Nachdem das SED-Regime bei der gewaltsamen Durchsetzung seiner neuen Ordnung als erstes Opfer einen schwulen Mann traf und dessen Ermordung anschließend durch die Ausnutzung homophober Vorurteile zu legitimieren suchte, wurde die Mauer für die queeren Berliner*innen zum Symbol des queeren Todes.

Selbst über das Ende der DDR hinaus wirkte sich Diffamierung durch die SED nachhaltig auf das Andenken Günter Litfins aus. Sein Eintrag auf der Website »Chronik der Mauer«, einem gemeinsamem Projekt dreier großer Bundeseinrichtungen, das die Geschichte der Mauer dokumentiert und ihrer Opfer gedenkt, erwähnt weder seine Homosexualität noch die homophobe Kampagne der DDR gegen Litfin. Stattdessen werden die CDU-Mitgliedschaft und der Katholizismus seiner Familie hervorgehoben, ergänzt durch ein Foto Litfins bei seiner Erstkommunion (Abbildung 3.1). Sein Modegeschmack wird ebenfalls erwähnt, jedoch nicht ohne den Zusatz, dass dies »seinem Beruf entspricht«. ¹¹⁷ Diese Darstellung Günter Litfins als christlicher, konservativer junger Mann, dessen tadellose Erscheinung Ausdruck seiner Berufsehre und seiner guten Erziehung war, setzt die Bemühungen seines drei Jahre jüngeren Bruders Jürgen Litfin fort, der es sich bis zu seinem Tod 2017 zur Lebensaufgabe gemacht hatte, an seinen älteren Bruder zu erinnern. 2003 eröffnete er einen Gedenkort für seinen Bruder und die anderen Maueropfer in einem ehemaligen Wachturm in der Nähe von Günters Fluchtversuch.

In seiner 2006 erschienenen Autobiografie erinnert sich Jürgen Litfin an seinen Bruder und ihre Beziehung, an Günters Tod und dessen Folgen für ihn und seine Familie. Die Brüder Günter und Jürgen hatten sich immer nah gestanden, und Jürgen Litfins Stolz auf seinen Bruder klingt durch, als er Günters »ausgezeichnete[...] Arbeit und sein[...] zuvorkommende[s] Wesen« beschreibt, die Schneideraufträge für »damals sehr berühmte[...] Theater- und Filmgrößen«, »sein höfliches Benehmen«, sein »gutes Aussehen, groß (182cm), schlank, dunkle Haare und dunkle Augen«, von seiner »warmherzigen, auf die Menschen zugehenden Art« berichtet. ¹¹⁸ Günter unterstützte seinen Bruder und seine Eltern finanziell, und die Brüder verbrachten auch ihre Freizeit zusammen, unternahmen gemeinsame Fahrradtouren und gingen tanzen. In diesem Zu-

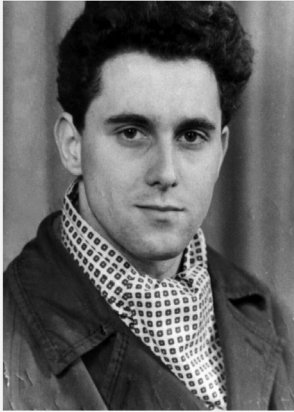
Todesopfer

☰ Zurück zur Übersicht

Günter Litfin

geboren am 19. Januar 1937
erschossen am 24. August 1961

im Humboldthafen in der Nähe der Charité
an der Sektorengrenze zwischen Berlin-Mitte und Berlin-Tiergarten



Günter Litfin; Aufnahme um 1960 (Foto: privat)



Gedenkreuz für Günter Litfin am Berliner Reichstagsgebäude, Aufnahme 2005 (Foto: Hans-Hermann Hertle)

Es ist kurz nach 16.00 Uhr, als Günter Litfin an diesem Nachmittag versucht, zwischen den Bahnhöfen Friedrichstraße und Lehrter Bahnhof von Ost- nach West-Berlin zu gelangen. Berichten der Ost-Berliner Volkspolizei zufolge führt sein Weg vom Charité-Gelände über eine Grundstücksmauer zum Spreufer. Dort wird er von Angehörigen der Transportpolizei entdeckt.



Günter Litfin: Erstkommunion; Aufnahme um 1947 (Foto: privat)

stehen.

Geboren am 19. Januar 1937 in Berlin, wo er im Stadtbezirk Weißensee aufwächst, erlebt Günter Litfin als Kind und Jugendlicher den Zweiten Weltkrieg, den Wiederaufbau und die fortschreitende Teilung der Stadt. Sein Vater Albert ist von Beruf Fleischermeister und gehört 1945 zu den Begründern des lokalen CDU-Kreisverbandes, dem sich auch seine Frau Margarete anschließt. Die vier Söhne werden katholisch getauft und besuchen die St.-Joseph-Schule in Weißensee. So ist die Familie in einem Milieu verwurzelt, dass der Gründung der DDR und dem 'Aufbau des Sozialismus' ablehnend gegenübersteht. [1] Die Söhne bleiben dieser Haltung treu: 1957 treten Günter Litfin und sein jüngerer Bruder Jürgen in die West-Berliner CDU ein, die in Abgrenzung zur CDU-Blockpartei in der DDR im Ostteil der Stadt noch illegal aktiv ist. [2]

Nachdem Günter Litfin eine Schneiderlehre absolviert hat, findet er eine Anstellung in einem West-Berliner Maßatelier. Er ist, wie es seinem Beruf entspricht, modebewusst, kleidet sich betont elegant und träumt davon, Theaterschneider zu werden. Anfangs pendelt der junge Mann täglich zwischen der elterlichen Wohnung in Weißensee und seinem Arbeitsplatz am Bahnhof Zoo. Doch sogenannte 'Grenzgänger', die im Westen arbeiten und im Osten wohnen, geraten in der DDR zunehmend unter Druck. Um Konflikte zu vermeiden, nimmt sich Günter Litfin eine Wohnung im West-Berliner Bezirk Charlottenburg, meldet sich dort aber noch nicht polizeilich an. Andernfalls würde er als 'Republikflüchtling' gelten und könnte seine Angehörigen in Ost-Berlin nicht mehr besuchen. Günter Litfin war, wie sein jüngerer Bruder im Rückblick sagt, 'der ruhende Pol in der Familie, dem man sich immer anvertrauen konnte'. [3] Nach dem Tod des Vaters, der im Mai 1961 gestorben sei, habe er sich besonders verpflichtet gefühlt, ihrer Mutter zur Seite zu

Abb. 3.1: Screenshot der Erinnerungsseite für Günter Litfin auf der Seite »Chronik der Mauer«, 23.01.2026.

sammenhang erwähnt Jürgen »die Freundin meines Bruders ..., Monika«. ¹¹⁹ Zugleich berichtet er auch, dass Günter sich in Weißensee wegen seiner eleganten Garderobe »auf der Straße oft hämische Kritik anhören« musste. ¹²⁰ Während Günter also in Jürgen Litfins Charakterisierung als ungewöhnlich gut gekleideter, höflicher, heterosexueller Mann erscheint, verweisen die hämischen Kommentare, die er aufgrund seines Äußeren ertragen musste, auf die Fragilität dieses Bildes der heterosexuellen Männlichkeit und darauf, dass sich sein Bruder dessen durchaus bewusst war.

Am Tag nach der Erschießung Günter Litfins wurde Jürgen Litfin, der noch nicht wusste, was vorgefallen war, stundenlang von der Stasi verhört. ¹²¹ Die Vernehmer konfrontierten ihn mit zwei widersprüchlichen Theorien über seinen Bruder, die er beide als »Verleumdung« bezeichnet: dass Günter Litfin homosexuell gewesen sei und dass er eine Krankenschwester in der Charité sexuell belästigt habe. ¹²² Als Jürgen nach Hause zurückkam, fand er seine Mutter völlig verzweifelt vor. Die Wohnung war von Stasi-Mitarbeitern, die es nicht für nötig befunden hatten, ihr den Grund der Durchsuchung mitzuteilen, auf den Kopf gestellt und teilweise zerstört worden. Mutter und Bruder erfuhren erst am folgenden Tag von Günters Tod, als das West-Berliner Fernsehen darüber berichtete. Die Familie wurde dann gezwungen, über die Umstände von Günters Tod Stillschweigen zu bewahren.

Nach dem Fall der Mauer setzte sich Jürgen Litfin unermüdlich dafür ein, seinen Bruder zu rehabilitieren und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wie er in seiner Autobiografie berichtet. Er versuchte, mehr über die Vorgänge herauszufinden, die zum Tod seines Bruders geführt hatten, und insbesondere die Identität der Schützen in Erfahrung zu bringen. In diesem Zusammenhang geht er auch auf den Inhalt des Stasi-Berichts an Erich Honecker ein. Er erwähnt, dass darin die Familie für ihre CDU-Mitgliedschaft geschmäht wird, verschweigt aber die darin ebenfalls enthaltenen Verweise auf die angebliche Homosexualität des Bruders und seine Inhaftierung in West-Berlin. Im Nachdruck des Berichts, der dem Text beigelegt ist, sind die betreffenden Zeilen geschwärzt. ¹²³

Angesichts des traumatischen Zusammenhangs zwischen dem Tod seines Bruders und dessen bössartiger homophober Diffamierung durch den Staat ist es verständlich, dass Jürgen Litfin sämtliche Verweise auf Günter Litfins Homosexualität ausgeblendet hat. Das Ergebnis aber ist eine falsche Darstellung. Günter Litfin war nicht nur Katholik und politisch konservativ, sondern er liebte auch Männer. Sein mutiger Versuch, aus der DDR zu fliehen, war, wie ich meine, nicht nur durch seine politische Haltung und den Wunsch motiviert, seine erfolgreiche berufliche Karriere fortzusetzen, sondern auch durch das Bedürfnis, unter Freunden und Geliebten zu sein und an der queeren Öffentlichkeit West-Berlins teilzuhaben. Jürgen Litfins Weigerung, auch nur die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, dass sein Bruder homo- oder bisexuell war, ist zudem eine Fortschreibung genau der Homophobie, die in den DDR-Medien so unge-

hemmt zum Ausdruck kam. Offizielle Erinnerungsorte wie die »Chronik der Mauer« wiederum beteiligen sich durch die unkritische Übernahme dieser Erzählung an der Aufrechterhaltung des Schweigens, das queere Liebe als schamvoll kennzeichnet.

4 Hinter Gittern: Gefängnisse als queere Räume

Um 1950 verbüßte die Hundefriseurin Rita »Tommy« Thomas eine zehnmonatige Haftstrafe wegen unerlaubten Waffenbesitzes im Ost-Berliner Frauengefängnis Barnimstraße, nur wenige Minuten vom Alexanderplatz entfernt.¹ 2016 berichtete sie in einem Oral-History-Interview für das Archiv der anderen Erinnerungen:

»Und da kam ick gleich, tatütata, zur Keibelstraße gleich in Untersuchungshaft. Hm, Jugendstrafhaft. Jugendstrafe. Da bin ick denn na vier Wochen jeblieben, in 'ne Keibelstraße, und denn bin ick überführt zur Barnimstraße, Barnimstraße 10. Da war ein, äh ein Block oben, im zweiten oder im ersten Stock, ersten Stock da warn allet Jugendliche. Da war och eene dabei, die ihre Mutter umjebracht hat. Und naja, aber jugendlich noch, unter 18 alle, ja, oder gerade 18. Und da kam ick runter und die hatten gerade Freistunden, und die ham mich da unten jesehen und da ham die von oben jerufen: Hey, schick den Bubi zu uns nach oben. Ja, weil früher ham se immer jesacht Bubi und Mäuschen, wa. Und nja, ick musste ja nun, ob ick wollte oder nich. Dit war aber eine lustige Zeit. Dit war wie'n Kindergarten (schüttelt den Kopf). Da waren och hübsche Frauen drin. Und denn hatten wa Freistunde gehabt, und mit de eene hab ick mich gut verstanden, die, hamwa jesagt, wir feiern jetzt Verlobung hier. Un da war 't unjefähr so zeh'n, mehr war et nich, zeh'n oder zwölf, wir sind denn einjehakt in ne Freistunde rund rum jelaufen auf'n Hof, und die hinterher. Und da hamwa Verlobung jefeiert, aus Quatsch mehr, wa. Hm. Und die, naja die Wärter, die da warn, das da äh warn ock komisch, die eene, da ham se immer Spitznamen jegeben. Die eene, die eene Wärterin hatte so nen silbernen Zahn hier so im Mund, und da hm se jesacht zu der immer Blechzahnububi, ja, und die andere hieß Fräulein Fuchs. Nja, und denn äh war dit so, dass ich in ne Zelle, hm, naja, die wollten da immer knutschen und so, und det fand ick nich so jut. Ja, nee. Und da war ick zu dritt mit in ne Zelle, und da hab ick jesacht: Ick möchte ne Einzelzelle. Ja. Und denn ham se det jemacht, bin ick in ne Einzelzelle jekoom, ich wollte aber, ja. Und da hab ick dann jeschrieben. Ick hab nur jeschrieben. Da hat die jesacht, die eene Wärterin, ick bin wie Chopin, ja, sacht se.«²

In Tommys Erzählung zeigt sich das Gefängnis als ein von der Artikulation queerer Subjektivitäten geprägter Raum, als Schauplatz spielerischer wie übergriffiger intimer Beziehungen und als Raum für Introspektion und Kreativität – ein wahres »Zim-

mer für sich allein«. ³ Wie ich in diesem Kapitel zeigen werde, erscheinen in Ost- wie West-Berliner Quellen der 1950er und 1960er Jahre Frauengefängnisse als Räume, in denen queere Beziehungen gelebt wurden, in denen sich queere Subjektivitäten bildeten und sichtbar wurden. Eine ausführliche Beschäftigung mit Tommys Erinnerungen an das Gefängnis bildet die Einleitung zu dieser Argumentation.

Gleich nach ihrer Ankunft wird Tommy von anderen Gefangenen als »Bubi« bezeichnet; ein Ausdruck, der im Deutschen spätestens seit der Jahrhundertwende für maskulin auftretende, gleichgeschlechtlich begehrende Frauen verwendet wurde. Auch Historiker*innen der queeren Geschichte der 1920er Jahre berichten von aus »Bubis« und »Mädis« bzw. »Bubis« und »Damen« bestehenden geschlechterdifferenzierten lesbischen Paaren. ⁴ Indem sie Tommy als Bubi bezeichneten, identifizierten die anderen Gefangenen sie als queer und wiesen ihr innerhalb des Gefängnisses einen Raum zu: Zu »uns nach oben« solle man sie schicken, zu der Gruppe, die sie als eine der ihren beansprucht. Tommy geht nicht näher darauf ein, um was für eine Gruppe es sich hier handelte: ob sie ebenfalls aus Bubis bestand – was auf eine vergeschlechtlichte Organisation des Gefängnisraums hindeuten würde – oder ob sie sich aus Bubis und Mäuschen zusammensetzte – was für Sexualität als Ordnungsprinzip sprechen würde. Jedenfalls galten diese queeren Subjektivitäten nicht nur für die Gefangenen, sondern ebenso für zwei Wärterinnen, die die Spitznamen »Blechzahnbubi« und »Fräulein Fuchs« trugen.

In Tommys Erzählung bot das Gefängnis zudem Raum für verschiedene Arten von Beziehungen unter den Gefangenen. Die Inszenierung einer Verlobungsfeier zwischen Tommy und einer anderen Insassin, die in einer Mischung aus Spiel und Ernst in Anwesenheit und unter Beteiligung anderer Gefangener zelebriert wurde, demonstrierte zugleich die Handlungsfähigkeit der Gefangenen: Denn sie nutzten ihre Freizeit und den vergleichsweise offenen Raum des Gefängnishofs, um ihre eigene soziale Ordnung zu konstruieren. In ihrer Zelle hingegen war Tommy unerwünschten sexuellen Avancen ausgesetzt. Nachdem man sie auf eigenen Wunsch in eine Einzelzelle verlegte, wurde diese zu einem Raum der Reflektion. Die Wärterin verglich Tommys Kreativität mit der des Komponisten Chopin – ein Kompliment, auf das sie beim Erzählen Jahrzehnte später noch immer stolz ist. Angesichts der Tatsache, dass Tommy aus einer Arbeiterfamilie stammte, keine höhere Bildung über die Oberschule hinaus genossen hatte und ihren Lebensunterhalt als Hundefriseurin verdiente, nimmt ihr produktives Schreiben im Gefängnis innerhalb ihrer Biografie einen besonderen Platz ein. Die Einzelzelle und die Zeit abseits des Alltagslebens verschafften ihr Gelegenheit zum Nachdenken, die sie sonst wahrscheinlich nicht gehabt hätte. Das erklärt vielleicht, warum sie ihren Gefängnisaufenthalt als »lustige Zeit« bezeichnet – ein Urteil, das überraschen mag und das ich weiter unten noch genauer einordnen werde.

Tommys Erzählung zeigt Haftanstalten als Räume, in denen nicht-normative Geschlechter und gleichgeschlechtliche Beziehungen gelebt werden konnten. Ob die Ge-

fangenen bereits mit queeren Subjektivitäten dort ankamen oder ob sie diese erst dort ausbildeten, ob ihre Erfahrungen im Gefängnis nachhaltige Auswirkungen auf ihre sexuellen Subjektivitäten hatten – diese Fragen ziehen sich durch dieses Kapitel. Wie ich anhand von lebensgeschichtlichen Erzählungen sowie Verwaltungs- und Gefangenenakten zeigen werde, kann der Blick in die Gefängnisse queere Geschichten sichtbar machen, die insbesondere im deutschen Kontext bislang meist verborgen geblieben sind, wie etwa proletarische lesbische Beziehungen und trans Subjektivitäten in den 1950er und 1960er Jahren. Auf diese Weise trägt eine queergeschichtliche Analyse von Gefängnissen zu einer umfassenderen Geschichte der Unterdrückung und Resilienz von queeren Menschen bei, einer Geschichte, die die Intersektionalität von Geschlecht, Sexualität und Klasse sowie deren Auswirkungen auf die Alltagsleben queerer Menschen ernst nimmt. Auch wenn ich mich in diesem Kapitel hauptsächlich mit Frauengefängnissen befasse, darf nicht vergessen werden, dass Gefängnisse im Nachkriegsdeutschland, und zwar insbesondere im Westen, Schauplätze der massenhaften Kriminalisierung, Entwürdigung und Entrechtung von Männern war, die nach den § 175 und 175a verurteilt wurden – den Gesetzen, die Sex zwischen Männern sowie männliche Prostitution verboten. Aus diesem Grund enthält das Kapitel auch einen kurzen Exkurs zu queeren Männern in West-Berliner Gefängnissen.⁵

Im Folgenden umreiße ich zunächst die Historiografien zu Gefängnissen, Sex und Butch-Fem-Subjektivitäten. Anschließend analysiere ich Archivadokumente und Oral-History-Interviews zu Frauengefängnissen in Ost- und West-Berlin und zeige anhand dieser Quellen die ineinandergreifende Verflechtung von Praktiken (was Menschen taten), Subjektivitäten (wie sie verstanden, was sie taten und wer sie waren) und Diskursen (wie andere verstanden, was diese Menschen taten und wer sie waren, sowie die Auswirkungen dieser Einschätzungen). So will ich zu einem Verständnis des Gefängnisses gelangen, das einerseits queere Handlungsfähigkeit herausstellt, ohne dabei andererseits die durchaus realen Entbehrungen, Anfeindungen und die Gewalt, denen queere Gefangene ausgeliefert waren, außer Acht zu lassen.

Gefängnisse, Sex und Butch-Fem-Subjektivitäten

Als zentraler Akteur der von Michel Foucault so genannten »Normierungsgewalt« in modernen westlichen Gesellschaften ist das Gefängnis ein idealer Ort, um die Entstehung von Sexual- und Geschlechternormen und die Disziplinierung nicht-normativer Sexualitäten und Geschlechter zu untersuchen.⁶ Foucault vertrat die berühmte These, dass das moderne Gefängnis – neben Schulen, Armenhäusern und der Fürsorge – eine von zahlreichen Institutionen eines »KerkerSystems« sei, das »mit seinen Eingliederungs-, Verteilungs-, Überwachungs- und Beobachtungssystemen« Individuen diszipliniere und Abweichung produziere.⁷ Wie jedoch Regina Kunzel in *Criminal*

Intimacy, ihrer Geschichte der Sexualität und der Gefängnisse in den USA, bereits feststellte, wurde der Zusammenhang zwischen dem Karzeralen und dem Sexuellen bislang weder von der Sexual- noch der Gefängnisgeschichte hinreichend untersucht.⁸ Dabei eignet sich Kunzel zufolge das Gefängnis durch seine Lage an den Rändern der Gesellschaft besonders gut zur Betrachtung der Instabilitäten und Ängste, die die Gesamtgesellschaft strukturieren; zudem könnten Diskurse über Gefängnissex auch über die Konstruktion von Geschlechter- und Sexualitätsnormen Aufschluss geben. Kunzels These beruht auf ihrer Analyse soziologischer Studien über die Insass*innen von US-Gefängnissen Mitte des 20. Jahrhunderts. Dabei zeigt sie, dass die Autoren dieser Studien, insbesondere Donald Clemmer und Gresham Sykes, gleichgeschlechtliche Sexpraktiken und Beziehungen zwischen Gefangenen als »nachvollziehbare und kompensierende Reaktion auf die Entbehrungen der Haft« werteten und somit als folgenlos für die Stabilität der amerikanischen Heterosexualität im Allgemeinen.⁹ Es handele sich dabei lediglich um Instanzen »situativer« Homosexualität, erklärten sie, und nach ihrer Entlassung aus der Gefängnis-»Situation« kehrten die ehemaligen Gefangenen zur heterosexuellen Ordnung zurück.¹⁰ Zugleich aber täuschten die Beteuerungen der Soziologen nicht über deren eigene Erkenntnis hinweg, so Kunzel, dass der Gefängnissex das »Potenzial besitzt, die heterosexuelle Identität als fragil, instabil und ebenfalls situativ zu entlarven« und somit »das Gefüge der Heterosexualität in einem Schlüsselmoment seiner Konstruktion freizulegen«.¹¹

Die umfangreiche soziologische Forschung zu Gefängnisgesellschaften in den USA hat kein Äquivalent in Deutschland, wo Gefängnisse als soziale Räume bislang sowohl von der Soziologie als auch der Geschichte und der Sexualwissenschaft weitgehend ignoriert wurden.¹² Jüngere Veröffentlichungen zu Alltag und Sexualität in NS-Konzentrationslagern von Insa Eschebach und Anna Hájková haben erstmals gleichgeschlechtliche Sexualität zwischen Lagerhäftlingen sowie zwischen Häftlingen und Wärter*innen untersucht. Dabei lag der Schwerpunkt jedoch eher auf den Erscheinungsformen von Homophobie in den Lager-Gedenkstätten als auf den sexuellen und affektiven Praktiken in den Lagern selbst.¹³ Zudem war die Situation der Häftlinge in Konzentrationslagern wesentlich schlechter als die von Gefängnisinsass*innen in den beiden deutschen Staaten der Nachkriegszeit, da das Ziel der KZ-Internierung nicht die Bestrafung, sondern der Tod war. Wie ich noch zeigen werde, genossen die Gefangenen in den deutschen Nachkriegsgefängnissen bei ihren Haftbedingungen einen gewissen Verhandlungsspielraum. Da die Nachkriegsjahre von der von Dagmar Herzog so genannten »fragilen Heterosexualität« und einer »verzweifelten Suche nach Normalität« gekennzeichnet waren, könnten Verhandlungen über Sex in Gefängnissen besonders aufschlussreich für die Herstellung sexueller Normen im Deutschland dieser Zeit sein.¹⁴ Um auf Kunzels These zurückzukommen, waren auch in Deutschland die Nachkriegsjahre ein »Schlüsselmoment« in der Konstruktion des »Gefüges der Hetero-

sexualität«, und Vorstellungen über nicht-normative Sexualitäten waren entscheidende Bausteine dieses Gefüges.

Neben dem Gefängnissex als zentralem diskursivem Schauplatz der Konstruktion von Heterosexualität betrachtet Kunzel auch die Praktiken der Gefangenen bei der Konstruktion ihrer eigenen sexuellen und vergeschlechtlichten Identitäten sowie die Gegenwart von proletarischen queeren Subjektivitäten in Gefängnissen um die Jahrhundertmitte.¹⁵ »Die Insass*innen von Frauen- wie Männergefängnissen stammten überproportional aus der Arbeiterklasse, und auch die zunehmende Bedeutung von Butch-Fem-Dynamiken und von Geschlechtersignifikation wurde in Frauengefängnissen zu dieser Zeit erstmals sichtbar«, so Kunzel.¹⁶ Sie zitiert ebenfalls aus Elizabeth Kennedys und Madeline Davis' Oral-History-Studie zur Butch-Fem-Subkultur in Buffalo *Boots of Leather, Slippers of Gold*.¹⁷ Wenngleich ich dieses bahnbrechende Werk bereits im Zusammenhang mit Tommys Fotografien lesbischer Geselligkeit in Ost-Berlin in Kapitel 1 zitiert habe, verdient Kennedys und Davis' These zur politischen Bedeutung von Butch-Fem-Subjektivitäten auch an dieser Stelle noch einmal genauere Betrachtung:

»Butches widersetzten sich den Konventionen, indem sie sich das männliche Privileg im Auftreten wie in der Sexualität aneigneten, und empörten gemeinsam mit ihren Fems die Gesellschaft, indem sie eine romantische und sexuelle Einheit bildeten, in der Frauen nicht unter männlicher Kontrolle standen. Zu einer Zeit, in der sich in lesbischen Gemeinschaften Solidarität und Bewusstsein entwickelten, aber noch keine politischen Gruppen gebildet hatten, waren Butch-Fem-Rollen die wichtigste Struktur zur Organisation gegen die heterosexuelle Dominanz. Sie waren die zentrale vopolitische Form des Widerstands.«¹⁸

Kennedy und Davis liefern hier eine alternative Lesart der lesbischen und schwulen US-Geschichte, indem sie das Narrativ, die einzige schwul-lesbische Politik vor Stonewall sei der auf Respektabilität beruhende Ansatz der Homophilen-Bewegung gewesen, in Frage stellen. In meiner Analyse der deutschen Gefangenenakten und Oral-History-Zeugnisse achte ich dementsprechend besonders auf vergeschlechtlichte Performances und ihre Verbalisierungen, wie etwa Tommys Bezeichnung als »Bubi« im Ost-Berliner Gefängnis. Damit will ich zeigen, dass auch in Deutschland die Selbstdarstellungspraktiken von Butch und Fem ein zentraler Aspekt der Bildung queerer Gemeinschaften war, und zwar nicht nur unter den Bedingungen der Haft, sondern auch ganz allgemein während der äußerst homophoben 1950er und 1960er Jahre.

Exkurs: Queere Männer in West-Berliner Gefängnissen

Weil nur Sex zwischen Männern per Gesetz verboten war, betraf die Inhaftierung als Strafe für queeren Sex nur diejenigen, die vor dem Gesetz als Männer galten. Dazu gehörten, wie in vorhergehenden Kapiteln gezeigt, auch trans Frauen, die als »Transvestiten« eingestuft wurden. Orest Kapp und Klaus Born kommen in ihren Oral-History-Interviews auf bestimmte Erfahrungen queerer Männer in Gefängnissen zu sprechen, die eine eingehendere Untersuchung verdienen, vor allem da ein Gefängnisaufenthalt im Leben vieler queerer Männer eine Rolle spielte.

Es gibt keine Statistik darüber, wie viele queere Berliner in den Nachkriegsjahren eine Gefängnisstrafe nach dem § 175 verbüßten.¹⁹ Nach Angaben des Historikers Jens Dobler ermittelte die Polizei in Ost und West jedoch allein zwischen 1945 und 1948 gegen 758 Männer nach dem § 175.²⁰ Statistiken über das Strafmaß, das zwischen 1950 und 1969 in Westdeutschland wegen entsprechender Verstöße verhängt wurde, zeigen, dass dort drei Viertel der Verurteilten eine Gefängnisstrafe erhielten.²¹ Da in Westdeutschland die Strafverfolgung nach § 175 im Laufe der 1950er und 1960er Jahre drastisch verschärft wurde, ist davon auszugehen, dass bis zur Strafrechtsreform von 1969 tausende Männer in West-Berliner Gefängnissen inhaftiert waren, weil sie Sex mit anderen Männern gehabt hatten. In Ost-Berlin lagen die Zahlen vermutlich deutlich niedriger. Lückenhafte Statistiken weisen zwischen 1949 und 1959 mindestens 202 nach § 175 und 175a verurteilte Männer und männliche Jugendliche aus.²² Doch wie in Kapitel 3 bereits gezeigt, wurden in der DDR die Gesetze, die sich gegen »Asoziale« richteten, möglicherweise auch gegen queere Personen eingesetzt. Die Ost-Berliner Männergefängnisse wären daher als wichtige Schauplätze für queere Männer eine eingehende Untersuchung wert.

Orest Kapp, dessen mühsamer Prozesses des Erlernens normativer Männlichkeit in Kapitel 3 zur Sprache kam, wurde Ende der 1950er Jahre, im Alter von siebzehn Jahren, von der West-Berliner Polizei »mit dem Freund zusammen überrascht«.²³ Im Interview erläutert er nicht näher, wobei sie überrascht wurden; da er jedoch wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses und nach § 175 verhaftet wurde, ist davon auszugehen, dass er und sein Freund Sex an einem öffentlichen Ort hatten. Kapp wurde letzten Endes zwar nicht verurteilt, verbrachte aber drei Monate in Untersuchungshaft. Er habe sich »geschämt im Gefängnis zu sein, vor allen Dingen als Homosexueller«, und anderen erzählt, er sei inhaftiert worden, weil er »irgendwas Kriminelles getan« habe.²⁴ In der Untersuchungshaft hatte er »Sex gegen Sicherheit«²⁵, wie er im Interview berichtet:

»Interviewerin:

Hatten Sie Probleme in der Untersuchungshaft?

Orest Kapp:

Äh, Gott sei Dank nicht, denn der Boss von der Zelle, wo ich war, äh, war eben der Boss, und der hat mich unter seine Fittiche genommen, sagen wir mal so ausgedrückt, ja. Ich war also sein Sex-Partner. Aber dafür bin ich von den anderen verschont geblieben.«²⁶

Durch die Inhaftierung wegen einvernehmlichem Sex mit einem Freund brachte der Staat den Teenager Orest Kapp also in eine Situation, in der er die Wahl hatte, der Sex-Partner des Zellen-»Boss« zu sein oder sich den Annäherungsversuchen der anderen Gefangenen auszusetzen.

Die in Kapitel 2 erwähnte Verhaftung des 22-jährigen Klaus Born während seiner ersten sexuellen Begegnung in West-Berlin 1969, mit einem Mann, den er in der Nähe des Bahnhofs Zoo kennengelernt hatte, führte ihn ebenfalls in Untersuchungshaft. Seine Erfahrungen dort waren jedoch ganz andere als die von Orest Kapp. Born kam in eine Einzelzelle und durfte keinerlei Kontakt mit anderen Gefangenen haben. Im Oral-History-Interview berichtet er von den Entbehrungen des Gefängnislebens:

»Und dann in der obersten Etage hab ich dann mein Zimmer gehabt. Eine so genannte Einzelzelle. Es war nichts drin. Es war nur das Bett, ein Tisch, ein Stühlchen und das Plumpsklosett. Und das war's. Und 'n bisschen Wasser da. ((einatmen)) ... Jetzt hab ich dadrin gesessen. Eine Woche. Zwei Wochen. Drei Wochen. Das waren bestimmt (beinahe?) sieben / ich würde sagen: Sieben, acht Wochen. Wie lang das jetzt genau war? Ich weiß es nicht. ((einatmen)) ... Und in der Zeit wo ich dadrin war. Ich habe keine Musik gehabt. Ich hab nichts zu lesen gehabt. Ich hab nichts zu schreiben gehabt. Nichts. Ich durfte auch nichts machen. Es war wie ein / wie sagt man das? Ähm, äh, war 'ne Einzelhaft. ... Dat Einzigeste was ich machen durfte. Ich durfte jeden Tag zehn Minuten. Mit zwei Mann. Einer vorne. Einer hinten. Einen bestimmten Abstand. Zum Ausgang. Und zwar einen Rundgang machen. Unten. Und dann durft' ich wieder rauf. Ich durfte aber nicht zu nah an die zwei kommen. Ich hätte die ja anstecken können. Das sie schwul werden. Nich?«²⁷

Im Transkript werden Klaus Borns wiederholte Atempausen festgehalten, die häufigen Punkte am Satzende kennzeichnen seine abgehackte Erzählweise. Beides deutet darauf hin, dass es ihm schwerfällt, diese Erinnerungen wiederzugeben. Er zählt auf, was er alles nicht hatte (Musik, etwas zu lesen oder schreiben), um zu verdeutlichen, wie sehr er in der Einzelhaft unter dem Mangel an Beschäftigung und Kontakt litt. Der einzige Kontakt, den er beschreibt, findet in der Hofpause statt, wobei er einen Mindestabstand zwischen ihm und den vor bzw. hinter ihm gehenden Männern, seien es nun Wärter oder andere Häftlinge, einhalten musste. Sarkastisch liefert Born eine pathologisierende Begründung für diesen Abstand, die wahrscheinlich

auch der Grund für seine Einzelhaft war: Man muss ihn wohl für ansteckend gehalten haben.

Im weiteren Verlauf beschreibt Klaus Born, wie er sich diese pathologisierende Sprache aneignete und aus seinem Gerichtsprozess, der als beschämendes Spektakel gedacht war, ein unverhohlenes Bekenntnis zum Sex zwischen Männern machte.

»Und dann kam auf Mal, das mit der Verhandlung. Dann sagte ich zu dem ... Warum komm ich denn dann zur Verhandlung? Ich mach' die doch alle krank. Die werden doch jetzt alle krank, wenn ich da oben hinkomme. Da nicht. Da is' ein Gericht. Das verurteilt dich ja. Achso. Hmm. Naja, jedenfalls ... Jetzt sitz ich da auf der Anklagebank. Dann kuck ich so nach hinten. Das war'n großer Raum. Dann kommen zwei Schulklassen da rein. In den zwei Schulklassen, das waren so junge Leute. Die durften sich das anhören auf Grund deswegen, damit sie nicht krank werden. Ja? Damit sie wissen, wie das is', wenn man schwules Leben führt. Wenn man den Paragraphen 175 anwendet. Also durchzieht. Ja. Dann durften sie sich das alles anhören. Ich hab denen dat brühwarm erklärt, was wir gemacht haben und wie dat so schön war, auch. Ich hab gesagt: Es war wunderbar. Und dann kommen auf Male die Lampen da und dann werden wir dabei be- / ge-, gestört. Das hat die wahrscheinlich auch nich gepasst.«²⁸

In diesem Teil seiner Erzählung erscheint Klaus Born stark und selbstbewusst. Er ist sich der Versuche, ihn zu pathologisieren, bewusst, lässt sich davon aber nicht beirren. Stattdessen demonstriert er durch seine naive Frage, ob er durch seine Anwesenheit beim Prozess nicht etwa die anderen Anwesenden »krank« machen werde, die Absurdität der Vorstellung, seine Homosexualität könne ansteckend sein. Als er begreift, dass während seines Prozesses Schulklassen im Publikum anwesend sind, nutzt er den Gerichtssaal, der ihn als schändlichen Kriminellen zeigen sollte, als Bühne. Er »erklärt« den Schüler*innen, was er und der andere Mann gemacht haben und wie »wunderbar« es sich angefühlt hat. In seiner Nacherzählung der Ereignisse vor Gericht sind es nicht er und sein Sexpartner, die die staatliche Ordnung stören, sondern vielmehr der Staat, der eine »wunderbare« Begegnung zwischen zwei Menschen stört. So wendet Klaus Born in seiner Erzählung Jahrzehnte nach seinem Prozess rhetorisch die Waffen des Staates gegen diesen selbst.

Frauengefängnisse in Ost- und West-Berlin: Kriminologische Konzepte und Strafvollzugspraxis in der Nachkriegszeit

Unterschiedliche Strategien im Umgang mit der NS-Vergangenheit und miteinander konkurrierende Zukunftsentwürfe führten dazu, dass sich in der DDR und der BRD unterschiedliche Konzepte des Strafrechts und Strafvollzugs entwickelten. Nach

Kriegsende entsprach das Strafrecht nahezu dem Reichsstrafgesetz von 1871. Der Zweck der Bestrafung bestand in der Vergeltung des begangenen Verbrechens.²⁹ Im Westen waren die Nachkriegsjahre von NS-Kontinuitäten im kriminologischen Denken und Strafvollzugspraxis sowie einem allmählich einsetzenden Liberalisierungsprozess gekennzeichnet. Zunächst blieb der biologische Determinismus unmittelbar nach dem Nationalsozialismus die vorherrschende Theorie zur Erklärung von Kriminalität.³⁰ Doch im Laufe der 1950er Jahre etablierte sich unter dem Einfluss der westlichen Besatzungsmächte ein zunehmend liberaleres Verständnis von Kriminalität, in dem Umwelteinflüsse stärker bewertet wurden.³¹ Infolgedessen trat die Resozialisierung der Straftäter*innen immer stärker in den Vordergrund.

In der Praxis behielten jedoch viele westdeutsche Bundesländer die NS-Vorschriften für Gefangene mit nur geringfügigen Änderungen bei. Zudem gab es beim Strafvollzugspersonal, von hochrangigen Beamt*innen in den Ministerien über Gefängnisdirektor*innen und Seelsorger*innen bis hin zu Wärter*innen, erhebliche Kontinuitäten zur NS-Zeit.³² Viele derjenigen, die unmittelbar mit den Gefangenen zu tun hatten, glaubten nicht an Resozialisierung. Wie Greg Eghigian feststellte, vollzogen sich Gefängnisreformen in Westdeutschland von oben nach unten; sie wurden »konzipiert und durchgeführt von akademischen Expert*innen, langjährigen Verwaltungsbeamten und Bundespolitiker*innen, die eindeutig und wissentlich gegen die allgemeine Haltung der meisten Gefängnisbediensteten und der Bevölkerung handelten.«³³ Auch wenn den Gefangenen schrittweise mehr Rechte eingeräumt wurden und 1962 eine neue Bundeseinheitliche Straf- und Vollzugsordnung in Kraft trat, stellte diese die Vergeltung weiterhin über die Resozialisierung. Erst 1976 wurde die Resozialisierung – neben dem Schutz der Bevölkerung vor zukünftigen Verbrechen – im neuen Strafvollzugsgesetz zum ausdrücklichen Ziel des Strafvollzugs erklärt.³⁴

In Ostdeutschland vollzog man durch die Entfernung ehemaliger NSDAP-Mitglieder aus allen staatlichen Ämtern einen radikaleren Bruch mit der NS-Zeit. Sämtliche Nazi-Richter*innen und -Gefängnisangestellte wurde entlassen.³⁵ Das Gesetz, und somit auch der Strafvollzug, dienten nunmehr dem Ziel, den Sozialismus aufzubauen. Das Gesetz sollte also die Ostdeutschen für Verhaltensweisen bestrafen, die im Widerspruch zum sozialistischen Staat und der sozialistischen Gesellschaft standen.³⁶ Trotz des erklärten Ziels der Abkehr von der NS-Ideologie wich die Strafvollzugspraxis während des gesamten Bestehens der DDR stark von der offiziellen Politik ab. Zwar setzten die ostdeutschen Behörden zunächst Expert*innen ein, die führend an der Strafvollzugsreform während der Weimarer Republik beteiligt gewesen waren, entließ sie aber nach kurzer Zeit wieder.³⁷ 1951 wurde die Verantwortlichkeit für den Strafvollzug der Justiz entzogen und dem Innenministerium und der Polizei unterstellt, »den skrupellosesten Stützen des neuen Regimes«, wie Nikolaus Wachsmann bemerkt.³⁸ Ein Grund für diesen Wandel war die wachsende Zahl politischer Gefangener.³⁹ Die Haft-

bedingungen in ostdeutschen Gefängnissen waren erbärmlich, insbesondere Anfang der 1950er Jahre, und ab Mitte der 1950er Jahre waren die Gefängnisse regelmäßig überfüllt. Zudem mangelte es an qualifiziertem Personal.⁴⁰ Ende der 1950er Jahre wich die ostdeutsche Skepsis gegenüber resozialisierenden Strafvollzugsmaßnahmen einem Optimismus hinsichtlich des Potenzials der Sozialwissenschaften, verurteilte Straftäter*innen zu »sozialistischen Persönlichkeiten« umzubilden, zu Bürger*innen, die sich an die neuen staatlichen Verhaltensregeln des Alltags, wie etwa »Anstand und Disziplin« halten würden.⁴¹ Mit der Entspannungsphase des Kalten Kriegs in den 1970er Jahren griff die ostdeutsche Strafrechtswissenschaft auch internationale Entwicklungen in der Strafvollzugstheorie auf. Doch wie Eghigian gezeigt hat, kamen die Veränderungen in der Praxis wesentlich langsamer an. Aufgrund des Personalmangels sowie der schlechten Ausbildung des Vollzugspersonals lag der Schwerpunkt des Strafvollzugs weiterhin darauf, »Gefangene zur Arbeit anzuhalten und für Ordnung zu sorgen«. Verstöße gegen die Gefängnisregeln wurden von den Wärter*innen als »Beweis für charakterliche Schwächen der Gefangenen« bewertet.⁴²

Diese divergierenden Entwicklungen lassen sich auch im Strafvollzugssystem Berlins beobachten. 1945 gelangten die Gefängnisse unter die Kontrolle der sowjetischen Besatzungstruppen, auch das Frauengefängnis in der Barnimstraße 10.⁴³ Während der NS-Zeit waren hier sowohl Hilde Radusch als auch Eva Siewert inhaftiert gewesen – Radusch als Kommunistin, Siewert für antifaschistische Witze. Infolge der Berlin-Krise von 1948 wurde die Stadt politisch in einen Ost- und einen Westteil aufgespalten, aus denen sich allmählich zwei getrennte administrative, wirtschaftliche und kulturelle Einheiten entwickelten; ein Prozess, der erst mit dem Bau der Berliner Mauer 1961 zum Abschluss kam.⁴⁴ Das Strafvollzugssystem der Stadt wurde 1949 geteilt. Von nun an durften in West-Berlin lebende Gefängnisangestellte Ost-Berlin nicht mehr betreten. Gefangene, die ursprünglich in dem Teil Berlins gelebt hatten, der nun Westen war, wurden in Gefängnisse im Westen verlegt.⁴⁵ In Ost-Berlin führte die neue Gerichtsbarkeit Ende der 1940er Jahre Strafvollzugsreformen durch, die den Alltag hinter Gittern erleichtern und den Gefangenen mehr Kontrolle über ihre Inhaftierung verschaffen sollten, wie etwa die Einführung von Gefangenenräten und die Möglichkeit, an Kultur- und Bildungsveranstaltungen teilzunehmen.⁴⁶ Diese Liberalisierungsbestrebungen endeten unmittelbar mit der Übernahme des ostdeutschen Strafvollzugssystems durch die Polizei 1951. Resozialisierende Ansätze des Strafvollzugs wurden zugunsten eines eher autoritären, militaristischen Regimes verdrängt.⁴⁷

In West-Berlin wurde das ehemalige Militärgefängnis in Moabit, einem Arbeiterbezirk nordwestlich des historischen Stadtzentrums, 1949 in ein Frauengefängnis umgewandelt, nachdem es kurzzeitig zur Unterbringung von Flüchtlingen gedient hatte.⁴⁸ Das Gebäude aus der Zeit der Jahrhundertwende hatte im Krieg nur geringe Schäden davongetragen, war aber auch seit Jahrzehnten nicht mehr modernisiert worden. So

gab es beispielsweise noch bis 1964 in den Zellen keine Toiletten, sondern nur Eimer.⁴⁹ In dem Gebäudekomplex wurden die weiblichen Gefangenen der Stadt untergebracht, bis 1985 eine neue Einrichtung in Plötzensee im Norden Berlins eröffnet wurde.

Queere Beziehungen und Subjektivitäten im Ost-Berliner Frauengefängnis

Das Kapitel 4 eröffnete mit den Erinnerungen der Ost-Berliner Hundefriseurin Rita »Tommy« Thomas an ihre zehnmonatige Haft im Jugendtrakt des Frauengefängnisses Barnimstraße 10. In ihrem Oral-History-Interview beschreibt sie das Gefängnis als einen Raum des Spiels und der Ungestörtheit: ein »Kindergarten« voller »hübscher Frauen«, wo »aus Quatsch« Verlobungen gefeiert wurden und ein junger Mensch aus der Arbeiterklasse mit einem Genie wie Chopin verglichen werden konnte. Tommys Inhaftierung im Barnimstraßen-Gefängnis um 1950 herum fiel wahrscheinlich in eine relativ günstige Zeit: Die schlimmsten materiellen Entbehrungen der Nachkriegsjahre waren überwunden, das Gefängnis nicht mehr mit Frauen überfüllt, die wegen Bagatelldelikten, Prostitution und anderen Nachkriegsdelikten einsaßen, und die sozialistischen Behörden experimentierten mit neuen, liberaleren Ansätzen in der Strafjustiz.⁵⁰ Es war eine Zwischenzeit, in der das Chaos, die Ungewissheit und die Offenheit der Nachkriegsjahre sich noch nicht vollends zur Artikulation der sozialistischen Moral und dem sexuellen Konservatismus der frühen DDR-Jahre verfestigt hatten.⁵¹ Da eine neue Normalität noch nicht definiert war, war das Gefängnis als Institution der Normalisierung wenig wirkungsvoll. Diese Umstände trugen wahrscheinlich dazu bei, dass Tommy im Barnimstraßen-Gefängnis so eine »lustige Zeit« erlebte.

Während des Interviews wurde Tommy über ihren Gebrauch der Begriffe »Bubi« und »Mäuschen« befragt:

»Interviewer*in:

Du hast gerade gesagt, dass es damals immer hieß, Bubi und Mäuschen.

Rita Thomas:

Ja, ja, dit war so, et jab ja vor uns schon viele und ick mal jemand je- kennengelernt, die war, die die hat mir dit erzählt, die sagt: Dit is 'ne schwere Zeit, wenn du da äh reinkommst, ick war och mal Mäuschen. Da sag ick: Wat ist dit. Und da sagt se: Naja, Mäuschen is die Frau und Bubi, naja, der Kerl, der kleene Kerl. Und daher weeiß ick dit, ja, Bubi.

Interviewer*in:

Und gab's immer die Kombination Bubi und Mäuschen oder gab's auch äh Kombination aus, also dass Mäuschen mit Mäuschen zusammen war oder Bubi mit Bubi?

Rita Thomas:

Jaja, jaja, ja.

Interviewer*in:

Gab's auch?

Rita Thomas:

Jaja, it jab auch, da hat man dit nich so mitjekriecht. Und meisst so die so 'n bisschen streng warn, früher warn die ja wirklich also auseinanderzuhalten, ziemli- dit hat man jemerkt, dit hat man einfach jemerkt, ziemlich. Naja, die hatten denn kurze Haare, ick hatte so 'ne Elvis-Frisur immer, mit so bisschen hier länger (zeigt auf ihre rechte und linke Kopfseite, Richtung Ohren), und hinten 'n Schwalbenschwanz. Und da hab ick mir 'n Anzug machen lassen. Habick mir Stoff jekauft, hm, 'n Anzug machen lassen, nach Maß. Und da hab ich ja auf Bildern, 'nen Trenchcoat hat ick meistens an, sonntags, in de Woche musst ick ja arbeiten, da jing et nich, oder. So.«⁵²

In diesem Ausschnitt aus Tommys Erzählung fallen gleich mehrere Punkte ins Auge. Tommy lernte die Begriffe »Bubi« und »Mäuschen« von einer anderen Frau, die sie auch vor der ihr bevorstehenden »schweren Zeit« warnte. Da Tommys Ausführungen darüber, was ein Bubi war, vom Gefängniskontext zu ihrem Alltagsleben in Berlin zurückzuschweifen, ist nicht ganz klar, worauf die andere Frau sich mit »wenn du da ... reinkommst« bezog: Meinte sie das Gefängnis und die vergeschlechtlichte Organisation der Gefängnis-Subkultur in Bubis und Mäuschen? Oder meinte sie die Ausprägungen weiblicher Femininität und Maskulinität in der lesbischen Subkultur allgemein? Da es sich bei beiden Begriffen um Diminutive handelt, beziehen sie sich womöglich in erster Linie auf junge Menschen, eine Möglichkeit, die auch in der Erklärung, ein Bubi sei »der kleene Kerl«, mitschwingt. Tommy liefert hier überdies ein Beispiel für die Selbstinszenierung von Butches um die Mitte des Jahrhunderts: kurzes Haar, zurückgekämmt und mit Kotletten, dazu ein maßgeschneiderter Anzug und ein Trenchcoat. Ihr Verweis auf Elvis ist zwar anachronistisch, aber die Frisur war bei jungen Deutschen auch schon vor seiner Zeit beliebt. Höchstwahrscheinlich orientierte sich Tommys Maskulinität an den proletarischen Männern in ihrem Umfeld und an Männlichkeitsdarstellungen in Hollywood-Filmen, die sie in den West-Berliner Kinos sah. Ein 1951 aufgenommenes Bild zeigt Tommy mit ernster Miene, das Haar zurückgekämmt, sie trägt ein Hemd unter einer hellen Fliegerjacke, dazu eine lange Hose mit weitem Bein und klobige Lederschuhe (Abbildung 4.1).⁵³

Hinweise auf queere Subjektivitäten und Beziehungen im Barnimstraßen-Gefängnis finden sich jedoch nicht nur in Tommys Erzählungen, sondern auch in offiziellen Dokumenten. In Gefängnisberichten wurden in den 1950er und 1960er Jahren queerer



Abb. 4.1: Rita »Tommy« Thomas, 1951.
Sammlung Rita »Tommy« Thomas,
Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin.

Sex und queere Subjektivitäten als Beleg für Unmoral und Abweichung vermerkt, die im Konflikt mit der Norm des »anständigen«, produktiven, heterosexuellen sozialistischen Menschen in der frühen DDR standen.⁵⁴ Ein von der Strafvollzugsabteilung innerhalb der Polizei verfasster Quartalsbericht aus dem Jahr 1954 erwähnt »eine größere Gruppe lesbisch veranlagter Genossinnen«, die man »infolge des akuten Personalmangels« nicht entlassen könne.⁵⁵ Ein Jahr darauf vermeldet ein weiterer Quartalsbericht die Entlassung von fünf Gefängniswärterinnen aus der Barnimstraße »infolge ihrer Beziehungen lesbischer Art mit Strafgefangenen«.⁵⁶ Die Verfasser*innen des Berichts werten diese Vorkommnisse als »Ausdruck der klassengegnerischen Tätigkeit in unseren SV-Dienststellen«.⁵⁷ Ich schliesse mich Claudia von Gélieu an, dass offen bleiben muss, ob in diesen Fällen die Homosexualität der wahre Grund für die Entlassung war oder diese zur Kennzeichnung unliebsamer Angestellter diente, die man für politisch unzuverlässig hielt.⁵⁸ So oder so konnten Beziehungen zwischen Wärterinnen und Gefangenen nicht geduldet werden, denn sie überschritten die Grenze zwischen kriminell und normal und destabilisierten damit die Gefängnisordnung.

Mitte der 1960er Jahre kamen in das Barnimstraßen-Gefängnis vermehrt Frauen, die als Arbeitserziehungspflichtige nach § 249 des neuen Strafgesetzbuchs inhaftiert waren. Unter diesem Abschnitt regelte die DDR die Kriminalisierung von »arbeits-

scheuen« Bürger*innen und Prostituierten; zwei Gruppen, die das Regime als »Asoziale« einstuft.⁵⁹ Auch wenn die Einführung eines offiziellen Gesetzes gegen Asozialität ein Novum des sozialistischen Staates darstellte, war der Begriff an sich keineswegs neu. Er war seit dem Ende des 19. Jahrhunderts als negative Bezeichnung für Menschen im Umlauf, die gegen verschiedene soziale Normen verstießen, und hatte in den Fürsorgediskursen während der Weimarer Republik an Bedeutung gewonnen.⁶⁰ Im Nationalsozialismus wurden Menschen, die nicht arbeiteten oder die »wiederholt und gewohnheitsmäßig geringfügige Gesetzesübertretungen begingen«, wozu auch Prostituierte gehörten, als »Asoziale« verfolgt.⁶¹ Ab 1942 wurden sie zur »Vernichtung durch Arbeit« aus den Gefängnissen in Konzentrationslager verlegt. In den Lagern standen die als »Asoziale« gekennzeichneten Häftlinge in der Gefangenenhierarchie weit unten und wurden von den anderen Häftlingsgruppen weiter ausgegrenzt.⁶² Insa Eschebach hat nachgewiesen, dass Überlebende des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück auch Lesbischsein mit »Asozialität« in Verbindung brachten und lesbisches Verhalten in ihren Erinnerungen ausschließlich den »asozialen« und »kriminellen« Gefangenen zuschrieben.⁶³

In Berichten über das Barnimstraßen-Gefängnis aus den Jahren 1966 bis 1968 brachte die Polizei wiederholt lesbische Beziehungen mit der Störung der »Erziehungsarbeit« des Gefängnisses in Verbindung.⁶⁴ In den von der Anstaltsleitung oder der Vollzugsgeschäftsstelle verfassten Berichten geht es um die »Erfüllung der Hauptaufgaben des Dienstzweiges Strafvollzug« sowie die »Durchsetzung einer straffen Disziplin und Ordnung«.⁶⁵ Die Verfasser*innen beklagten den »Hang eines nicht kleinen Teils der AE [Arbeitserziehungspflichtigen] zur lesbischen Liebe«. Dies äußere »sich darin, daß ein Teil der AE ›männlich‹ in Erscheinung zu treten versucht und sich durch Rowdytum und Randalieren in den Mittelpunkt des Interesses der AE zu rücken versucht«.⁶⁶ Wie genau diese Gefangenen versuchten, »›männlich‹ in Erscheinung zu treten«, wird an dieser Stelle nicht näher erläutert; ob sie etwa eine weibliche Maskulinität durch Frisuren oder Veränderung der Gefängniskleidung verkörperten, männliche Namen annahmen oder Teil von Butch-Fem-Paaren waren. Dafür wird jedoch betont, dass die »lesbische Liebe« schädliche Auswirkungen auf die »Erziehungsarbeit« des Gefängnisses habe und die Arbeitsmoral nicht nur der Arbeitserziehungspflichtigen, sondern auch der anderen Gefangenen und der Untersuchungshäftlinge beeinträchtige.⁶⁷ Im Jahresbericht heißt es, dass in der Barnimstraße »die Lage, die durch die Umstellungen von Strafgefangenen auf Arbeitspflichtige entstanden war, gelungen ist im wesentlichen zu normalisieren«, dass jedoch »die Ordnung und die Erziehungsarbeit mit den Arbeitspflichtigen durch eine Reihe von Erscheinungen der lesbischen Liebe negativ beeinträchtigt« werde und »besondere Überlegungen« darüber notwendig seien, »wie und mit welchen Mitteln diese Erscheinung eingedämmt und zurückgedrängt werden kann«.⁶⁸ Ein Bericht vom Februar 1967 über die »Durchsetzung straffer Disziplin

und Ordnung« verortete »[d]en weitaus größten Anteil für die Motive und Gründe bei Verstößen gegen die Disziplin und Ordnung« bei den »verbreiteten lesbischen Beziehungen sowie de[m] Klatsch und Zank unter den AE«. ⁶⁹ Anstatt ihre Freizeit »zum Beschäftigen mit der Presse und schöngestiger Literatur« zu nutzen, seien sie »nur daran interessiert, illegale Verbindungen zu knüpfen und niveaulose Gespräche, meistens über Liebesaffären in der schmutzigsten Weise, zu führen«. Wenn sich AE an einem der bestehenden Freizeitangebote für die Inhaftierten beteiligten, dann nur,

»um Freundschaften zu schließen bzw. ihre Verbindungen besser ausnutzen zu können. Diese sogenannten ›reinen‹ Freundschaften führen in starkem Maße sehr oft zu ausgedehnten Kassibereien mit Bekleidungsstücken und Briefen. Es tritt besonders verstärkt auf, daß die AE mit Einkaufsbeschränkung von anderen mit Rauchwaren und Lebensmitteln versorgt werden, obwohl sie wissen, daß es verboten ist und sie dann ebenfalls disziplinarisch zur Rechenschaft gezogen werden.« ⁷⁰

In diesem Zitat erscheinen lesbische Beziehungen zwischen Gefangenen als Akte des Widerstands gegen die Funktion des Gefängnisses, die Inhaftierten mittels Erziehung durch Arbeit zu disziplinieren. Sexualität (der sexuelle Inhalt von Gesprächen und Briefen wird in den Berichten durch die Adjektive »primitiv« und »schmutzig« angezeigt) diente als alternative Form der Freizeitgestaltung im Gefängnis und als Subversion des institutionellen Erziehungsauftrags. Das Zitat verdeutlicht auch die ökonomische Solidarität unter Gefangenen: Diejenigen, die Lebensmittel und Tabak kaufen durften, teilten mit anderen, die dies nicht durften. Neben solchen Solidaritätsbezeugungen vermerkte die Strafvollzugsverwaltung auch Fälle, in denen Gefangene andere denunzierten. Die »Jahreseinschätzung der Eingaben inhaftierter Personen« zählt »3 Beschwerden von Arbeitserziehungspflichtigen über andere Arbeitserziehungspflichtige, die durch die lesbischen Beziehungen den Arbeitsablauf und die Disziplin störten«. ⁷¹ Diese Frauen wurden in andere Arbeitskommandos verlegt oder zeitweilig isoliert.

Beatrice Kühne, eine ehemalige Insassin im Barnimstraßen-Gefängnis, die von Claudia von Gélieu interviewt wurde, erinnerte sich an lesbische Beziehungen zwischen anderen Gefangenen. Ihre Aussage belegt nicht nur, wie Gefangene die Verbote solcher Beziehungen unterliefen, sondern auch, welche politische Relevanz das offene Ausleben einer lesbischen Lebensweise in der DDR allgemein hatte. Kühne selbst war 1970 bis 1971 aufgrund ihrer Fluchtpläne aus der DDR in der Barnimstraße inhaftiert.

»Gélieu:

Nach anderen Angaben sollen sehr viele Prostituierte und »Asoziale« in der Barnimstraße inhaftiert gewesen sein. Stimmt das?

Kühne:

Das weiß ich nicht. Aber Sex spielte schon eine Rolle. Selbstbefriedigung wurde stillschweigend unter den Häftlingen toleriert. Und es gab lesbische Beziehungen. Ich war mit einer Kriminellen zusammen [in der Zelle], die hatte einen festen Freund, eine Frau. Das war bekannt. In einer gemeinsamen Zelle hatten sie sich verliebt, waren aber ganz schnell getrennt worden. Das war dann das Superdrama. Sie trafen sich heimlich, tauschten Geschenke aus. Unter den Gefangenen war das Konsens. Das gab's häufig, glaube ich. Konkret weiß ich es nur von dieser Frau, einer sehr hübschen, rebellischen Frau. Sie hat das ganz offen gelebt. Zu DDR-Zeiten nicht ganz selbstverständlich. In gewisser Weise war sie auch eine Oppositionelle.«⁷²

Kühne zufolge wurden lesbische Beziehungen von der Gefängnisverwaltung nicht geduldet, von den anderen Gefangenen jedoch akzeptiert (»war das Konsens«). In dem Fall, von dem sie berichtet, wurden die betreffenden Frauen nach Bekanntwerden ihrer Beziehung nicht in Einzelzellen isoliert, wie es während der NS-Zeit bei lesbischen Frauen üblich war, sondern sie wurden getrennt.⁷³ An einer früheren Stelle im Interview beschreibt Kühne, dass es »zur Strategie der Gefängnisleitung« gehört habe, »zu enge Zellengemeinschaften zu zerschlagen«, und dass die Verlegung, die »immer willkürlich und unerwartet« geschah, »ein wesentliches Moment des psychischen Terrors« gewesen sei.⁷⁴ Die Liebenden trafen sich jedoch weiterhin und tauschten Geschenke aus. Kühne äußert Respekt für ihre Zellengenossin, die »das« offen auslebte, was sie als außergewöhnlich für die DDR beschreibt, und findet sogar, dass ihre Zellengenossin durch das offene Ausleben ihrer gleichgeschlechtlichen Liebe »auch eine Oppositionelle« gewesen sei. Diese Einschätzung verwischt die Unterscheidung zwischen politischen und kriminellen Gefangenen und würdigt zugleich die politische Dimension eines offen gelebten queeren Lebens in einer homophoben Gesellschaft wie der DDR.

Die Oral-History-Erzählungen von Tommy zu den frühen 1950er Jahren und Beatrice Kühne zu den frühen 1970er Jahren sowie die Gefängnisberichte aus den 1950er und 1960er Jahren geben Aufschluss über queere Subjektivitäten während unterschiedlicher Phasen der frühen DDR sowie die Reaktionen der Gefängnisleitungen darauf. Nachdem das Innenministerium und die Polizei die Verantwortung für das Strafvollzugssystem übernahmen und die Vollzugspolitik von einer eher liberalen auf eine repressivere Ausrichtung umschwenkte, verlagerte sich das Zeigen queerer Zuneigung, die zuvor recht offen stattgefunden hatten – wie Tommys Verlobungsfeier im Gefängnishof in den frühen 1950er Jahren –, wieder ins Heimliche – wie die Zusammenkünfte des Paares, an das sich Beatrice Kühne aus den frühen 1970er Jahren erinnert. Auch in der Bewertung queerer Sexualität durch die Strafvollzugsbehörden fand ein Wandel statt: Während Homosexualität Mitte der 1950er Jahre noch als von außerhalb

der sozialistischen Gesellschaft kommende Gefahr («klassengegnerische[.] Tätigkeit») angesehen wurde, galt sie Mitte der 1960er Jahre als Bedrohung, die den Sozialismus von innen destabilisierte, und zwar durch Frauen, deren Weigerung, sich den sozialistischen Arbeits- und Sexualitätsnormen zu unterwerfen, sie als »Asoziale« brandmarkte. Queere Verkörperungen von Geschlecht durch Frisuren und Kleidung, ein wesentlicher Aspekt von Tommys Erinnerungen an das Gefängnis, haben in den Verwaltungsakten des Barnimstraßen-Gefängnisses nur wenige Spuren hinterlassen. Im Gegensatz dazu bieten die Akten des West-Berliner Frauengefängnisses eine Fülle von Quellen zu Beziehungen zwischen Gefangenen sowie Butch und Fem-Subjektivitäten und ermöglichen so eine tiefergehende Analyse des Gefängnisses als queerer Raum.

Queere Beziehungen und Subjektivitäten in West-Berliner Gefängnissen

Nach der Teilung des Berliner Strafvollzugssystems 1949 wurde das ehemalige Militärgefängnis im Bezirk Moabit zum Frauengefängnis West-Berlins.⁷⁵ Von 1953 bis 1972 war Dr. Gertrud Siemsen, die zuvor als Gefängnisbibliothekarin in der Barnimstraße gearbeitet hatte, Direktorin des Frauengefängnisses.⁷⁶ Zwei Akten aus ihrer Dienstzeit zeugen von dieser Institution als queerem Raum. Sie dokumentieren Beziehungen zwischen inhaftierten Frauen, die Geschlechterpräsentation und sexuellen Praktiken der Gefangenen sowie die Reaktion der Behörden auf gleichgeschlechtliche Beziehungen. Die erste Akte trägt den Titel »Besondere Vorkommnisse (Kassiber)« und ist auf das Jahr 1958 datiert.⁷⁷ Sie enthält Kassiber, also Botschaften, die Gefangene einander heimlich zukommen ließen und die vom Gefängnispersonal abgefangen wurden. Bei der zweiten handelt es sich um die Häftlingsakte von Bettina Grundmann, die*der 1966 bis 1967 im Frauengefängnis Moabit inhaftiert war und deren*dessen verbale und verkörperte Präsentation weiblicher Maskulinität bereits im Datenbank-Eintrag für die Akte angedeutet wird: Dort ist Grundmanns Namen der Begriff »Lesbierin«, eine veraltete Bezeichnung für Lesben, hinzugefügt.⁷⁸

Die »Kassiber«-Akte von 1958 enthält unter anderem einen Kassiber an »Mammi«, auch »Lisa« genannt, von einer Gefangenen, die sich »Strolch« nennt.⁷⁹ Strolchs Geschlecht geht aus der Akte nicht hervor, aber die Tatsache, dass »Strolch« grammatikalisch maskulin ist, deutet auf eine flexible oder fluide Geschlechtsidentität hin. Ich werde daher im Folgenden für Strolch das Pronomen »sie*er« verwenden. Die Botschaft wurde in einem Taschentuch gefunden. Auf drei Seiten bekundet Strolch ihre*seine Gefühle für Mammi und andere Häftlinge, erinnert sich an eine frühere Beziehung mit einer Frau in einem Ost-Berliner Gefängnis, schlägt ein Rendezvous vor und schmiedet Pläne für die Zeit »draußen«, nach der Entlassung. In den ersten Sätzen des Kassibers spricht Strolch von Mammi/Lisa und sich selbst in vergeschlechtlichten Begriffen. Mammi/Lisa ist »resolut« und Strolch fühlt sich bei ihr »geborgen«, ist aber »trotzdem

kein Pantoffelheld.«.⁸⁰ Strolchs Gefühle für Lisa sind »warm u. vertrauensvoll«, die Beziehung ist zudem auch eine sexuelle:

»Lisa, wie wäre es denn, wenn wir uns Sonntag Abend (morgen) um ½ 9 körperlich (jeder für sich) finden würden? Warum willst Du mich denn hauen deshalb??? Daß Du 100% so sinnlich bist in der Erotik, daß glaube ich, eine Frau wie Du!!! ... Aber ich habe seit meinem 15. Jahr studiert u. kenne ›die Hohe Schule der Liebe.«.⁸¹

Hier schlägt Strolch vor, dass sie beide zu einer bestimmten Zeit masturbieren – gleichzeitig, aber jede*r für sich. Im weiteren Verlauf beschreibt Strolch eine Fantasie, in der sie*er Mammi/Lisa leckt. Darüber hinaus plant die beiden, diese Fantasien persönlich auszuleben, indem sie ein Schachspiel begännen, um die Wärterinnen abzulenken: »[D]ann werden wir ein- zweimal spielen, bis die [Wärterinnen] sicher sind [dass sie wirklich nur Schach spielen und nichts verbotenes tun], dann nehme ich die Gelegenheit wahr, das kannst Du glauben«, versichert Strolch.⁸²

Was hielt die West-Berliner Gefängnisverwaltung von diesem scheinbaren Beweis für Sex zwischen Gefangenen? Die Gefängnisdirektorin Dr. Gertrud Siemsen ging davon aus, dass es sich bei diesem Kassiber, ebenso wie bei zwei anderen mit ihm im Zusammenhang stehenden Kassibern, um falsche Botschaften handelte, die nur in Umlauf gebracht worden waren, um entdeckt zu werden. Sie vermutete, dass die Absenderin die Bestrafung der vermeintlichen Verfasserin erreichen und somit wahrscheinlich eine Beziehung unter Gefangenen sabotieren wollte.⁸³ Also ließ sie alle betroffenen Insassinnen in ihr Büro kommen; die, bei denen die Kassiber gefunden wurden, sowie die vermeintlichen Verfasserinnen und Empfängerinnen. In ihrem Bericht über die anschließenden Disziplinarmaßnahmen schreibt sie, sie habe den Gefangenen mitgeteilt,

»daß das Kassibern zwar kein Vergnügen für uns sei, was vielleicht manche glaubten, aber uns auch nicht schockiere. Der Inhalt sei immer nur kennzeichnend für die Verfasser und evtl. auch für die Adressaten. Ich hätte aber auch nicht die Absicht, ihre schmutzigen Geschäfte für sie zu erledigen und als Handlanger für ihre Rache zu dienen. Ich hätte auch nicht die Absicht, mich eingehend mit den Kassibern zu beschäftigen, um dadurch herauszubekommen, wer sie geschrieben habe, aber wenn allerdings unmittelbar Kassiber bei jemand gefunden werden, würden diese bestraft werden. Überdies sei die Kassiberei kindisch, denn sie hätten genug Gelegenheit, bei Freizeitstunde und Freizeitraum miteinander zu sprechen. Im Anschluß daran wies ich noch einmal darauf hin, daß jegliche Geschäfte der Gefangenen untereinander verboten sind.«⁸⁴

Siemsen wusste also von Beziehungen zwischen den Gefangenen, und sie benennt diese auch, statt sie zu »Freundschaften« abzuwerten. So zeigt ihre Bemerkung, die Kassiber

würden die Gefängnisverwaltung »nicht schockiere[n]«, dass sie sich deren sexuellen Inhalts bewusst war. Dennoch besteht ein Widerspruch zwischen der von ihr behaupteten Kommunikationsfreiheit – obwohl sämtliche Geselligkeit unter den wachsamen Blicken von Wachpersonal und Mitgefangenen stattfand – und ihrer Ermahnung, dass »jegliche Geschäfte der Gefangenen untereinander verboten sind«. »Geschäfte« könnte hier einerseits im Sinne eines Warenaustauschs gemeint sein, andererseits aber auch als Verweis auf sexuelle Beziehungen.

Siemensens Reaktion auf die Entdeckung dieses Kassibers erweckt den Anschein, als habe es sich bei dem West-Berliner Frauengefängnis um einen relativ harmlosen Ort gehandelt, der von einer großzügigen, verständnisvollen Direktorin geleitet wurde. Die Haftakte von Bettina Grundmann, die*der im April 1966, also acht Jahre nach diesem Vorfall, im Moabiter Frauengefängnis eintraf, bestätigt und relativiert diesen Eindruck zugleich. Anhand von Grundmanns Fall werde ich im nächsten Abschnitt einerseits queere Subjektivität, andererseits das Gefängnis als normative Institution sichtbar machen.

Die »Lesbierin«-Akte

Die Gefangenenakte der in der Archivdatenbank als »Lesbierin« kategorisierten Bettina Grundmann enthält Grundmanns erkennungsdienstliches Foto, die Aufzählung ihrer*seiner persönlichen Gegenstände, eine Liste von Besucher*innen, den Schriftverkehr zwischen Grundmann und der Gefängnisleitung, Korrespondenz mit anderen Gefangenen sowie Briefe an Grundmanns Familie. Die Akte liefert ein detailliertes Bild vom Leben im West-Berliner Frauengefängnis in den 1960er Jahren. Im Innendeckel der Akte befinden sich erkennungsdienstliche Schwarzweißfotos von Grundmann; sie zeigen Grundmann einmal im Profil und einmal von vorne, in ein helles Männerhemd gekleidet, das Haar in akkuratem Kurzhaarschnitt. Grundmann blickt selbstbewusst und sogar mit einer Spur Arroganz in die Kamera.⁸⁵ Sie*er erscheint als hübscher, sich maskulin präsentierender junger Mensch, der sich von der Kamera nicht einschüchtern lässt. Mit ihrer*seiner akkurat zurechtgemachten Maskulinität verkörpert Grundmann die Butch der Zeit um die Jahrhundertmitte. Die Akte verheißt somit einen Blick in ein offen gelebtes lesbisches Arbeiterklasse-Leben im West-Berlin der 1960er Jahre und damit Zugang zu einer Form lesbischer Subjektivität, die in den Archiven der LSBTIQ*-Bewegung nur selten repräsentiert ist. Im Laufe meiner Untersuchung zeigte sich jedoch, dass Grundmanns Akte nicht bloß einen langersehnten Beleg für eine proletarische lesbische Existenz lieferte, sondern darüber hinaus komplexe Fragen zur queeren Subjektbildung im Westdeutschland der Nachkriegszeit aufwarf. Grundmanns wechselnde Verkörperung von Geschlecht innerhalb und außerhalb des Gefängnisses deutet darauf hin, dass die Kategorie »lesbisch« in den 1960er Jahren so umfassend

war, dass sie auch Subjektivitäten beinhaltete, die wir heute als trans oder nicht-binär beschreiben würden.⁸⁶ Aus diesem Grund verwende ich, wenn ich von Grundmann spreche, sie*er-Pronomen. Im Folgenden werde ich zunächst Grundmanns Gerichtsverfahren zusammenfassen, bevor ich das Gefängnis als Lebenswelt, wie es in der Akte erscheint, rekonstruiere.

Bettina Grundmann kam ins Gefängnis, weil das Gericht sie*ihn für schuldig befand, über die Identität des Vaters ihres*seines Sohnes die Unwahrheit gesagt zu haben und in betrügerischer Absicht Unterhalt von einem Mann namens Walter Fern bezogen zu haben, von dem er*sie behauptete, er sei der Vater des Kindes.⁸⁷ Grundmann wurde 1936 als Kind einer alleinstehenden Mutter geboren und war seit dem Kleinkindalter in einer Pflegefamilie aufgewachsen. Nach dem Ende der Oberschule besuchte sie*er die Berufsschule, um anschließend verschiedenen körperlichen Arbeiten, »etwa Gartenarbeiten, [Arbeit als] Maler, Elektriker, Tischler ... einschließlich Transportarbeiten« nachzugehen.⁸⁸ Im April 1959 lernte Grundmann in der Berliner S-Bahn Walter Fern kennen, und die beiden gingen ein paar Mal miteinander aus. Im Januar 1960 brachte Grundmann den Sohn Hans zur Welt. Da Fern die Vaterschaft bestritt, verklagte ihn das Bezirksamt von Grundmanns West-Berliner Heimatbezirk Kreuzberg als Vormund des Kindes um Unterhalt, wie es bei unehelichen Kindern üblich war. Vor Gericht gab Grundmann an, ein Mal mit Fern Sex gehabt zu haben, und Fern sei der einzige Mann gewesen, mit dem sie*er in der möglichen Zeit der Empfängnis des Kindes geschlafen habe. Grundmann fügte hinzu: »Ich bin vor dem Verkehr mit dem Beklagten lesbisch gewesen und auch heute wieder. Ich habe versucht, durch die Beziehung mit dem Beklagten wieder zum normalen Verkehr zu finden.«⁸⁹ Das Gericht glaubte Grundmann und verurteilte Fern zur Zahlung eines monatlichen Unterhalts in Höhe von 70 D-Mark. Fern legte jedoch Berufung ein, woraufhin das Gericht eine Blutgruppenuntersuchung anordnete, um festzustellen, ob er als Vater in Frage käme. Nachdem drei aufeinanderfolgende Untersuchungen zu keinem eindeutigen Ergebnis gelangten, folgte das Gericht der Einschätzung des dritten Sachverständigen, dem zufolge Ferns Vaterschaft »offenbar unmöglich« sei.⁹⁰ Fern wurde von allen Verpflichtungen gegenüber dem Kind freigesprochen und Grundmann wegen Meineids angeklagt.⁹¹ Das Gericht glaubte Ferns Aussage, er und Grundmann hätten nie Sex gehabt, während es Grundmanns Lesbischsein als Zeichen ihrer*seiner Schuld wertete: »Da sie stets lesbisch veranlagt war, kann sie einen Geschlechtsverkehr nicht vergessen haben.«⁹² »Geschlechtsverkehr« konnte sich das Gericht offenbar nur als heterosexuellen Sex vorstellen. Grundmann wurde für den Versuch, Fern zu Unterhaltszahlungen zu bewegen, des versuchten Betrugs für schuldig befunden und zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt – der Mindeststrafe für Meineid. Außerdem wurden ihr*ihm für zwei Jahre die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt und sie*er wurde für eidesunfähig erklärt. Grundmanns Berufung scheiterte, doch das Berufungsgericht milderte die Strafe, we-

gen der »erheblichen Lebensschwierigkeiten«, die sie*er »[a]uf Grund ihrer lesbischen Veranlagung hatte«, von Zuchthaus zu gewöhnlichem Gefängnis ab.⁹³ Auf dem Personalblatt in der Gefangenenakte sind jedoch ein Jahr und sechs Monate Haft notiert, möglicherweise, weil Grundmann wegen einer später stattgefundenen, aber früher verhandelten Unterschlagung bereits verurteilt worden war.⁹⁴

Am 22. April 1966 trat Grundmann die Haftstrafe im Frauengefängnis an. Ein knappes Jahr später wurde sie*er nach Verbüßung von zwei Dritteln der Strafe vorzeitig entlassen.⁹⁵ Zur Zeit der Inhaftierung war sie*er 29 Jahre alt. Der sechs Jahre alte Sohn lebte bei Grundmanns Pflegeeltern im West-Berliner Arbeiterbezirk Kreuzberg. Grundmann selbst lebte im Wedding, ebenfalls ein West-Berliner Arbeiterbezirk, gemeinsam mit ihrer*seiner Partnerin, die in Grundmanns bei der Ankunft im Gefängnis erstelltem Häftlings-Personalblatt als »nächste Angehörige« vermerkt ist.⁹⁶ Während der Zeit im Gefängnis kultivierte Grundmann ihre*seine Maskulinität, sowohl durch Habitus und Styling des eigenen Körpers als auch indem sie*er romantische Beziehungen zu mehreren Frauen innerhalb und außerhalb des Gefängnisses pflegte. Bei der Ankunft im Gefängnis musste Grundmann ihre*seine Butch-Kleidung – schwarze Lederjacke, Herrenhemd, dunkelblaue Hose und schwarze Schuhe – gegen Gefängnis-kleidung tauschen, die aus Kleidern, Arbeitsschürzen und einem Unterrock bestand, aber nicht aus Hosen.⁹⁷ Grundmann durfte weiterhin Pfeife rauchen, und ihre*seine Partnerin brachte bei ihren Besuchen Haarpflegeprodukte mit. Sechs Wochen nach ihrer*seiner Einlieferung schrieb Grundmann an die Gefängnisdirektorin und erkundigte sich nach der Möglichkeit eines Haarschnitts: »Einige haben es wirklich nötig und ich auch. Ich komme mir nämlich um meinen Kopf, schon reichlich ungepflegt vor.«⁹⁸ Die Bitte wurde gewährt, obwohl die Direktorin vermerkte, vermutlich bloß als Notiz an sich selbst: »Ich finde G's Haare eigentlich genau richtig – und kürzer wäre weniger schön!«⁹⁹

Gemäß der während der NS-Zeit und in Westdeutschland bis in die 1970er Jahre hinein standardmäßig praktizierten Politik, schwule und lesbische Gefangene zu isolieren, bekam Grundmann eine Einzelzelle zugewiesen.¹⁰⁰ Die Gefängnisdirektorin vermerkte, Grundmann sei »Hans Dampf in allen Gassen, sucht laufend Kontakte. ... Es ist leider nicht möglich, ihr viel Gemeinschaft usw zu gestatten ...«¹⁰¹ Und in der Tat machte Grundmann, wie abgefangene Kassiber in ihrer*seiner Akte zeigen, von den Möglichkeiten, in der Freizeit oder anlässlich von Arztbesuchen in Kontakt mit anderen Gefangenen zu kommen, ausgiebig Gebrauch. Zweieinhalb Monate nach Beginn der Inhaftierung erwischte eine Wärterin Grundmann mit einer geheimen Botschaft an eine andere Gefangene, Sabine Rasinne. Der Kassiber enthielt ein Foto von Grundmann als Kind, das sie*er mit der Behauptung, es handele sich um ihren*seinen sechsjährigen Sohn, in die Zelle hatte schmuggeln können.¹⁰² Trotz einer Verwarnung tauschten Grundmann und Rasinne weiterhin Liebesbotschaften aus, bis eine andere

Gefangene sie meldete. Die Informantin berichtete der Gefängnisleitung auch, sie habe die beiden beobachtet, wie sie sich bei einem Besuch beim Gefängnisarzt auf der Toilette küssten.¹⁰³ Rasinnes Brief an Grundmann bezeugt die Erotik und die Butch-Fem-Dynamik ihrer Beziehung. In dem Brief erinnert Rasinne unter anderem an ihre Ankunft im Gefängnis, »mit meinen Stöckelschuhen dem engen hellblauen Kostüm u. superblonden Haaren« – ein Sinnbild der Hyper-Femininität.¹⁰⁴ Sie nennt Grundmann »Dieter«, und mit diesem Namen unterschreibt Grundmann auch ihre*seine Briefe; ein weiterer Aspekt von Grundmanns Maskulinität. Rasinne berichtet Grundmann von den Fortschritten bei den Kragen, die sie für sie*ihn herstellt, und fügt hinzu: »Das mußt Du später alles mal wieder gut machen, was ich hier so für dich nähe u. sticke.«¹⁰⁵ Sie erwähnt die Musik, die sie gerade im Radio hört und ruft damit einen sinnlichen Raum hervor, der eine erotische Erinnerung mit Erwartungen der Zukunft verknüpft: »Gerade wird gespielt ›Nur wenn Du bei mir bist‹ Die Stelle ist so schön, Wunderschön ist das Leben seitdem Du mich geküßt. Weißt Du noch im U. G.? Hoffentlich können wir das bald ungestört weiterführen. Du glaubst garnicht, wie ich mich darauf schon freue.«¹⁰⁶

Trotz der kurzen Dauer ihrer Beziehung entwickelte sich zwischen Rasinne und Grundmann offenbar eine Leidenschaft, die sie sogar mindestens einmal körperlich ausleben konnten. Die Affäre endete, nachdem man die beiden entdeckte. Die Gefängnisdirektorin verfügte, dass Grundmann fortan einzeln zu sämtlichen medizinischen Terminen begleitet werden solle, nicht mehr mit anderen Gefangenen gemeinsam, »so daß sie auf dem Weg zum Arzt und beim etwaigen Warten keine Verbindung mit anderen aufnehmen kann.«¹⁰⁷

Grundmanns Beziehung mit ihrer*seiner Partnerin außerhalb des Gefängnisses endete während Grundmanns Affäre mit Rasinne. Aus Sorge, die Partnerin könne beim Auszug aus der gemeinsamen Wohnung mehr mitnehmen als nur ihre eigenen Sachen, beantragte Grundmann Hafturlaub. Der Antrag wurde abgelehnt, die Direktorin bot Grundmann jedoch an, im Rahmen eines begleiteten Ausgangs die gemeinsame Wohnung aufzusuchen. Diesen Kompromiss lehnte Grundmann ab und erklärte, sie*er »gehe nicht in Anstaltskleidung« und sei zudem in ihrer*seiner Wohngegend als »Herr Grundmann« bekannt.¹⁰⁸ Offenbar lebte Grundmann in ihrem*seinem Alltagsleben als Mann.

Da Grundmann nun sowohl innerhalb als auch außerhalb des Gefängnisses Single war, bat sie*er »Oma« – so nannte Grundmann die eigene Pflegemutter – ihre*seine »Freundschaften« zu besuchen – offenbar ein Begriff für Grundmanns Liebschaften.¹⁰⁹ Für den Fall, dass »Oma« sie nicht sofort besuchen könne, solle sie einen Brief schreiben, »und steck das letzte Paßbild was Du von mir hast mit rein. Bitte Oma, es Eilt und ich habs versprochen.«¹¹⁰ Möglicherweise ist Grundmanns Beschreibung des Gefängnislebens als »ein unterordnen mit fast kommißartigem Drill« der Grund dafür,

dass »Oma« diesen Brief nie erhalten hat; es könnte aber auch sein, dass die Gefängnisdirektorin Grundmanns Beziehungen mit Frauen außerhalb des Gefängnisses aktiv sabotierte.¹¹¹

Grundmanns Flirts mit anderen Gefangenen zogen sich über die gesamte Haftzeit hin. Im Frühjahr 1967 schrieb Grundmann – wieder als »Dieter« – einen Kassiber an Nadja Werner, deren Entlassung aus dem Gefängnis unmittelbar bevorstand. Dieter hatte große Pläne für ihr Wiedersehen in Freiheit. »Jedenfalls freue ich mich auf ein Leben mit dir!!!«, schrieb Grundmann.¹¹² Nachdem dieser Brief in Werners Zelle entdeckt wurde, verlor Grundmann den Zugang zum Radio-, Fernseh- und Aufenthaltsraum bis zum Tag von Werners Entlassung, wodurch die beiden de facto getrennt wurden. Eine Karte, die Werner nach ihrer Entlassung schrieb, wurde nicht an Grundmann ausgehändigt, weil ehemalige Gefangene keinen Kontakt zu den noch in Haft befindlichen haben durften. Als Grundmann selbst im April 1967 vorzeitig aus der Haft entlassen wurde, kam das Wiedersehen mit Nadja Werner offenbar nicht zustande. Stattdessen schrieb Grundmann eine Woche nach der Entlassung ans Gericht und bat um Erlaubnis, einer anderen Gefangenen schreiben zu dürfen. Sie*er habe sich im Gefängnis mit einer jungen Frau angefreundet, deren »Verlobung nicht mehr [besteht], und an einer Aufrechterhaltung dieser, Sie auch nicht mehr interessiert [ist]. Da Sie nach Ihrer Entlassung sofort zu mir zieht, um mit mir zu leben.«¹¹³ Das Gericht leitete den Brief an die Gefängnisdirektorin weiter, die Grundmanns Anliegen ablehnte, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass sie*er »mehrere Eisen im Feuer« habe, und Grundmann zu tadeln, dass sie*er bereits versucht habe, zwei andere Gefangene ohne Erlaubnis zu kontaktieren.¹¹⁴

Grundmanns Queerness rief bei den Gefängnisbehörden unterschiedliche Reaktionen hervor: von Akzeptanz über Bevormundung bis hin zu Pathologisierung. Wie oben erwähnt, war Grundmanns Partnerin in den Gefängnisunterlagen als nächste Angehörige vermerkt, was darauf schließen lässt, dass der*die zuständige Bearbeiter*in die Beziehung als gegeben hinnahm. Im Schriftverkehr mit der Staatsanwaltschaft beschrieb die Gefängnisdirektorin Grundmann als »lesbisch veranlagt« und verwendete damit einen medizinisch anmutenden, aber relativ neutralen Begriff.¹¹⁵ Sowohl die Direktorin als auch der Seelsorger des Gefängnisses scheinen Grundmanns Partnerschaft akzeptiert zu haben. Als die beiden noch zusammen waren und Grundmann Hafturlaub beantragte, um die Aufnahme der Partnerin in den Mietvertrag der gemeinsamen Wohnung zu organisieren, unterstützte der Seelsorger den Antrag »[i]m Interesse ihrer eigenen Resozialisierung«.¹¹⁶ Dennoch pathologisierte der gleiche Seelsorger Grundmann in seiner Stellungnahme für einem Beurteilungsbogen, als er feststellte: »Durch ihre sexuelle Abartigkeit steht sie auch rechtlich ausserhalb der Gemeinschaft.«¹¹⁷ Das wenngleich mit Bedauern vorgetragene Beharren der Direktorin darauf, dass sie Grundmann nur wenig Kontakt mit anderen gestatten könne, bedeutete, dass Grundmann gegen den eigenen Wunsch in einer Einzelzelle lebte und dort alleine Nährarbei-

ten verrichten musste, statt außerhalb des Gefängnisses mit anderen gemeinsam zu arbeiten.¹¹⁸

Die Haltung der Gefängnisverwaltung gegenüber Grundmanns weiblicher Maskulinität war ambivalent. In den Beurteilungsbögen, die von Wachtpersonal und Arbeitsaufseher*innen ausgefüllt wurden, wird Grundmann als »burschikos« und wiederholt als »selbstbewusst« beschrieben, ohne dass sich jedoch jemand abfällig über ihr*sein Butch-sein äußert.¹¹⁹ Die Bemerkung der Direktorin über Grundmanns Haar – »kürzer wäre weniger schön« – mag ihre ästhetische Präferenz für längeres statt kürzeres Haar bei Frauen zum Ausdruck bringen, verrät aber auch ihre Wertschätzung für Grundmanns Aussehen. Grundmann selbst modifizierte die Gefängniskleidung, indem sie*er einen von Sabine Rasinne, der im Gefängnis gefundenen Freundin, genähten Kragen an die Hemden knöpfte, um sie maskuliner erscheinen zu lassen. Schließlich war Grundmanns Ersuchen, eine*n Friseur*in kommen zu lassen, um den Gefangenen die Haare zu schneiden, erfolgreich, was darauf hindeutet, dass Gefangene bei der Gestaltung ihres Aussehens immerhin einen gewissen Spielraum genossen.

Die Bedeutung von Fotos im Gefängnis

Während Grundmanns Gefängnisaufenthalt sorgten Fotos wiederholt für Auseinandersetzungen mit der Gefängnisleitung. Die Hausregeln verboten den Besitz von Fotos, die die Gefangenen selbst zeigten.¹²⁰ Dieses Verbot störte Grundmann sehr, und sie*er verwendete einige Energie darauf, es zu unterlaufen. Wie oben bereits erwähnt, brachte Grundmann bei der Einlieferung ins Gefängnis einige Bilder von sich selbst in jüngeren Jahren mit und täuschte das Gefängnispersonal mit der Behauptung, die Bilder zeigten ihren*seinen Sohn. Den Frauen, auf die sie*er ein Auge geworfen hatte, als Liebesbeweis ein Bild von sich selbst zu schenken, war für Grundmann ganz offensichtlich eine wichtige romantische Praxis. Dass man sie*ihn daran hinderte, war Anlass für große Unzufriedenheit und Wut, wie ein Brief an Grundmanns Familie, der aufgrund seines »Tonfalls« zensiert wurde, zeigt.¹²¹

»Mit herzlichen Dank ... heute Eure liebe Post erhalten. ... Nun hat der Brief zwei Wertmüsstropfen. Erstens, das Papa so krank ist, und ins Krankenhaus soll. Zweitens, habe ich nicht die Bilder von Bettina bekommen. [Man beachte, dass Grundmann hier sich selbst mit dem Vornamen nennt, anstatt in der ersten Person von sich zu sprechen.] Das empört mich derartig, und unterstreicht wieder mal, die Ungerechtigkeit hier im Hause. ... Aber ich sehe nicht ein, warum andere Fam. Bilder haben dürfen, wo Sie selbst auch drauf sind, nur »Grundmann« nicht. Und dann heißt es ich habe eine große Klappe. Obwohl ich nur möchte, das man mich wie andere behandelt. Ich zittere so vor unterdrücktem Zorn, das ich kaum schreiben kann.«¹²²

Grundmann verstand, dass es zum Teil ihre*seine nicht-normative Geschlechterpräsentation war, die das Gefängnis zu disziplinieren suchte. Im März 1967 bat sie*er die Gefängnisdirektorin um zwei Fotos, um sie dem Vater ins Krankenhaus zu schicken. Grundmann beschrieb die Fotos als »Aufnahmen ... aus den 50.er Jahren. Auf denen ich Damengarderobe trage.«¹²³ Die Fotos wurden bei Grundmanns persönlichen Besitztümern aufbewahrt. Siemsen kam dem Wunsch nach. Grundmann durfte die Fotos zwar selbst aussuchen, dann aber steckten die Gefängnisangestellten diese einfach in den Brief, bevor er verschickt wurde, statt sie Grundmann in die Zelle mitzugeben.

Ruby Tapia stellte in ihrer Arbeit zu inhaftierten Frauen in den USA der Gegenwart fest, dass das, »was die Öffentlichkeit an Bildern von der Inhaftierung von Frauen ›hat‹, überwiegend fiktiv und spekulativ ist, meist verbreitet durch Filme über Frauen in Gefängnissen.«¹²⁴ Wenn Selbstporträts für die Beziehungen von Gefangenen zu sich selbst und untereinander so bedeutsam waren, wie Grundmanns Akte nahelegt, dann erscheint die Politik des Bilderverbots im Gefängnis als zentrale Maßnahme, mittels derer die Subjektivitäten der Gefangenen beschnitten und Normalität hergestellt wurden. Die Tatsache, dass ich keine Erlaubnis zur Veröffentlichung von Grundmanns Foto erhalten konnte, setzt – wengleich der Grund hier die berechtigte Sorge um die Persönlichkeitsrechte der Betroffenen ist – die Abwesenheit von Bildern fort.

Zusammenfassung

Wie zu Beginn dieses Kapitels erwähnt, wurden gleichgeschlechtliche Beziehungen in soziologischen Untersuchungen von Frauengefängnissen in den USA um die Mitte des 20. Jahrhunderts als wesentliches Merkmal der Gefangenenengesellschaft identifiziert, ohne dass dieses Ergebnis Anlass zu Beunruhigung geboten hätte. Die vergeschlechtlichte Organisierung von Männer- wie Frauengefängnissen begriffen die Wissenschaftler als Anpassung an die Entbehrungen des Gefängnislebens und somit nicht als Subversion der Heterosexualität.¹²⁵ Dennoch hielten Beziehungen, die im Gefängnis begonnen hatten, mitunter über die Haft hinaus, wie Bettina Grundmanns Beispiel zeigt. Trotz der Intention der Gefängnisdirektorin, jeglichen Kontakt zwischen Grundmann und anderen Gefangenen zu unterbinden, zahlte sich Grundmanns Beharrlichkeit schließlich aus. 1973, sechs Jahre nach der Entlassung, war Grundmann, wie aus einer anderen Gefangenenakte hervorgeht, in einer Beziehung mit einer Frau namens Monika Kurzbein, die sie*er im Gefängnis kennengelernt hatte.¹²⁶ Im November diesen Jahres musste Grundmann erneut für zehn Tage ins Gefängnis, weil sie*er eine Geldstrafe von 100 DM wegen Diebstahls nicht bezahlen konnte.¹²⁷ Im Personalblatt wird Kurzbein als »nächste Angehörige« vermerkt. Für Grundmann und Kurzbein hatte die Inhaftierung also queere Folgen, denn sie führte zu einer langfristigen nicht-normativen Beziehung. Das Gefängnis hatte als normalisierende Institution versagt: Es hatte

weder Grundmanns Sexualität normalisiert, noch sie*ihn zu einem gesetzestreuem Leben resozialisiert.

Gefängnisse sind Orte, an denen nicht-normativ gelebte Geschlechter und gleichgeschlechtliche Beziehungen zu finden sind, und diese als Objekte historischer Analyse ernst zu nehmen, kann unser Verständnis davon, was es bedeutete, ein queeres Leben zu führen, erweitern, in Deutschland und darüber hinaus: Das habe ich in diesem Kapitel gezeigt. Die Quellen aus den Ost- und West-Berliner Frauengefängnissen aus den Jahren 1945 bis 1970 zeichnen ein ambivalentes Bild der queeren Gefängnisführung: Gefängnisse waren Schauplätze von romantischen, erotischen und sexuellen Beziehungen. Es waren Orte, an denen Butch-Fem-Subkulturen eine Rolle spielten, sei es als Aspekt der Organisation des Gefängnislebens oder als wichtige Kategorie der Subjektivitäten von Gefangenen. Gefängnisse ermöglichten queere Beziehungen: Gefangene flirteten miteinander; nonverbal, etwa indem sie sich Küsse zuwarfen, und verbal, indem sie sich in ihrer Freizeit unterhielten oder einander heimliche Botschaften schickten. Manchmal flirteten sie auch mit Wärterinnen oder Sozialarbeiterinnen. Sie gingen romantische Beziehungen ein, schickten einander Liebesbriefe und Fotos, tauschten Geschenke aus und schufen gemeinsame romantische Momente, indem sie sich Liebeslieder anhörten. Freundinnen von draußen schickten Briefe, kamen als Besucherinnen und lieferten den queeren Gefangenen Dinge des täglichen Bedarfs, wie etwa Haarpflegeprodukte. Gefangene beteiligten sich an romantischen Bindungsritualen wie etwa Verlobungsfeiern; sie schickten einander Drehbücher für Oralsex und verabredeten sich zum gemeinsamen, räumlich getrennten Masturbieren. Sie nutzten die seltenen ungestörten Momente, um sich zu küssen und andere lustvolle Dinge mit ihren Körpern zu tun, und sie schmiedeten Pläne für ein gemeinsames Leben in der Zeit nach der Entlassung, die manchmal aufgingen und manchmal nicht.

Gefängnisse waren auch Orte nicht-normativer Verkörperung von Geschlecht. Gefangene überwand die Einschränkungen, die ihnen die Gefängniskleidung auferlegte und modifizierte sie, um sie maskuliner (und vermutlich auch femininer) zu machen. Sie beantragten einen Haarschnitt und übten sich in vergeschlechtlichten Praktiken wie etwa dem Pfeife rauchen. In ihren Beziehungen nahmen sie weibliche oder männliche Kosenamen an und nutzten die entsprechenden Pronomen. Sowohl Tommys Erinnerung an Bubis und Mäuschen als auch die in den West-Berliner Gefängnissen abgefangenen Kassiber können als Hinweise auf eine vergeschlechtlichte Organisation von Frauengefängnissen gelesen werden.

Trotz all dieser Möglichkeiten und Realitäten queerer Leben und Lieben waren Gefängnisse alles andere als utopische Orte. Als lesbisch kategorisierte Gefangene wurden isoliert, indem sie in Einzelzellen statt Gruppenzellen gesteckt wurden. Zellengenossen, von denen bekannt wurde, dass sie intime Beziehungen miteinander entwickelt hatten, wurden getrennt. Der Austausch von Botschaften unter Gefangenen war ver-

boten und wurde mit dem Entzug von Freizeit- und Unterhaltungsangeboten bestraft. Entlassene Häftlinge durften keinen Kontakt mit ihren Freundinnen halten, die sie im Gefängnis gefunden hatten. Da bestehende lesbische Beziehungen von der West-Berliner Gefängnisverwaltung akzeptiert wurden, waren die Behörden wohl besorgt über den verderblichen Einfluss, den die gleichgeschlechtliche Umgebung des Gefängnisses auf als heterosexuell gelesene Häftlinge haben könnte. Auch wenn in den Gefängnisakten ein biologisch determiniertes Verständnis von Homosexualität überwiegt, war die Vorstellung der Verführung zur Homosexualität im Westdeutschland der 1960er Jahre weiterhin präsent. Die seit den 1950er Jahren beliebten Filme über Frauen im Gefängnis machten das Klischee der aggressiven »Gefängnislesbe«, die unschuldige heterosexuelle Gefangene verführte, zu einer kulturell einflussreichen Figur.¹²⁸

Wie meine Quellenarbeit in diesem Kapitel gezeigt hat, ist der Blick in die Gefängnisse eine vielversprechende Forschungsstrategie für Historiker*innen, die sich für gleichgeschlechtliche Beziehungen und nicht-geschlechterkonforme Lebensweisen interessieren sowie für die Frage, wie Vorstellungen von »normaler« Sexualität und Geschlecht konstruiert wurden. Systematische Untersuchungen von Gefangenenakten können unser Wissen über Gefängnisgesellschaften sowie deren Verflechtungen mit der und Auswirkungen auf die Gesamtgesellschaft erweitern und vertiefen. In jedem Fall kann die Erforschung von Gefängnissen, weil sie unsere vorgefassten Vorstellungen von Identität oder staatlichen Haltungen zu queeren Menschen durcheinanderbringt, die Zeitgeschichte »produktiv verkomplizieren« und auf diese Weise dazu beitragen, die Vergangenheit queerer zu machen.¹²⁹

Schluss: Queere Konstellationen im Wandel

Die Analyse queerer Räume und Subjektivitäten im Berlin der Jahre 1945 bis 1970 hat gezeigt, wie produktiv eine Untersuchung der Verflechtungen von Sexualität, Geschlecht und Klasse für die (deutsche) queere Geschichte sein kann. Wie wir gesehen haben, war die Verkörperung von Geschlecht ein wesentlicher Aspekt weiblicher, trans und männlicher queerer Leben im Deutschland der Nachkriegszeit. Lesbische Paare aus der Arbeiterklasse verkörperten unterschiedlich vergeschlechtlichte Subjektivitäten, in denen weibliche Maskulinität und weibliche Femininität jeweils zusammenfanden: Hilde Radusch und Eddy Klopsch nannten sich gegenseitig »Vati« und »Mutti«; Tommy und Helli verwendeten die Begriffe »Bubi« und »Mäuschen«. Bettina Grundmann nutzte bei ihren*seinen Liebhaberinnen einen männlichen Vornamen und *passte* in der Nachbarschaft als Mann. Diese vergeschlechtlichten Subjektivitäten brachten queere Berliner*innen durch Haarschnitte, Kleidung, Gesten und Auftreten zum Ausdruck, aber auch durch die entsprechende Aufgabenverteilung innerhalb von Paarbeziehungen; etwa von Hausarbeit und Broterwerb. Auch wenn die uns zur Verfügung stehenden Quellen – Nachlässe, Oral-History-Interviews, Fotografien sowie von staatlichen Stellen generierte Archivdokumente – nicht explizit von vergeschlechtlichten Sexualpraktiken oder -rollen berichten (zum Beispiel vom Lust bereitenden und Lust empfangenden Part), zeigen sie doch, wie Geschlecht und Begehren in lesbischen Leben miteinander zusammenhängen konnten, und erlauben uns so Einblicke in »Begehren als grundlegendes Merkmal der Selbsterfahrung«, wie es Jennifer Evans formuliert hat.¹

Die meisten Quellen zu lesbischen Frauen in diesem Buch stammen aus Nachlässen, die in feministischen Archiven lagern. Die Fotos, Aufzeichnungen und Kalender, die von den vergeschlechtlichten Subjektivitäten dieser Frauen zeugen, dokumentieren zugleich auch ihr häusliches, privates Leben als langjährige Paare, die, wie im Fall von Tommy und Helli, zugleich Teil eines regen Freundeskreises waren. Ihre Wohnungen und Gärten boten die nötige Privatsphäre, um nicht geschlechternormative Subjektivitäten sicher auszuleben und zu verkörpern. Ein Raum, in dem ich ebenfalls eine ausgeprägte lesbische Präsenz vorfand, ist das Gefängnis; ein Ort jenseits der Trennung von privat und öffentlich. In West- wie Ost-Berliner Frauengefängnissen gingen lesbische Beziehungen und weibliche Maskulinität miteinander einher und zogen die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich. Die Verwaltung des West-Berliner Frauen-

gefängnisses akzeptierte Bettina Grundmanns bestehende Beziehung mit einer Frau, sanktionierte jedoch ihre*seine Romanzen mit anderen Gefangenen. In Ost-Berlin wurde die weibliche Maskulinität von Gefangenen, die wegen »Asozialität« inhaftiert waren, mit »Rowdytum« und »Randal« in Verbindung gebracht und als schwerwiegender Verstoß gegen Disziplin und Ordnung gewertet. Für lesbische Frauen erscheint somit nicht-normativ verkörpertes Geschlecht einerseits als wichtiger Aspekt der Herausbildung des erotischen Selbst und erotischer Beziehungen, andererseits aber auch als etwas, das die Aufmerksamkeit staatlicher Behörden weckte und Sanktionen nach sich ziehen konnte.

Während weibliche Maskulinität in der überwachten Umgebung des Gefängnisses zum Vorschein kam, wurde sie im öffentlichen Raum nicht erfasst. Dafür aber hinterließen trans Frauen und feminine Männer durch ihre nicht-normativen Verkörperungen von Geschlecht in Bars und öffentlichen Räumen zahlreiche Spuren in Polizeiakten. Obwohl die West- und Ost-Berliner Polizeireviere noch bis etwa 1960 »Transvestitenscheine« ausstellten, die die betreffenden Personen als polizeibekannte Träger*innen gegengeschlechtlicher Kleidung auswies, und trans Frauen in West-Berlin Ausweisdokumente mit einem Foto von sich in ihrer weiblichen Erscheinung erhalten konnten, wurden als »Transvestiten« identifizierte Kneipenbesucher*innen bei Razzien unverzüglich festgenommen und ins Revier gebracht. Homo- und transphobe Passant*innen schlugen trans Frauen zusammen, und Schlägertrupps überfielen queere Bars. Die Polizei assoziierte männliche und trans Femininität mit Sexarbeit und stützte sich damit auf einen Zusammenhang, den die Sexualwissenschaften und die Strafverfolgungsbehörden Anfang des 20. Jahrhunderts hergestellt hatten.

Im Fall von Günter Litfin, dem ersten Menschen, der beim Versuch, die Berliner Mauer zu überwinden, ermordet wurde, war es dank dieser Assoziation von männlicher Femininität und Prostitution, noch dazu in Verbindung mit dem verbreiteten Wissen über den Bahnhof Zoo als Schauplatz männlicher Sexarbeit, für das ostdeutsche Regime ein Leichtes, Litfin als »Strichjungen« zu verleumden. Um sich vor gewalttätigen Übergriffen durch Polizei oder Schlägertrupps zu schützen, übten feminine Männer wie Orest Kapp akribisch normativ männliches Verhalten ein; manchmal schützten normativ männliche queere Männer wie Klaus Born auch trans Frauen wie Borns Bekannte Manuela. Obwohl sie besonders von polizeilicher Verfolgung sowie homo- und transfeindlicher Gewalt betroffen waren, waren feminine Männer, trans Frauen und nicht binäre Queers wie Mamita, die wir zu Beginn des Buches kennengelernt haben, fester Bestandteil der queeren Gemeinschaften Berlins. Sie waren Unternehmer*innen und Unterhalter*innen, und als die queere West-Berliner Bar-Szene Ende der 1960er Jahre trotz massiver Polizeirepression aufblühte, fanden sie häufig Anstellung als Barkeeper*in oder Kellner*in in queeren Lokalen.

Nach 1970

Die Analyse des queeren Berlins in diesem Buch endet mit dem Jahr 1970. Mit dem sozialen, kulturellen und rechtlichen Wandel, der um dieses Jahr herum seinen Höhepunkt erreichte, veränderten sich auch die Möglichkeiten zur Schaffung queerer Identitäten und Räume erheblich, insbesondere – wenn auch nicht ausschließlich – in West-Berlin. 1969 beschloss der Bundestag eine Reform des § 175, die fortan Sex zwischen Männern über 21 Jahren legalisierte. Kurz darauf gründeten sich die ersten lokalen Gruppen der neuen Lesben- und Schwulenbewegung, und Rosa von Praunheims Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* von 1971, der in Kinos in ganz Westdeutschland lief und später im öffentlichen Fernsehen ausgestrahlt wurde, gab der Bewegung den entscheidenden Anstoß.² Ihre Akteur*innen, viele von ihnen Studierende, positionierten sich häufig gegen die Politiken und Geselligkeitsformen der vorherigen, homophilen Generation.³ Statt nur einer Handvoll Homophilen-Zeitschriften, die stets von der Zensur oder finanziellen Problemen bedroht waren, gab es nun eine ganze Welle neuer Schwulenmagazine, die sich durch selbstbewusste und unverblümete Diskussionen und Illustrationen schwuler Sexualität auszeichneten. Nachdem 1968 wütende studentische Aktivistinnen ihre sexistischen Kommilitonen in Frankfurt mit Tomaten beworfen hatten, schlossen sich westdeutsche Frauen massenhaft der neuen Frauenbewegung an.⁴ Lesbische Frauen in West-Berlin, die sich zunächst gemeinsam mit schwulen Männern in der Homosexuellen Aktion Westberlin (HAW) organisiert hatten, verbündeten sich bald mit der Frauenbewegung, artikulierten ihre spezifischen Forderungen und gründeten ihre eigenen Organisationen, wie das Lesbische Aktionszentrum Westberlin (LAZ), Publikationen, wie die UKZ (*Unsere Kleine Zeitung*) und Archive, wie das Spinnboden Lesbenarchiv.⁵ Mit diesen neuen sozialen Bewegungen und mit soziokulturellen Veränderungen, etwa dem Aufkommen von Studentenkommunen und Diskotheken, entwickelten sich neue Formen der Subjektivität und Geselligkeit, und queere Berliner*innen schufen sich neue Räume und Konstellationen.⁶ Interessanterweise flammten sowohl in der lesbischen als auch der schwulen Bewegung in den 1970er und 1980er Jahren Konflikte rund um Geschlechterfragen auf. Im berühmten Tuntentstreit 1973 in der West-Berliner HAW wurden feminine Männer, die öffentlich im »Fummel« auftraten, von der »feministischen« Fraktion als die radikalsten Schwulenaktivisten gefeiert, von anderen indes als zutiefst unpolitisch abgelehnt.⁷ In der westdeutschen Version der *feminist sex wars* stritten die Leserinnen der lesbischen Zeitschrift UKZ in den 1980er Jahren erbittert über die Butch-Fem-Figuren und die Sexualpraktiken in Joan Nestles Kurzgeschichte »My Woman Papa«, auf Deutsch erschienen als »Für meine Papafrau«.⁸

In den 1970er Jahren begannen trans Menschen, Selbsthilfegruppen zu gründen und sich auf lokaler Ebene für eine gesetzliche Regelung der Transition einzusetzen.⁹ Einzelne trans Personen hatten bereits seit den frühen 1960er Jahren versucht, ihren

Geschlechtseintrag auf rechtllichem Weg zu ändern. Eine ambivalente rechtliche Neu-erung brachte 1980 das Transsexuellengesetz, obwohl der Bundesgerichtshof bereits 1971 geurteilt hatte, dass ein Gesetz erforderlich sei, um Ausnahmen vom Grundsatz der Unveränderbarkeit des gesetzlichen Geschlechts zu regeln.¹⁰ Mit dem Transsexuellengesetz von 1980 erhielten trans Menschen die Möglichkeit, ihr rechtliches Geschlecht zu ändern, jedoch zu einem hohen Preis: Die Änderung des Geschlechtseintrags war nur für Menschen möglich, die sich neben psychologischer Beratung geschlechtsangleichenden Operationen und einer Sterilisation unterzogen hatten. Somit verfestigten, wie Ulrike Klöppel zeigte, »diese Modifikationen, die liberalere Handhabungen für den Geschlechtswechsel mit sich gebracht haben, ... im neuen Gewande den Geschlechtsbinarismus«.¹¹ Und in der Tat hat sich der Staat bis weit ins 21. Jahrhundert hinein dem Schutz der Zweigeschlechtlichkeit verschrieben. Erst 2024 erkannte er mit der Verabschiedung des »Gesetzes über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag (SBGG)« die Selbstbestimmung trans, inter und nicht-binärer Menschen rechtlich an.¹² Damit vollzog sich der Wandel des staatlich zu schützenden Rechtsguts: von der Zweigeschlechtlichkeit zur geschlechtlichen Selbstbestimmung aller Menschen. Das Selbstbestimmungsgesetz bleibt jedoch bis heute umstritten und steht im Zentrum rechtspopulistischer und rechtsextremer Angriffe auf die vielfältige Gesellschaft.

In der DDR waren trans Menschen von Anfang an ein wichtiger Teil des queeren Aktivismus. Schließlich entstand auch in Ost-Berlin in den 1970er Jahren eine schwul-lesbische Bewegung, die eng mit ihren Pendants im Westen verflochten war.¹³ In der Homosexuellen Interessengemeinschaft Berlin (HIB), die just an dem Tag gegründet wurde, als Rosa von Praunheims Film erstmals im öffentlichen Fernsehen lief, organisierten sich schwule, lesbische und trans Ost-Berliner*innen gemeinsam.¹⁴ Auf den Weltfestspielen der Jugend und Studenten 1973 in Ost-Berlin hielt der Australier Peter Tatchell, Aktivist der britischen Gay Liberation Front und Mitglied der britischen Delegation der Festspiele, bei der Abschlusszeremonie ein Schild mit der Aufschrift »Civil Rights for Homosexuals« in die Höhe, verteilte tausende von Flugblättern und sprach an der Humboldt-Universität vor Studierenden über die Schwulen- und Lesbenbewegung.¹⁵ Bevor das DDR-Regime, das Bewegungen jenseits der sozialistischen Staatsstrukturen nicht tolerierte, 1979/80 der HIB den Garaus machte, hatte die Organisation sechs beeindruckende Jahre lang für Unterstützung, Geselligkeit und politischen Druck gesorgt. Einen Großteil dieser Zeit hatte die sich selbst als »Transvestit« bezeichnende Charlotte von Mahlsdorf der HIB in ihrem Museum am Rand Berlins Versammlungsräume zur Verfügung gestellt.¹⁶ Obwohl die DDR männliche Homosexualität seit 1968 – und somit ein Jahr vor der BRD – entkriminalisiert hatte, war diese juristische Änderung in Ostdeutschland weniger bedeutsam, da der Staat einvernehmlichen Sex zwischen erwachsenen Männern bereits seit Mitte der 1960er Jahre nicht

mehr verfolgte, wenngleich Homosexualität bei Parteifunktionär*innen und Angehörigen der NVA weiterhin sanktioniert wurde. Der sozialistische Staat hatte 1968 zudem den § 151 erlassen, ein neues diskriminierendes Gesetz, das für homosexuellen Sex ein höheres Schutzalter vorschrieb als für heterosexuellen Sex – das Vorurteil der*des »homosexuellen Verführer*in« war also auch in der DDR durchaus lebendig. Geschlechtstransitionen waren in der DDR seit 1976 geregelt – und damit abermals früher als in der BRD –, nach den »mutigen bis verzweifelten Bemühungen von Menschen, die eine behördliche Geschlechtsumschreibung und geschlechtsangleichende Operationen anstrebten«, wie Ulrike Klöppel herausgearbeitet hat.¹⁷ Auch hier war, zumindest theoretisch, eine geschlechtsangleichende Operation Voraussetzung für die Änderung des gesetzlichen Geschlechts.¹⁸

Wie in Kapitel 4 bereits gezeigt, war die nicht-normative Verkörperung von Geschlecht ein Aspekt, den die SED bei einigen der nach dem neuen »Asozialen«-Gesetz inhaftierten Frauen registrierte. Andere Forscher haben festgestellt, dass »Homosexuelle und Geschlechtskranke« »aus der Sicht der staatlichen Organe und der Rechtswissenschaftler in die Nähe »Asozialer« rückten und dass das »Asozialen«-Gesetz als Instrument zur massenhaften Inhaftierung genutzt wurde.¹⁹ Die Frage, wie Queerness und Asozialität in der DDR zusammenhingen und ob das »Asozialen«-Gesetz dazu diente, Homosexuelle nach der offiziellen Entkriminalisierung von Homosexualität weiterhin zu kriminalisieren, verdient eine tiefergehende Untersuchung, die einen wichtigen Beitrag zur Geschichte von »Normalität« und »Abweichung« in der DDR leisten würde.

Ausblick

Viele Geschichten des queeren Berlins sind nach wie vor unerzählt. In diesem Buch habe ich mich auf die Analyse von Geschlecht, Sexualität und Klasse konzentriert, andere Kategorien, wie etwa *race*, Ethnizität und Migration jedoch außer Acht gelassen. Wie haben People of Color, etwa Schwarze G. I.s oder trans Entertainer*innen die queeren Räume des Nachkriegsberlins erlebt und geprägt? Wie sahen die Interaktionen zwischen weißen queeren Berliner*innen und »Gast«- und »Vertrags«-Arbeiter*innen in West- und Ost-Berlin aus, und wie beeinflusste dies die sexuellen Subjektivitäten der Betroffenen?²⁰ Wie manifestierte sich Rassismus in queeren Gemeinschaften? Wie zeigten queere Bewegungen ihre Solidarität mit People of Color, und welche Rolle spielten Aktivist*innen of Color dabei?²¹ Darüber, wie queere Menschen Berlin geprägt haben und wie die Stadt queere Kulturen prägte, gibt es noch viel zu erfahren.

Danksagung

Meine Dissertation ist in Ann Arbor an der University of Michigan und in Berlin entstanden. An beiden Orten hatte ich das Glück, auf tolle Menschen zu stoßen, die meine Arbeit unterstützt haben. In Michigan gehörten zu ihnen mein fabelhaftes Dissertationskomitee, bestehend aus Kerstin Barndt, Scott Spector, Helmut Puff, Claire Croft und Martin Lücke, und die wunderbaren Kolleg*innen und Freund*innen, mit denen ich promoviert und gelehrt habe: Naomi Vaughan, Katy Holihan, Calder Fong, Domenic de Socio, Emma Thomas, Hannah Pröbsting, Mary Hennessy, Onyx Henry, Duygu Ula, Bri Gauger, Joey Gamble und alle Teilnehmenden des Community of Scholars Sommerworkshops 2018 im Institute for Women and Gender, außerdem Hartmut Rastalsky, Andrew Mills, Mary Gell, Jennifer Lucas und die anderen Kolleg*innen im German Department. Danke!

In Berlin sind zu allererst diejenigen zu nennen, die mir geholfen haben, Quellen zu finden oder Zugang zu ihnen zu erhalten: Roman Klarfeld und Dagmar Noeldge vom Feministischen Archiv FFBIZ; der viel zu früh verstorbene Jens Dobler und Kristine Schmidt vom Schwulen Museum, ebenso die Ehrenamtler*innen im dortigen Bibliotheksarchiv; bei der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft Raimund Wolfert und Ralf Dose; bei der Polizeihistorischen Sammlung wiederum Jens Dobler; beim Landesarchiv Bianca Welzing-Bräutigam; und beim Archiv der anderen Erinnerungen Daniel Baranowski, Andreas Pretzel und Hann Zipfel.

Dieses Buch stützt sich in hohem Maß auf die Erinnerungen queerer Berliner*innen, die mir oder anderen Forscher*innen ihre Lebenserzählungen zur Bewahrung, Veröffentlichung und Interpretation anvertraut haben. Mein Dank gilt Joachim Engel, der seine Erinnerungen unmittelbar mit mir geteilt hat, sowie Klaus Born, Orest Kapp, Christine Loewenstein, Fritz Schmeuling und Rita »Tommy« Thomas sowie ihren sorgsam Interviewer*innen beim Archiv der anderen Erinnerungen. Joachim Engel und Rita »Tommy« Thomas sind in der Zwischenzeit verstorben. Ich schätze mich sehr glücklich, sie noch kennengelernt haben zu dürfen, wie auch Tommys Lebenspartnerin Helli, die seitdem bei verschiedenen Gedenkveranstaltungen für Tommy zugegen war. Christiane von Lengerke war so freundlich, mich in ihr Zuhause einzuladen, um den Nachlass von Kitty Kuse zu sichten. Dank geht außerdem an Carsten Repke vom Stasi-Unterlagen-Archiv, Jörg-Uwe Fischer vom Deutschen Rundfunkarchiv, Niki Trauthwein vom Lili-Elbe-Archiv, das Spinnboden Lesbenarchiv, die Archivar*innen des Bundesarchivs und der Stiftung Berliner Stadtmuseum.

Ein großer Teil dieses Buchs wurde in Bibliotheken geschrieben. Ich danke den Mitarbeiter*innen der Hatcher Library in Ann Arbor, der Staatsbibliothek Berlin in der Potsdamer Straße, der Berliner Stadtbibliothek in der Breiten Straße und der Bibliothek des Friedrich-Meinecke-Instituts an der Freien Universität Berlin, die Forschenden einen so wichtigen Arbeitsort zur Verfügung stellen.

Im Laufe meiner Recherchen war es mir vergönnt, viele der bedeutendsten Historiker*innen der deutschen queeren Geschichte kennenzulernen. Jens Dobler, Ralf Dose, Kirsten Plötz, Claudia Schoppmann, Karl-Heinz Steinle und Raimund Wolfert teilten freigiebig ihre Expertise und ihre Erinnerungen mit mir. Geholfen haben mir auch Maria Borowski, die mir Transkripte sowie Kontakte zu ihren Oral-History-Partner*innen zur Verfügung stellte, und Barbara Wallbraun mit ihren Recherchen zur Beobachtung von Lesben durch die Stasi. Ein herzliches Dankeschön an alle.

Dazu habe ich in Berlin bereits während der Forschung für die Dissertation einige tolle Kolleg*innen kennengelernt, mit denen ich Textentwürfe und Fragen der queeren Geschichte diskutieren konnte, etwa Maria Bühner, Sonja Dolinsek, Chris Ewing, Henne Friedrichs, Craig Griffiths, Elisa Heinrich, Mirjam Höfner, Adrian Lehne, Martin Lücke, Teresa Tammer, Sébastien Tremblay, Lorenz Weinberg, und viele weitere. Ihr wisst, wer ihr seid, ich danke euch allen ganz herzlich.

Meine Forschung wäre nicht möglich gewesen ohne die großzügige Förderung durch das Department of Germanic Languages and Literatures der University of Michigan, der Rackham Graduate School, das Institute for Research on Women and Gender und die Freie Universität Berlin. Die Dissertationspreise, die mir die Coalition of Women in German und der Arbeitskreis Historische Frauen- und Geschlechterforschung zugesprochen haben, verschafften mir die dringend benötigte Rückendeckung bei der Überarbeitung des englischsprachigen Manuskripts, und ich danke meinen Kolleg*innen für ihre Anerkennung.

Auf dem Weg von der Dissertation zum Buch war Stephen Shapiro, mein Lektor bei der University of Toronto Press, die ideale Begleitung. Sehr dankbar bin ich auch meinen drei anonymen Leser*innen, insbesondere Leser*in A-1. Eine Fassung des 2. Kapitels erschien bereits vorab auf Deutsch in dem Sammelband *Räume der deutschen Geschichte*, und die Anmerkungen der Herausgeberin Teresa Walch haben den Text erheblich verbessert.²² Das Gleiche gilt für das 4. Kapitel, von dem eine erste Fassung im *Journal of the History of Sexuality* erschien und das ebenfalls von den Anmerkungen der Herausgeberin Annette Timm sowie der anonymen Leser*innen profitieren konnte.²³ Die Fertigstellung des Manuskripts in einer schwierigen Zeit wurde durch die Hilfe von Lauren Beck viel einfacher.

Seit dem Erscheinen des englischsprachigen Buches habe ich viel Zuspruch erlebt, der mich ermutigt hat, auch eine Veröffentlichung auf Deutsch anzugehen. Ich danke den Kolleg*innen, die mich eingeladen haben, mein Buch und meine Arbeit in wis-

senschaftlichen Colloquien oder in Podcasts vorzustellen, den Rezensent*innen des Buches, dem Preiskomitee des Waterloo Center for German Studies und allen, die mir Feedback gegeben haben. Namentlich nennen möchte ich Maria Bühner, Christina Benninghaus, Lara Ledwa und Tatiana Klepikova. Dazu habe ich das Glück, während meiner Postdoc-Zeit an der FU mit Kolleg*innen zusammenzuarbeiten, die meine Arbeit auf besonders kreative und herzliche Art begleiten: danke euch, Merlin Engel, Greta Hülsmann und Jonah Reimann, Kai* Brust und Hannes Hacke.

Ich danke meiner Übersetzerin Josefine Haubold für ihre präzise und sprachschöne Übertragung meines Textes ins Deutsche und die gute Zusammenarbeit. Finanzielle Beiträge zu den Kosten der Übersetzung leisteten die Hannchen-Mehrzweck-Stiftung und meine Mutter, Claudia Kohleiss-Rottmann, denen ich herzlich danke. Vor allem aber konnte das Buch dank der Großzügigkeit meiner Großmutter, Dr. Anneliese Kohleiss, übersetzt werden. Ich bin ihr sehr dankbar. Beim BeBra Verlag möchte ich Robert Zagolla und Lisa Wötzel für die freundliche Zusammenarbeit danken.

Forschung kann einsam sein, aber sie ist kein Werk Einzelner, sondern wird durch die Zusammenarbeit Vieler möglich, das hat wohl nicht zuletzt dieses Nachwort gezeigt. Genauso wichtig wie die professionelle Unterstützung durch Kolleg*innen und Institutionen war für mich in den vielen Jahren, die ich mit diesem Buch verbracht habe, mich von Freund*innen und Familie getragen zu fühlen. Ihr Lieben, ich danke euch und hoffe natürlich, ihr könnt mit diesem Ergebnis auch etwas anfangen. Einige sind in der Zwischenzeit gegangen; ihr begleitet mich weiter.

Dieses Buch handelt davon, wie Menschen, die nicht der geschlechtlichen und sexuellen Norm entsprachen, dem gesellschaftlichen Konformitätsdruck ihrer Zeit widerstanden oder sich entzogen, um ein selbstbestimmtes Leben in Würde zu führen. Wir leben heute in einer Zeit, in der rechtsextreme Positionen, die nonkonforme Lebensformen verächtlich machen, zunehmend Gehör und Einfluss in gesellschaftlichen Debatten und politischen Entscheidungen finden. Alle Leser*innen, die mein Text bewegt, bitte ich, in ihrem eigenen Umfeld aufmerksam zu sein für Anfeindungen, Diskriminierung und Bedrohung von Menschen, die nicht der Norm entsprechen, sich hinter sie oder an ihre Seite zu stellen und sich entschlossen für die vielfältige, offene Gesellschaft einzusetzen.

Anmerkungen

Einleitung

- ¹ O. Z., »Mamita läßt bitten!«, *Der Weg* 12, Nr. 10 (1962): 461–2.
- ² Vgl. beispielsweise Hacker, *Frauen* und Freund_innen*. Zur Bedeutungsgeschichte des Begriffs in der queeren englischen Geschichte vgl. Bray, *The Friend*.
- ³ Im weiteren Verlauf des Artikels wird erwähnt, dass Mamita zudem Opfer einer Hetzkampagne der Boulevardpresse wurde.
- ⁴ O. Z., »Mamita.«
- ⁵ O. Z., »Mamita.«
- ⁶ O. Z., »Mamita.«
- ⁷ Michael Thomas Taylor und Annette Timm folgend verwende ich den Begriff »trans«, um »Erfahrungen von transgender-Personen aus einer historischen Distanz heraus« zu diskutieren. Taylor und Timm, »Historicizing Transgender Terminology«, 253.
- ⁸ Diese Untersuchung kann insofern als intersektional gelten, als dass sie »das Problem von Gleichheit und Differenz und deren Verhältnis zu Macht« betrachtet und »Kategorien nicht als getrennt wahrnimmt, sondern als immer von anderen Kategorien durchdrungen, fluide und veränderlich, stets im Prozess des Erschaffens und Erschaffenwerdens durch Machtdynamiken«. Da hier jedoch nicht die Überschneidungen von *race* mit Geschlecht, Sexualität und Klasse analysiert werden, habe ich darauf verzichtet, sie ausdrücklich als eine intersektionale Untersuchung zu positionieren. Cho, Crenshaw und McCall, »Toward a Field of Intersectionality Studies«, 795.
- ⁹ Chauncey, *Gay New York*; Houlbrook, *Queer London*.
- ¹⁰ Evans, *Life Among the Ruins*; Beachy, *Das andere Berlin*.
- ¹¹ Zu den Ausnahmen gehören die wegweisenden Werke von Ilse Kokula, Hanna Hacker und Claudia Schoppmann, die jüngeren Arbeiten von Kirsten Plötz und Benno Gammerl zu lesbischen Frauen sowie von Rainer Herrn und Adrian de Silva zu trans Menschen.
- ¹² Laurie Marhoefer liefert in *Sex and the Weimar Republic*, einem Buch über die Sexualpolitiken der Weimarer Republik, ein starkes Argument für eine solche Geschichte der »Unsittlichkeit«. Marhoefer, *Sex and the Weimar Republic*.
- ¹³ Für jüngere Studien über die Rolle Berlins bei der Entstehung moderner sexueller Kategorien siehe Beachy, *Das andere Berlin*; Dose, *Magnus Hirschfeld*; Herrn, *Schnittmuster des Geschlechts*; Lybeck, *Desiring Emancipation*; Taylor, Timm und Herrn, *Not Straight from Germany*; Spector, *Violent Sensations*; Sutton, »From Sexual Inversion to Trans«, 185–6.
- ¹⁴ Eine ausführliche Geschichte der männlichen Homosexualität in Ost- und Westdeutschland über die vierzig Jahre der deutschen Teilung liefert Samuel Huneke's *States of Liberation*.
- ¹⁵ Beemyn, »A Presence in the Past«, 113.
- ¹⁶ Namaste, »Tragic Misreadings«; Keegan, »Getting Disciplined«, 394.
- ¹⁷ Amin, »Temporality«, 221.
- ¹⁸ Sutton, »From Sexual Inversion to Trans«, 185–6.
- ¹⁹ Einige Anmerkungen zu Begriffen und Schreibweisen: Die Begriffe »butch« und »fem« stammen aus dem Amerikanischen. Für den femininen Part in einem geschlechtsdifferenzierten lesbischen Paar existieren die Schreibweisen »femme« und »fem«. Letztere war die unter lesbischen Arbeiterinnen in den USA gebräuchlichere Form, die dann auch von Autorinnen genutzt wurde, die über sexuelle Kulturen der Arbeiterschicht geschrieben haben. Auch in dem in diesem Buch beschriebenen historischen Kontext waren es Paare aus der Arbeiterschicht, die geschlechtsdiffe-

renziert auftraten. Deswegen habe ich die Schreibweise »Fem« gewählt. Siehe dazu auch Kennedy und Davis, *Boots of Leather, Slippers of Gold*, 391, sowie die Bemerkungen zur Übersetzung in Joan Nestle, *Begehren und Widerstand*, 294. Statt von »Prostituierten« spreche ich im Anschluss an Julia Laite von »Frauen/Männern, die sexuelle Dienstleistungen verkaufen«, um zu verdeutlichen, dass es um eine Handlung bzw. einen Beruf geht und nicht um eine Identität. Laite, *Common Prostitutes*, 26. Darüber hinaus hat Martin Lücke darauf hingewiesen, dass der Begriff »Prostituierte« etymologisch auf »Beschimpfung, Erniedrigung, Verkommenheit« zurückgeht. Lücke, *Männlichkeit in Unordnung*, 29. Zu den umstrittenen Bedeutungen und Politiken von *Tunte*, siehe Griffiths, *The Ambivalence of Gay Liberation*, 168–9.

20 Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, 103.

21 Steakley, *The Homosexual Emancipation Movement*.

22 Verein der Freunde eines Schwulen Museums in Berlin e. V., *Eldorado*.

23 Marhoefer, *Sex and the Weimar Republic*, 19.

24 Grau, *Hidden Holocaust?*; Gerlach, »Außerdem habe ich dort mit meinem Freund getanzt«, 307.

25 Grau, *Hidden Holocaust?*

26 Schoppmann, *Days of Masquerade*, 16.

27 Steinle, *Der Literarische Salon*.

28 Dobler, *Von anderen Ufern*, 182–90; Herrn, »Ich habe wohl Freude an Frauenkleidern«, 63.

29 Dobler, *Von anderen Ufern*; Dobler, *Verzaubert in Nord-Ost*; Evans, *Life Among the Ruins*; Evans, »Bahnhof Boys«; Pretzel, *NS-Opfer unter Vorbehalt*; Maneo, *Spurensuche im Regenbogenkiez*; Whisnant, *Male Homosexuality in West Germany*; Zur Nieden, *Unwürdige Opfer*.

30 Ilse Kokula veröffentlichte 1986 in *Jahre des Glücks, Jahre des Leids* Ausschnitte aus Oral-History-Interviews mit lesbischen Frauen, die das queere Nachkriegsberlin miterlebt hatten. Die einzige Monografie, die seitdem lesbische Subjektivitäten dieser Zeit untersucht hat, ist Maria Borowskis Oral-History-Studie zur frühen DDR von 2017, *Parallelwelten*. Keine der von ihr interviewten Frauen hat jedoch in den 1950er und 60er Jahren in Berlin gelebt. Die Broschürenreihe des Berliner Senats zu LSBTI-Geschichte enthält ein Heft zur trans Geschichte (Meyer, »Auf nach Casablanca«), das trans Räume im Ost-Berlin der Nachkriegszeit thematisiert.

31 Zu Cisgeschlechtlichkeit und heterosexueller Sexualität siehe Peukert, »Die ›Halbstarke‹«; Poiger, *Jazz, Rock, and Rebels*; Fenemore, *Sex, Thugs, and Rock'n'Roll*.

32 Zur Nieden, *Homosexualität und Staatsräson*, 7–8.

33 Zur »überdeterminierten« Frage der Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Sowjetsoldaten in den Monaten vor und nach der deutschen Kapitulation siehe Grossmann, »A Question of Silence«.

34 Siehe beispielsweise Whisnant, *Male Homosexuality in West Germany*, 24; Timm, *The Politics of Fertility*, 329–30.

35 Borneman, *Belonging in the Two Berlins*, 132.

36 Heineman, *What Difference Does a Husband Make?*, 16.

37 Plötz, »Wo blieb die Bewegung lesbischer Trümmerfrauen?«, 74.

38 Plötz, *Als fehle die bessere Hälfte*, 258.

39 Pretzel, *NS-Opfer unter Vorbehalt*, 10.

40 Pretzel, *NS-Opfer unter Vorbehalt*, 77.

41 Vormbaum, *Das Strafrecht der Deutschen Demokratischen Republik*, 378–9.

42 Hans-Joachim Schoeps, Überlegungen zum Problem der Homosexualität. In: *Der homosexuelle Nächste*. Ein Symposium. Bianchi, Hermanus (Hg.) Hamburg: Furche-Verlag 1963. S. 74–114, hier 86.

43 Pretzel, *NS-Opfer unter Vorbehalt*, 10; Wolfert, »Zwischen den Stühlen«, 89.

44 Klaus Berndt, »Zeiten der Bedrohung«, 25.

45 »§ 183«, in Ministerium für Justiz der DDR, *Strafgesetzbuch und andere Strafgesetze*, 92; Kohlrausch und Lange, *Strafgesetzbuch mit Erläuterungen und Nebengesetzen*, 259. Die Möglichkeit

zum Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte wurde in der BRD 1969 mit der Großen Strafrechtsreform gestrichen.

46 »§ 360«, in Ministerium für Justiz der DDR, *Strafgesetzbuch und andere Strafgesetze*, 163–4; Kohlrausch und Lange, *Strafgesetzbuch mit Erläuterungen und Nebengesetzen*, 463–4.

47 Korzilius, »Asoziale« und »Parasiten« im Recht der SBZ/DDR, 415.

48 Korzilius, »Asoziale«, 291–2, 301, 617–18. Zum Ende der DDR machten nach dem § 249 Verurteilte fast ein Viertel der Gefängnisinsass*innen aus. Thomas Lindenberger, »Asoziale Lebensweise«, 247.

49 Zur Frage, ob für die Entwicklungen in Ostdeutschland als »Revolution« oder eher als »Evolution« zu bezeichnen sind, siehe McLellan, *Love in the Time of Communism*, 9.

50 Herzog, *Sex after Fascism*, 5–6.

51 Steinbacher, *Wie der Sex nach Deutschland kam*, 15–16.

52 Heineman, *Before Porn Was Legal*, 2, 7, 14.

53 In den 1960er Jahren war die Zahl der Verurteilungen nach § 175 bis zu viermal so hoch wie in der späten Weimarer Republik. Moeller, »Private Acts«, 530; Plötz, *Als fehle die bessere Hälfte*, 255–6.

54 Heineman, *Before Porn Was Legal*, 17.

55 Steinbacher, *Wie der Sex*, 10–11.

56 McLellan, *Love in the Time of Communism*, 2.

57 Herzog, *Sex after Fascism*, 185; Greg Eghigian, »Homo Munitus« 45–7; Evans, »Repressive Rehabilitation«, 303–4.

58 McLellan, *Love in the Time of Communism*, 90.

59 Frackman, »Persistent Ambivalence«; Huneke, *States of Liberation*, 31.

60 Duberman, Vicinus und Chauncey, *Hidden from History*.

61 Doan, *Disturbing Practices*, 60–1, viii.

62 Siehe beispielsweise Houlbrook, *Queer London*, 8; Ross, *Public City/Public Sex*, 10–11.

63 Halperin, *How to Do the History of Homosexuality*, 107.

64 Marhoefer, *Sex and the Weimar Republic*, 8.

65 Marhoefer, *Sex and the Weimar Republic*, 9.

66 Houlbrook, *Queer London*, 10.

67 Lefebvre, *The Production of Space*.

68 Ahmed, *Queer Phenomenology*, 106.

69 Ahmed, *Queer Phenomenology*, 67.

70 Giesekeing, *A Queer New York*, xvi–xvii.

71 Giesekeing, *A Queer New York*, 3.

72 Zur jüngsten Diskussion um Sexualität und Räume, sowie die sich verändernde Bedeutung von »gayborhoods«, siehe Hubbard, »Geography and Sexuality«.

73 Herzog, *Sex after Fascism*, 64.

74 Das Lili-Elbe-Archiv zur Inter, Trans, und Queere Geschichte wurde 2013 in Berlin gegründet, ist aber seit 2022 nicht mehr erreichbar. Die Lili-Elbe-Bibliothek ist eine andere Institution, die unter <https://lili-elbe.de> eine Fülle von Informationen und Quellen zu trans Geschichte, Literatur und Filmen bietet.

75 Petra Söllner, E-Mail an Andrea Rottmann, 16.11.2016.

76 Ursula Sillge, E-Mail an Andrea Rottmann, 20.11. 2016.

77 Zur Stasi-Überwachung lesbischer Frauen siehe Wallbraun, »Lesben im Visier der Staatssicherheit«. Ihr Dokumentarfilm *Uferfrauen* kam 2020 heraus.

78 Hacker, *Frauen und Freundinnen*, 93. Siehe auch die 2015 erschienene überarbeitete Neuausgabe ihres Buchs Hacker, *Frauen* und Freund_innen*.

79 Vicinus, »The History of Lesbian History«, 574–5.

80 In jüngerer Zeit haben Historikerinnen die Diskriminierung lesbischer Frauen mit innovativen Methoden erforscht: Christiane Carri analysierte psychiatrische Gutachten zur Entmündigung

- lesbischer Frauen während der Weimarer Republik, Kirsten Plötz untersuchte, wie Richter*innen in unterschiedlichen westdeutschen Bundesländern über lesbische Mütter in Sorgerechtsfällen urteilten. Carri, »Als erstes Symptom«; Plötz, »Entzug der Kinder«; Plötz, »...in ständiger Angst«.
- 81 Besonders hilfreich waren dabei Gespräche mit Kirsten Plötz und der Archivarin im Landesarchiv Bianca Welzing-Bräutigam, sowie Christiane Leidingers systematisches Handbuch für historische Recherchen über lesbische Frauen im Westdeutschland der Nachkriegszeit. Leidinger, *Lesbische Existenz 1945–1969*.
- 82 Für eine kritische Auseinandersetzung mit dem Nutzen von Oral History in der US-amerikanischen queeren Geschichte siehe Boyd, »Who Is the Subject?« Für jüngere deutsche queere Studien, die auf Oral History basieren, siehe Gammerl, *Anders fühlen*; außerdem Gammerl, »Erinner-te Liebe«; Borowski, *Parallelwelten*.
- 83 Boyd, »Who Is the Subject?«, 179–80.
- 84 Boyd, »Who Is the Subject?«, 189.
- 85 Das Archiv der anderen Erinnerungen, eine wachsende Sammlung von Oral-History-Interviews mit lesbischen, schwulen, bisexuellen, transsexuellen, transgender, intersexuellen und queeren Menschen (LSBTTIQ), führt seit 2013 lebensgeschichtliche Interviews durch. Es ist Teil der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, die 2011 vom Bundesjustizministerium gegründet wurde, mit dem Ziel, »an Magnus Hirschfeld zu erinnern, Bildungs- und Forschungsprojekte zu fördern und einer gesellschaftlichen Diskriminierung von [...] LSBTIQ*-[Menschen] in Deutschland entgegenzuwirken«. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, »Über die Stiftung.«
- 86 Baranowski, »Das Archiv der anderen Erinnerungen der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld«.
- 87 Zu weiblicher Maskulinität siehe Halberstam, *Female Masculinity*.

1 Zuhause

- 1 Tagebuch von Hilde Radosch. Hilde Radosch Nachlass (HRN), Rep 500, Acc. 300, Kiste 6, I-6–1, Feministisches Archiv FFBIZ.
- 2 Zur Nieden, *Unwürdige Opfer*, 22–7.
- 3 »Wollte meine Akten. Alles von Polizei vor der Tür verbrannt«. Radosch Tagebuch, 181.
- 4 Radosch Tagebuch, 182.
- 5 Radosch Tagebuch, 183.
- 6 Radosch Tagebuch, 183.
- 7 Betts, *Within Walls*, 15.
- 8 Pretzel und Roßbach, *Wegen der zu erwartenden hohen Strafe*, 180f.
- 9 Beck, *Und Gad ging zu David*; Färberböck, *Aimée und Jaguar*. Der Film beruht auf dem gleichnamigen Buch von Erica Fischer.
- 10 Eva Siewert, Das Orakel. In: *Der Weg. Zeitschrift für Fragen des Judentums*, 1946 (Jg. 1), Nr. 37, S. 5.
- 11 Freud, »Das Unheimliche (1919)«, 4:241–74.
- 12 Honig, »Difference, Dilemma«.
- 13 hooks, »Homeplace«.
- 14 Young, »House and Home«.
- 15 Pilkey et al., *Sexuality and Gender at Home*. Lauren Guttermans Untersuchung über lesbische Affären verheirateter Frauen in den USA um die Jahrhundertmitte hat gezeigt, welche subversiven Potenziale das Zuhause selbst zu einer Zeit und an einem Ort innehaben konnte, die gemeinhin als eine der heteronormativsten überhaupt gelten. Gutterman, *Her Neighbor's Wife*.
- 16 Gorman-Murray, »Que(E)rying Homonormativity«, 151.
- 17 Wolfert, »Eva Siewert«. Sofern nicht anders vermerkt, stammen alle biografischen Informationen zu Siewert aus diesem Artikel.

- 18 Czernowitz ist heute Chernivtsi, Ukraine. Porubsky, »Eva Siewert, die ›Luxemburger Nachti-
gall«.
- 19 Im September 1933 hatte Joseph Goebbels Juden aus dem kulturellen Leben Deutschlands, zu
dem auch der Journalismus zählte, ausgeschlossen. Gemäß den Nürnberger Gesetzen von 1935
galt, wer mindestens drei jüdische Großeltern hatte, als »Volljude«, wer einen oder zwei jüdi-
sche Großeltern hatte, galt als »Mischling«. Kaplan, *Between Dignity and Despair*, 27–8, 77.
- 20 Siewert, »Das Orakel«.
- 21 Siewert, »Das Orakel«.
- 22 Siewert, »Das Orakel«.
- 23 Siewert, »Das Orakel«.
- 24 Die Briefe von Alice Carlé an Eva Siewert im Gefängnis sind in dem Koffer aus dem Teilnachlass
von Eva Siewert gefunden worden, den Oranna Dimmig 1995 aus einem Berliner Trödelgeschäft
erhielt. Sie sind transkribiert und als Faksimile veröffentlicht in Wolfert/Dimmig/Schoppmann
(Hg.), *Damals wurde uns klar*.
- 25 »›Der weitere Verbleib««, 161.
- 26 »›Der weitere Verbleib««, 161.
- 27 Wolfert/Dimmig/Schoppmann (Hg.), *Damals wurde uns klar*, 113.
- 28 Eva Siewert, Brief an Kurt Hiller, 19.03.1947. Original bei der Kurt Hiller Gesellschaft, Neuss.
Kopie bei der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, Berlin.
- 29 Eine Bibliografie von Siewerts Arbeiten findet sich auf der Erinnerungs-Website <https://eva-siewert.de/>.
- 30 Das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee (WhK) war die erste Homosexuellenorganisation der
Welt. Gegründet 1897 in Berlin-Charlottenburg durch Magnus Hirschfeld und andere, setzte sich
das WhK u. a. für die Entkriminalisierung der männlichen Homosexualität und für die gesell-
schaftliche Aufklärung über Homosexualität ein. Clayton Whisnant, *Queer Identities and Politics
in Germany*, 17.
- 31 Eva Siewert, Brief an Kurt Hiller, 25.03.1949. Original bei der Kurt Hiller Gesellschaft, Neuss.
Kopie bei der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, Berlin.
- 32 Eva Siewert, Brief an Kurt Hiller, 19.08.1949. Original bei der Kurt Hiller Gesellschaft, Neuss.
Kopie bei der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, Berlin.
- 33 Eva Siewert, Brief an Kurt Hiller, 14.04.1949. Original bei der Kurt Hiller Gesellschaft, Neuss.
Kopie bei der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, Berlin.
- 34 »Im Gedenken an Alice Carlé und ihre Angehörigen«, Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft e. V.,
<http://magnus-hirschfeld.de/forschungsstelle/veranstaltungen-und-einladungen/stolpersteine-carle-2017/>.
- 35 »In Erinnerung an Eva Siewert«, Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft e. V., <https://eva-siewert.de/>.
- 36 Amtsgericht Charlottenburg an Andrea Rottmann, 23.12.2016.
- 37 Wolfert/Dimmig/Schoppmann (Hg.), *Damals wurde uns klar*.
- 38 Zu Radoschs umfangreichem Nachlass siehe Scheidle, »Hilde Radosch«. Zu Veröffentlichungen
über Radosch siehe beispielsweise Schoppmann, *Zeit der Maskierung*; Biermann und Haffter,
Muss es denn gleich Beides sein?
- 39 Meldeschein in HRN. FFBIZ Rep. 500, Acc. 300, Kiste 2, 3, 46.
- 40 Lebenslauf HR, Landesarchiv Berlin (LAB) C Rep 118–01 Nr. 6693.
- 41 Meldeschein im Nachlass.
- 42 HRs Trauerrede bei EKs Beerdigung, Kiste 4 (im Folgenden zitiert als HRs Trauerrede).
- 43 HRs Trauerrede.
- 44 Die OdF bestand aus einem Hauptausschuss auf Stadtebene, der sich aus bekannten Kommuni-
st*innen, Sozialdemokrat*innen und Liberalen zusammensetzte, sowie aus Bezirksausschüs-
sen, die an die Bezirksamter angeschlossen waren. Trotz der Beteiligung unterschiedlicher politi-
scher Parteien im Ausschuss stand die OdF von Anfang an unter kommunistischer Führung. Zur
Nieder, *Unwürdige Opfer*, 28, 34–5, 14.

- 45 Schreiben der KPD Bezirksleitung Gross-Berlin, 27.11.1945, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 39, 16.
- 46 Schreiben der KPD an HR vom 01.01.1946, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 39, 16.
- 47 Tagebucheinträge vom 7. und 12.01., HR Tagebuch 1946, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 5, 2.
- 48 Dreiseitiger Brief an den Genossen Sidow/Genossen Mai von Heinz Schwatert (?), von dem auch ein Brief an HR im FFBIZ stammt. HR OdF-Akte, LAB C Rep 118–01 Nr. 6693 (im Folgenden zitiert als HR OdF-Akte, Nr. 6693). Rechtschreib- und Grammatikfehler wurden übernommen.
- 49 HR OdF-Akte, Nr. 6693.
- 50 Anonymer Brief an HR, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 4, 400, 8–12.
- 51 Die Gründe für Radoschs Entlassung sind schwer zu entwirren, da sie mit der Zuspitzung der Spannungen zwischen der Berliner SPD und KPD sowie zwischen der sowjetischen und US-amerikanischen Besatzungsführung zusammenfiel. Bei ihrer Ankunft im August 1945 fanden die amerikanischen Besatzer in Schöneberg eine von Kommunist*innen und Sozialdemokrat*innen dominierte Bezirksverwaltung vor. Ihr Verdacht auf eine kommunistische Vorherrschaft gipfelte im ersten politischen Nachkriegsprozess gegen zwei Schöneberger Kommunisten, darunter den oben erwähnten Gerhard Jurr. Der Bezirkssekretär der Partei, Jurr und eine Reihe weiterer KPD-Mitglieder wurden wegen Missachtung der US-Militärverwaltung in Berlin sowie wegen einer kommunistischen Verschwörung verurteilt, jedoch aufgrund allgemeiner Kritik an dem Verfahren bald wieder begnadigt. Zur Nieden, *Unwürdige Opfer*, 27; Heimann, »Politisches Leben in Schöneberg/Friedenau«, 72; Krenn *Krenn's Berlin-Chronik*, 118, 125.
- 52 In dem im FFBIZ erhaltenen Brief macht S. nähere Angaben zu seinem Diebstahl: Er habe 4.000 Mark und einige Rechnungen entwendet.
- 53 Zwei spätere anonyme Briefe an HR erwähnen eine Anzeige wegen Veruntreuung. Drohbrieff an HR und EK, Kiste 4.
- 54 Hilde Radosch, Oral-History-Interview mit Annemarie Tröger, 1979/80. FFBIZ. Audiodatei, bearbeitet von Christian Fink.
- 55 Claudia Schoppmann zufolge schloss die KPD-Parteileitung Radosch aus und »[schob] dabei die Schuld auf ihre Freundin«, denunzierte sie außerdem beim Bezirksamt Schöneberg als lesbisch. Schoppmann, *Zeit der Maskierung*.
- 56 Ein zeitgenössisches Beispiel für die Stigmatisierung weiblicher gleichgeschlechtlicher Beziehungen findet sich in Susanne zur Niedens Analyse eines Falls, in dem zwei jüdischen Frauen der Status als Opfer des Faschismus aufgrund lesbischer Beziehungen aberkannt wurde. Zur Nieden, *Unwürdige Opfer*. Zum deutschen »homophoben Konsens« siehe Zur Nieden, *Homosexualität und Staatsräson*, 6–7.
- 57 Anonymer Brief an HR, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 4, 400, 8–12.
- 58 In ihrem Pass von 1986 wird Radoschs Körpergröße mit 162 cm angegeben. HRN, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 2.
- 59 Informationen zu Ackermann aus »Kurzbiographien Teilnehmer«. Bundeskonferenz des Kulturbunds 1947. BArch SAPMO DY 27/3484. Zum Kulturbund, siehe Bartsch, »Kulturbund«.
- 60 Kopie eines Briefs von GK an Dr. Ackermann, Kulturbund, 24.06.1947. Gerd Katter Nachlass (GKN), Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft (MHG), Berlin.
- 61 Siehe dazu Andreas Pretzel zur West-Berliner Gesellschaft zur Reform des Sexualstrafrechts; Jens Dobler zum West-Berliner Bund für Menschenrecht, später umbenannt in Dr. Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft; Erik Huneke über den ostdeutschen Aktivistin Rudolf Klimmer sowie Raimund Wolfert über Willi Pamperin. Pretzel, *NS-Opfer unter Vorbehalt*, 287–339; Dobler, *Von anderen Ufern*, 226–31; Dobler, »Die Alte Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft«; Huneke, »Morality, Law, and the Socialist Sexual Self«; Wolfert, *Homosexuellenpolitik*.
- 62 Laut einem Patientenbericht von Magnus Hirschfeld und Felix Abraham wurde Katter am 14.03.1910 geboren. Transkript des Patientenberichts für E. Katter, 05.03.1929. GKN, MHG, Berlin. Die folgenden biografischen Informationen stammen aus Katters autobiografischer Erzäh-

- lung, 1988 niedergeschrieben für Ralf Dose von der MHG. Autobiographische Erzählung von Gerd Katter für Ralf Dose, 05.10.1988. GKN, MHG.
- ⁶³ Autobiographische Erzählung GK, 9.
- ⁶⁴ Autobiographische Erzählung GK, 5.
- ⁶⁵ Es gibt zwei alternative Berichte zu Katters Operation. In seinen Erinnerungen beschreibt der Sexualwissenschaftler Ludwig Lévy-Lenz den Fall einer »16jährige[n] Transvestitin«, die ins Institut kam, »mit der Bitte, ihr die stark entwickelten Brüste zu amputieren. Sie hätte bereits eine Stellung als Tischlerlehrling gefunden, und nur ihre Brüste hinderten sie daran, wie die anderen Lehrjungen zu arbeiten.« Lévy-Lenz schreibt, er habe sich zunächst aufgrund des Alters der Patientin geweigert, die Operation durchzuführen, habe jedoch später die Brüste doch abnehmen müssen, nachdem sich die Patientin, »um die Amputation zu erzwingen – selbst schwere und tiefe Schnittwunden mit einem Rasiermesser beigebracht« und dabei viel Blut verloren habe (Lévy-Lenz, *Diskretes und Indiskretes*, Band 2, 203-4). Katter war Schreinerlehrling, und in einem Brief an Ralf Dose schreibt er von einem »Buch, dessen Autor ein enger Freund Hirschfelds war und welches mich merkwürdigerweise über Kairo erreichte ... und in dem ich mich selbst, kurz erwähnt, sogar wiederfand«. Brief GK an Ralf Dose, 03.12.1985. GKN, MHG Berlin. Interessanterweise erwähnt Katter diese Selbstverletzung in seiner autobiografischen Erzählung nicht.
- ⁶⁶ Autobiographische Erzählung GK, 7.
- ⁶⁷ Brief GK an Ralf Dose, 03.12.1985. GKN, MHG Berlin.
- ⁶⁸ Autobiographische Erzählung GK, 7.
- ⁶⁹ Autobiographische Erzählung GK, 6, 12.
- ⁷⁰ Katter erwähnt keine Schwierigkeiten mit den Nazis wegen seines Trans-Seins. Sofern sein Antrag auf Vornamensänderung erfolgreich war, hätte er keinen weiteren Transvestitenschein beantragen und wahrscheinlich keinen weiteren Kontakt mit den Behörden haben müssen. Zur widersprüchlichen Haltung des NS zu Transsexuellen siehe Herrn, »Ich habe wohl Freude an Frauenkleidern«.
- ⁷¹ Ralf Dose erinnert sich aus Gesprächen, die er in den 1980er Jahren mit Katter führte, dass dieser in Kreuzberg gelebt und bei der Nordsternversicherung in der Nähe des Rathauses Schöneberg gearbeitet habe. Telefongespräch mit Ralf Dose, 14.09.2016. Katter gab an, er habe in einem von Anna Wüllner-Hoffmann, der Schwester des bekannten Tenors Ludwig Wüllner, geleiteten Schauspielstudio in Schöneberg Schauspielunterricht genommen. In einer Kurzmeldung in der *Berliner Zeitung* wird er als einer der Darsteller bei einem Auftritt in ihrer Privatwohnung genannt. *Berliner Zeitung*, 10.08.1946, 3.
- ⁷² Kopie eines Briefs von GK an Dr. Ackermann, *Kulturbund*, 24.06.1947. GKN, MHG, Berlin.
- ⁷³ In seinem Brief an den Kulturbund erwähnt Katter einen Brief, den er während der NS-Herrschaft als Reaktion auf einen diffamierenden Artikel über Hirschfeld an eine Zeitung geschickt hatte und den er beifügte. Leider ist dieser Brief nicht erhalten.
- ⁷⁴ Katter Brief an Ackermann, 24.06.1947. GKN, MHG Berlin.
- ⁷⁵ Katter Brief an Ackermann, 24.06.1947.
- ⁷⁶ Katter Brief an Ackermann, 24.06.1947.
- ⁷⁷ Briefe an GK von Friedrich Wolf, 20.03.1949; Arnold Zweig, 02.09.1949; Paul Krische, 25.10.1949; Felix Bönheim, 01.10.1949; Harry Damrow, 03.06.1948. Weitere Unterstützung kam vom VVN. Brief des VVN, unterschrieben von Karl Raddatz, 12.09.1948. GKN, MHG.
- ⁷⁸ In den Bänden des *Aufbau* von 1946–1950 finden sich keine Artikel zu Hirschfeld oder der Sexualwissenschaft.
- ⁷⁹ Sternburg, *Um Deutschland geht es uns*, 251; Brief an GK von AZ, 02.09.1949.
- ⁸⁰ Brief von Zweig an GK, 02.09.1949, GKN, MHG.
- ⁸¹ Herzog, *Sex after Fascism*, 4.
- ⁸² McLellan, *Love in the Time of Communism*, 5–7.

- ⁸³ Heinz Willmann, »Unsere Bundeskonferenz«. Manuskript für *Aussprache* 3/4, 1947, BArch DY 27/3484, 17. *Aussprache* war ein Rundschreiben für Mitglieder und Freund*innen des Kulturbunds Berlin.
- ⁸⁴ Weder in den Akten der Berliner noch der Bundesleitung des Kulturbunds für die Jahre 1945–1950 findet sich eine Erwähnung Hirschfelds oder des Instituts. BArch SAPMO DY 27 1593; 3893; 1882; 757; 3480; 3481; 3482; 3484; 1026; 1030; 907; 908; 909; 910; 911; 912.
- ⁸⁵ Brief von Damrow an GK, 18.10.1948, GKN, MHG. Im Jahresbericht des Berliner Kulturbunds für das Jahr 1946 sind keine Gespräche zu Hirschfeld oder anderen Sexualwissenschaftler*innen verzeichnet. Jahresbericht 1946, BArch DY 27/3893.
- ⁸⁶ Brief von Dr. Kaltofen, Zeitschrift *Liebe und Ehe*, Regensburg, an GK, 08.02.1951. GKN, MHG Berlin.
- ⁸⁷ Die ab 1949 in Regensburg erscheinende Zeitschrift wurde von der Prüfstelle für jugendgefährdende Schriften zensiert und stellte ihr Erscheinen Ende 1951 ein. Herzog, *Sex after Fascism*, 80–5.
- ⁸⁸ Brief von Dr. Kaltofen, Zeitschrift *Liebe und Ehe*, Regensburg, an GK, 08.02.1951. GKN, MHG Berlin.
- ⁸⁹ Sigusch, *Geschichte der Sexualwissenschaft*, 391.
- ⁹⁰ Steinbacher, *Wie der Sex nach Deutschland kam*, 155–6, 163–5.
- ⁹¹ Herzog, *Sex after Fascism*, 82–5.
- ⁹² Huneke, »Morality, Law, and the Socialist Sexual Self«, 69–72.
- ⁹³ Hillers Nachruf auf Hirschfeld, in dem er sein Lebenswerk als Wissenschaftler und Aktivist kritisch würdigte, wurde in der Ausgabe vom Juni 1945 der Schweizer Zeitschrift *Der Kreis* nachgedruckt. Kurt Hiller, »Der Sinn eines Lebens. In Memoriam Magnus Hirschfeld«, *Der Kreis* 13, Nr. 6 (1945). Drei Jahre später veröffentlichte Hiller ebenfalls in *Der Kreis* eine persönlichere Würdigung seines Freundes. Kurt Hiller, »Persönliches über Magnus Hirschfeld«, *Der Kreis* 16, Nr. 5 (1948).
- ⁹⁴ Zu Hillers Aktivismus in der Nachkriegszeit siehe Wolfert, *Homosexuellenpolitik*.
- ⁹⁵ »Gedenkfeier für Magnus Hirschfeld«. *Die Freunde* 2, Nr. 1 (1952): 28.
- ⁹⁶ Zu Kressmann siehe R. B., »Der Fall Willy Kressmann: Die Berliner SPD sagte sich von ihrem Querkopf los«, *Die Zeit*, 07.12.1962. <https://www.zeit.de/1962/49/der-fall-willy-kressmann>. Andere Redner*innen waren Hans Graaz, Hildegard Wegschneider und Adolf Koch. Georgieff, *Nacktheit und Kultur*, 84, 121.
- ⁹⁷ Dobler, *Von anderen Ufern*, 226–31.
- ⁹⁸ Zu den Auswirkungen des NS auf die Sexualwissenschaft in Deutschland siehe Sigusch, *Geschichte der Sexualwissenschaft*, 271–5. Sigusch kommt zu dem Schluss: »Von dem Schlag, den der Nationalsozialismus der Sexualwissenschaft versetzt hat, wird sie sich nie erholen können.« Sigusch, *Geschichte der Sexualwissenschaft*, 375.
- ⁹⁹ Johannes Werres, »Bundespost Berlin hält Magnus Hirschfeld für ›wenig bekannt‹«. *Der Weg* 20, Nr. 228 (1970): 59–60.
- ¹⁰⁰ James Steakley behandelte Hirschfeld in *The Homosexual Emancipation Movement in Germany* (1975), das Werk wurde jedoch nicht ins Deutsche übersetzt. Die Gründung der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft war nur eine von zahlreichen Initiativen und Entwicklungen der schwulen und lesbischen Geschichte im West-Berlin der späten 1970er und 1980er Jahre, darunter die Gründung des Lesbenarchivs Spinnboden, Veranstaltungen mit Zeitzeug*innen der queeren Subkultur der Stadt in der Weimarer Republik (darunter Charlotte Wolff), die Ausstellung *Eldorado* im Berlin Museum 1984, die darauf folgende Gründung des Schwulen Museums, die Produktion von Dokumentarfilmen über Kitty Kruse und Hilde Radusch sowie weitere Projekte. Wolff, *Magnus Hirschfeld*.
- ¹⁰¹ Brief GK an Ralf Dose, 03.12.1985. GKN, MHG Berlin.
- ¹⁰² Brief GK an Ralf Dose, 03.12.1985.

- ¹⁰³ Katter selbst war nicht mehr reisefähig, West-Berliner*innen konnten jedoch seit 1972 nach Ost-Berlin und in die DDR einreisen, und so besuchten ihn Mitglieder der MHG zuhause. Zur Lockerung der Reisebeschränkungen siehe Engelmann, »Die Mauer durchlässiger machen«, 221.
- ¹⁰⁴ Ribbe, *Berlin 1945–2000*, 91.
- ¹⁰⁵ Ein Viertel der Bevölkerung Berlins waren Flüchtlinge oder Umsiedler. Borneman, *Belonging in the Two Berlins*, 129.
- ¹⁰⁶ Ribbe, »Wohnen im geteilten Berlin«. Die Nissenhütten hatten eine Grundfläche von vierzig Quadratmetern und wurden oft von zwei Parteien bewohnt, die nur durch eine dünne Wand voneinander getrennt waren. Carstens, »Die Nissenhütte«, 92. Die private Dokumentation »Nissenhütten – Wellblechbaracken in Berlin« bietet eine Fülle von Informationen über diese Behelfsunterkünfte. Frenzel, »Nissenhütten – Wellblechbaracken in Berlin«.
- ¹⁰⁷ Lemke, *Vor der Mauer*, 403.
- ¹⁰⁸ Plötz, »Wo blieb die Bewegung lesbischer Trümmerfrauen?«, 74.
- ¹⁰⁹ Borneman, *Belonging in the Two Berlins*, 131.
- ¹¹⁰ Ribbe, *Berlin 1945–2000*, 94–6.
- ¹¹¹ Borneman, *Belonging in the Two Berlins*, 205.
- ¹¹² Fritz Schmeihling, Interview von Michael Bochow und Karl-Heinz Steinle, 24.01.2015, Archiv der anderen Erinnerungen, Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (BMH), Berlin.
- ¹¹³ Martin Knop war der Herausgeber des *Amicus-Briefbund*. Sein Büro befand sich am Nollendorfplatz, wo die Kund*innen während der Bürozeiten einfach vorbeikommen konnten. Der *Amicus-Briefbund* stellte sein Erscheinen 1953 ein. *Amicus-Briefbund* 2/1950. Schwules Museum, Berlin (SMB); Schlüter, Steinle und Sternweiler, *Eberhardt Brucks*, 162.
- ¹¹⁴ *Amicus-Briefbund* 2/1950.
- ¹¹⁵ *Amicus-Briefbund* 2/1950. SMB. Whisnant, *Male Homosexuality*, 70.
- ¹¹⁶ »Die Freunde sprechen zum Freund«. *Die Freunde* 1, Nr. 2 (1951): 16. SMB.
- ¹¹⁷ »Die Freunde sprechen zum Freund«, 21.
- ¹¹⁸ Plötz, »Wo blieb die Bewegung lesbischer Trümmerfrauen?«, 74. Plötz' Aussage, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen toleriert wurden, solange sie nicht benannt wurden, wird von Benno Gammerls Oral-History-Studie bestätigt. Gammerl, »Mit von der Partie oder auf Abstand?« In seinem Artikel zu lesbischen Erfahrungen im Berlin der NS-Zeit behandelt Samuel Huneke den Fall einer Vermieterin, die sich nicht an der lesbischen Beziehung ihrer Mieterin störte. Huneke, »The Duplicity of Tolerance«, 45.
- ¹¹⁹ Plötz, *Als fehle die bessere Hälfte*, 255–8.
- ¹²⁰ Kuse war 1974 Mitbegründerin der Gruppe L 74 (Lesbos 1974), »eine Gruppe älterer, berufstätiger Lesbierinnen«, die sich im studentisch geprägten Lesbenaktionszentrum (LAZ) nicht zuhause fühlten. Ein Oral-History-Interview mit ihr war Teil der *Eldorado*-Ausstellung von 1984 und des dazugehörigen Katalogs, darüber hinaus ist sie eine der in Ilse Kokulas Gesprächsband *Jahre des Glücks, Jahre des Leids* (1986) porträtierten Frauen. Kokula, *Jahre des Glücks, Jahre des Leids*, 31. Christiane von Lengerke und Tille Ganz drehten 1985 einen Dokumentarfilm über sie. Lengerke et al., *Käthe (Kitty) Kuse*. Am Tag ihres Geburtstags 2016 wurde auf dem Schöneberger St. Matthäus Friedhof, in fußläufiger Entfernung zu ihrem Elternhaus, ein Gedenkstein für sie errichtet. Kuses Nachlass bewahrt ihre Freundin Christiane von Lengerke in ihrer Privatwohnung auf, wo sie mir freundlicherweise Zugang dazu gewährte.
- ¹²¹ Kuse hatte in ihrer Jugend einige Zeit unter dem männlichen Namen Fritz Förster gelebt. Anfang der 1930er Jahre erfuhr sie im Institut für Sexualwissenschaft von der Möglichkeit der Vornamensänderung und der Erlaubnis, Männerkleidung zu tragen, und besuchte auch noch einen Arzt und einen Juristen, »die mir die Möglichkeit bescheinigten«. Sie wollte »ohne Aufhebens« mit ihrer Freundin tanzen gehen können. Zur Ausstellung eines Transvestitenscheins kam es aber wohl aufgrund der Machtübernahme der Nationalsozialisten nicht mehr. Kokula, *Jahre des Glücks, Jahre des Leids*, 25–6.

- ¹²² Prüfungszeugnis Sonderreifeprüfung Humboldt-Universität, 02.04.1947, Diplom der Humboldt-Universität, 01.06.1951, Teilnachlass Kitty Kuse (TKK).
- ¹²³ Leiter des Notaufnahmeverfahrens in Berlin, Aufenthaltserlaubnis für Käthe Kuse, 26.01.1957, TKK. Brief von Kuse an ihren Vater, 07.02.1946, TKK. Lebenslauf Käthe Kuse, um 1960, Arbeitsvertrag im Amt für Erfindungs- und Patentwesen, 01.09.1951, Zwischenzeugnis Amt für Erfindungs- und Patentwesen, 31.03.1953, TKK. 1951 verdiente Kuse 1210 DM beim VEB Transformatoren. Zeugnis der VEM Transformatoren, 20.10.1951, TKK. Das mittlere Einkommen in den volkseigenen Betrieben der DDR lag 1949 bei 295 DM, sie verdiente also mehr als viermal so viel. 1955 betrug das mittlere Einkommen 439 DM. Statistisches Amt der DDR, *Statistisches Jahrbuch*, 144.
- ¹²⁴ Nach der Rückkehr ihres Mannes aus der Kriegsgefangenschaft war die Familie bei Zimmels Eltern in Berlin Lichtenberg eingezogen. Lebenslauf Ruth Wilhelmine Dorothea Zimmel, 25.07.1957, TKK. Zimmels Mutter starb 1949, der Vater 1951. 1952 ließ sie sich von ihrem Mann scheiden, der 1954 starb. Biographische Skizze Zimmel-Fischer für Zuzugsgenehmigung, Rückseite Antragsformular, Vorgang Zuzug West-Berlin KK, TKK.
- ¹²⁵ Da es mir leider nicht gelungen ist, Zimmels Töchter zu kontaktieren und ihre Zustimmung zur Veröffentlichung ihrer Bilder einzuholen, kann ich das Bild hier nicht zeigen.
- ¹²⁶ Interview mit Christine Loewenstein. Archiv der anderen Erinnerungen, BMH. 2018.
- ¹²⁷ Interview mit Christine Loewenstein.
- ¹²⁸ Ahmed, *Queer Phenomenology*, 67.
- ¹²⁹ Schreiben von EK und HR: Antrag auf Pacht eines Rasenstreifens am Bahnhof Grunewald, Schreiben des Bezirksamts Prenzlauer Berg betr. Verpachtung Großküche, Waren-Eingangsbuch Ambulanter Handel. HRN, FFBIZ, Rep 500, Acc 300, Kiste 9.
- ¹³⁰ Die Briefumschläge haben keine Briefmarken, auf einem heißt es »durch Boten«, der andere enthält eine Zustellungsanweisung, auf der es heißt: »Nur vor 7 sonst nach Eintreten der Dunkelheit reinstecken«. Anonymer Brief an HR und EK, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 4, 400, 1–3, 4–5.
- ¹³¹ Anonymer Brief an HR und EK, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 4, 400, 4–5.
- ¹³² Anonymer Brief an HR, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 4, 400, 1–3.
- ¹³³ Anonymer Brief an HR, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 4, 400, 1–3.
- ¹³⁴ Anonymer Brief an HR und EK, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 4, 400, 4–5.
- ¹³⁵ Kalendereinträge vom 12. und 13.10.1947. Kiste 5.
- ¹³⁶ Handschriftliche Notiz Einbruch 24./25.1948, Notiz Einbruch 15.03.1948, Notiz Einbruch 13.05.1948, Notiz 5. Einbruch zum 09.07.1948, Juni Einbruch 17./18.07.1948. HRN FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 9.
- ¹³⁷ Schreiben des Oberstaatsanwalts Berlin-Mitte bzgl. HRs Anzeige gegen Frau Agnes Reuscher, 04.08.1948; Schreiben des Oberstaatsanwaltes Berlin-Mitte: Einbruch Januar 1948, 03.04.1948, Kiste 9, 41.
- ¹³⁸ Gedankenprotokoll von überhörter Unterhaltung von zwei Spitzeln, Kiste 9.
- ¹³⁹ Schreiben an das Wirtschaftsamt Schöneberg mit Antrag auf ambulantes Gewerbe, Kiste 9; Schreiben vom Bezirksamt Mitte an Firma Klopsch & Radusch zum Einfinden im Wohnungsamt, 29.11.1948.
- ¹⁴⁰ Briefentwurf an SPD, 08.01.1949, Kiste 8; Briefentwurf an Entschädigungsamt 07.11.1949, Kiste 4; Notiz »Gewerbe abgemeldet«, Kiste 9, 34.
- ¹⁴¹ Unterlagen zu verschiedenen Beschäftigungen im Notstandsprogramm für Angestellte, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 8.
- ¹⁴² Dossier OdF, HRN, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 9. Siehe auch Raduschs OdF-Akte beim Landesarchiv Berlin. LAB C Rep 118–01 Nr. 6693.
- ¹⁴³ Zur Nieden, *Unwürdige Opfer*, 83.
- ¹⁴⁴ Anerkennung als PrV, 04.01.1952, Vergleich zwischen HR und Entschädigungsamt 20.03.1952, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 9.
- ¹⁴⁵ Bescheid über Erwerbsunfähigkeitsrente, 4.12.1952, FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 9.

- 146 Bescheid des Senators für Arbeit und Sozialwesen über Einstellung der Rentenzahlung, 20.02.1954. HRN FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 9.
- 147 Vergleich zw. HR und dem Entschädigungsamt wg. Schaden im beruflichen Fortkommen. HR Nachlass FFBIZ Rep 500, Acc 300, Kiste 9.
- 148 HR Kalender 1946, Kiste 5, HRN, FFBIZ.
- 149 HR Kalender 1947, Kiste 5, HRN, FFBIZ.
- 150 HR Kalender 1949, Kiste 5 HRN, FFBIZ.
- 151 HR Kalender 1949.
- 152 Einschreiben an HR vom Magistrat, endgültige Aberkennung des Odf-Status, 04.05.1949; Schreiben des Magistrats, Abteilung für Sozialwesen, warum HR nicht als PrV anerkannt werden kann, 12.07.49, Kiste 9.
- 153 Kalender 1949, HR Nachlass FFBIZ Rep. 500, Acc. 300, Kiste 5.
- 154 Kalender 1949.
- 155 Haushaltsbuch, HR Nachlass, FFBIZ Rep. 500, Acc 300, Kiste 4, 395.
- 156 Nachricht von Klopsch an Radusch, HRN, FFBIZ Rep. 500, Acc. 300, Kiste 4.
- 157 Nachricht von Klopsch an Radusch.
- 158 Nachricht von Klopsch an Radusch.
- 159 Kalender 1946 und 1949 in HRN, FFBIZ Rep. 500, Acc. 300, Kiste 5. So sind beispielsweise im Januar 1946 13 Tage mit einem «x» markiert, 7 im Februar 1946, 12 im Januar 1949 und 14 im Februar 1949.
- 160 Willenserklärung EK, 20.08.1958; Vollmacht 24.08.1959, Kiste 4.
- 161 Brief des Pastors an die Verwaltung des Sophienfriedhofs, 25.03.1960, Kiste 4.
- 162 Brief vom II. Sophien-Kirchhof, 02.04.1960, Kiste 4. Aus einer Todesanzeige in Eddy Klopschs Unterlagen im HR Nachlass geht hervor, dass Otto Klopsch Eddys Vater, nicht ihr Ehemann war. Während Radusch offenbar behauptet hatte, Eddy habe keine Verwandten, hatte Eddys Schwester Hertha Kaufmann darauf hingewiesen, dass sie verheiratet gewesen war. Die Angelegenheit wurde zusätzlich dadurch erschwert, dass sich die erforderlichen Unterlagen infolge des Krieges nicht mehr in Berlin befanden.
- 163 Briefentwurf an den *Tagesspiegel*, 08.04.1960, Kiste 4.
- 164 Brief an Steinmetzmeister Carl Krause, 25.04.1960.
- 165 Fotoprojekt Rita Thomas, Feminist FFBIZ Archives Berlin, 2018; Rita »Tommy« Thomas, Interview von Karl-Heinz Steinle und Babette Reicherdt, 19.11.2016, Archiv der anderen Erinnerungen. BMH; Transkription Janina Rieck.
- 166 Evans, »Seeing Subjectivity«, 462.
- 167 Evans, »Seeing Subjectivity«, 438.
- 168 Hirschfeld, *Berlins Drittes Geschlecht*, 89–90.
- 169 Plötz, »Bubis und Damen«, 36; Rita »Tommy« Thomas Interview.
- 170 Kennedy und Davis, *Boots of Leather, Slippers of Gold*.
- 171 Kennedy und Davis, *Boots of Leather, Slippers of Gold*, 195.
- 172 Kennedy und Davis, *Boots of Leather, Slippers of Gold*, 192.
- 173 Kennedy und Davis, *Boots of Leather, Slippers of Gold*, 191.
- 174 Rita »Tommy« Thomas Interview.
- 175 Rita »Tommy« Thomas Interview.
- 176 Rita »Tommy« Thomas Interview.
- 177 Zur Modeentwicklung von den 1950er zu den 1960er Jahren siehe Lehnert, »Androgynie und Mode«, 124.
- 178 McLellan, »From Private Photography to Mass Circulation«, 408.
- 179 Rita »Tommy« Thomas Interview.

2 Gefährdete Geselligkeit

- ¹ Ich folge der Selbstbezeichnung der Bar, die Boheme ohne Akzent schreibt.
- ² Siehe auch Matt Houlbrooks Beobachtung zur »Dissonanz« der Verfolgungsarchive. Matt Houlbrook, *Queer London*, 5–6.
- ³ Für Ost-Berlin ist zu wenig Quellenmaterial für eine Mikroanalyse der unterschiedlichen Akteure und ihrer jeweiligen Rolle bei den Verhandlungen über die Ost-Berliner Lokale vorhanden. Oral-History-Interviews, autobiografische Schriften und Stasi-Akten ermöglichen jedoch zumindest eine vorläufige Beschreibung der vorhandenen Lokale, ihrer Lage und Charakteristika.
- ⁴ Rubin, »Studying Sexual Subcultures«. Rubin bezieht sich auf D’Emilio, »Capitalism and Gay Identity« sowie auf Weeks, *Coming Out: Homosexual Politics in Britain*.
- ⁵ Siehe das Kapitel zu »Gruppenleben und Sammelstätten homosexueller Männer und Frauen« in Magnus Hirschfeld, *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. Siehe auch Beachy, *Das andere Berlin*, 101–111.
- ⁶ Beachy, *Das andere Berlin*, 101–102.
- ⁷ Jens Dobler, *Zwischen Duldungspolitik und Verbrechensbekämpfung*, 354, 369–372.
- ⁸ Dobler, *Zwischen Duldungspolitik*, 554, 534–535.
- ⁹ Dobler, *Zwischen Duldungspolitik*, 535.
- ¹⁰ Beachy, *Das andere Berlin*, 378; Pretzel und Roßbach, *Wegen der zu erwartenden hohen Strafe*, 20.
- ¹¹ Fout, »Homosexuelle in der NS-Zeit«, 169. Zum queeren Nachtleben in Köln und Hamburg siehe auch Baiser, *Himmel und Hölle*; Centrum Schwule Geschichte, *Himmel und Hölle*; Limpricht, Müller und Oxenius, »Verführte« Männer; Rosenkranz und Lorenz, *Hamburg auf anderen Wegen*.
- ¹² Die wohl ausführlichste Untersuchung des queeren Nachtlebens im Berlin der Nachkriegszeit war die 2003–2004 im Schwulen Museum gezeigte Ausstellung »Mittenmang. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1945–1969«, zu der jedoch kein Katalog veröffentlicht wurde. Kuratiert wurde die Ausstellung von Karl-Heinz Steinle und Maika Leffers. Die Dokumentation der Ausstellung befindet sich im Archiv des Schwulen Museums. »Mittenmang: Homosexuelle Frauen und Männer«. Siehe auch Pretzel, *NS-Opfer unter Vorbehalt*; Dobler, *Von anderen Ufern*; Dobler, *Verzaubert in Nord-Ost*. Für Skizzen zu einzelnen Bars siehe die Kneipenporträts von Karl-Heinz Steinle in Maneo, *Spurensuche im Regenbogenkiez*.
- ¹³ Siehe Dobler, »Den Heten eine Kneipe wegnehmen«; Evans, *Life among the Ruins*, 170–1.
- ¹⁴ Siehe beispielsweise Dobler, *Von anderen Ufern*, 236; Evans, *Life among the Ruins*, 174–5, 179.
- ¹⁵ Zum Projekt der Herausbildung einer neuen sozialistischen Moral zur Schaffung des »Neuen Sozialistischen Menschen« in den 1950er Jahren siehe Eghigian, »Homo Munitus«; Evans, »Repressive Rehabilitation«.
- ¹⁶ O. Z. »Mamita läßt bitten«.
- ¹⁷ Pretzel und Roßbach, *Wegen der zu erwartenden hohen Strafe*, 70; Dobler, »Die Berliner Polizei und die Nachkriegsdelinquenz«, 251ff.
- ¹⁸ Förderkreis Polizeihistorische Sammlung Berlin e. V. (Hg.), *Berliner Kriminalpolizei von 1945 bis zur Gegenwart*, 10; Tätigkeitsberichte 1948–1951, PHS D 1.10, Band 4a.
- ¹⁹ *Amicus-Briefbund* 2/1950. Archiv Schwules Museum.
- ²⁰ *Amicus-Briefbund* 3/1950.
- ²¹ *Amicus-Briefbund* 2–8/1950.
- ²² *Amicus-Briefbund* 5 und 7, 1950.
- ²³ *Amicus-Briefbund* 2/1950.
- ²⁴ *Amicus-Briefbund* 2/1950.
- ²⁵ Es befand sich nun in der Lutherstraße in Schöneberg, wohin es aus der Charlottenburger Fasanenstraße gezogen war. *Amicus-Briefbund* 3/1952
- ²⁶ Mamita soll bei einem Autounfall ums Leben gekommen sein. Dobler, *Von anderen Ufern*, 252. Mamita wird außerdem in einer Stasi-Akte als Inhaberin der Kneipe am Lausitzer Platz 1 genannt. Festnahmebericht, 04.11.1953, BStU 1030/58.

- ²⁷ Peter Thilo, *Ein Igel weint Tränen aus Rosenholz oder Die Kulturluftschiffer Berlins aus der Sicht des Bodenpersonals betrachtet*.
- ²⁸ Thilo schrieb das Manuskript 1995 und schenkte es dem Schwulen Museum. Peter Thilo, Brief ans Schwule Museum betr. Teilnachlass. 14.05.2000. SMB. Das Manuskript liest sich wie eine Autobiografie. Der Kreuzberger Dichter Günter Bruno Fuchs, der selbst Stammgast in den Kneipen in diesem Teil von Kreuzberg war, widmete Thilo ein Gedicht. Wahrscheinlich kannten die beiden sich, und Thilo war aus eigener Anschauung vertraut mit der Kreuzberger Kneipenszene. Günter Bruno Fuchs, *Gemütlich summt das Vaterland*, 161.
- ²⁹ Thilo, *Ein Igel*, 199.
- ³⁰ Thilo, *Ein Igel*, 199–200.
- ³¹ Thilo, *Ein Igel*, 199–200.
- ³² Boheme Bar Fotoalbum, PHS Berlin.
- ³³ Die Polizei beschreibt den Gastgeber im Fotoalbum als »homosexuell«.
- ³⁴ Dank an Jens Dobler für die Identifizierung der Personen auf den Fotos als Mitglieder des Sparvereins West.
- ³⁵ Regina Stürickow, *Pistolen-Franz und Muskel-Adolf*, 142.
- ³⁶ Transkription eines Interviews mit Charlotte von Mahlsdorf, geführt am 27.06.1995. Nachlass Charlotte von Mahlsdorf 1b, SMB.
- ³⁷ LAB C Rep 303 Nr. 128. Wegweiser durch den Revierbezirk enthält »35. Lokale, zweifelhafte, a) Lokale mit weiblicher Bedienung, b) Päderasten- und schwule Weiberlokale, c) andere zweifelhafte Lokale«.
- ³⁸ Von Mahlsdorf, *Ich bin meine eigene Frau*, 141. Die Inneneinrichtung der Bar ist heute in von Mahlsdorfs *Gründerzeitmuseum* in Berlin Mahlsdorf zu besichtigen.
- ³⁹ In dem Oral-History-Interview in ihrem Nachlass im Schwulen Museum gibt von Mahlsdorf an, im Besitz von Akten über die Mulackritze zu sein, möglicherweise vom Bezirksamt.
- ⁴⁰ Von Mahlsdorf, *Ich bin meine eigene Frau*, 145.
- ⁴¹ Nach dem Mauerbau 1961 wurde das Gebäude, in dem sich die Mulackritze befand, geräumt und später abgerissen, um ab 1963 Platz für Wohnhäuser zu schaffen. Von Mahlsdorf, *Ich bin meine eigene Frau*, 146–7.
- ⁴² McLellan, *Love in the Time of Communism*, 7; Herzog, »Chapter 5: The Romance of Socialism«, in *Sex after Fascism*, 184–219.
- ⁴³ Rechenschaftsbericht für das I. Quartal 1951, 31.03.1951, DRA Babelsberg, Schriftgutbestand Hörfunk: HA Personal, Personalstatistiken und -analysen.
- ⁴⁴ Rechenschaftsbericht für das I. Quartal 1951, 31.03.1951, DRA Babelsberg, Schriftgutbestand Hörfunk: HA Personal, Personalstatistiken und -analysen.
- ⁴⁵ Rechenschaftsbericht für das I. Quartal 1951, 31.03.1951. In den Anfangsjahren des neuen sozialistischen Staats wurden die Mitarbeiter*innen des Berliner Rundfunks direkt vom Ministerium für Staatssicherheit kontrolliert. Herbst, *Demokratie und Maulkorb*, 69. Zu schwulen Männern als unzuverlässige Bürger siehe beispielsweise Herzer, »Schwule Widerstandskämpfer«.
- ⁴⁶ Dobler, »Schwules Leben in Berlin«, 152–63, 161ff. Laut Dobler erfolgte die »Verdrängung« der Kneipen aus der Friedrichstraße ab Mitte der 1950er Jahre. Meine Quellen legen jedoch nahe, dass viele der Kneipen mindestens noch bis in die frühen 1960er Jahre geöffnet waren, und Dobler vertritt an anderer Stelle die gleiche Auffassung. Teresa Tammer zitiert einen Stasi-Informanten, der sich 1976 über die Schließung der Mocca Bar im Hotel Sofia auf der Friedrichstraße und die Neueröffnung eines Intershops für westliche Touristen an dieser Stelle beklagte. Die Aussage weist darauf hin, dass die Attraktivität für Besucher*innen aus dem Westen ein Faktor bei der Vertreibung queerer Bars aus Ost-Berlin war. Tammer, »Verräter oder Vermittler?«, 115.
- ⁴⁷ »Berlin: Belästigung durch die Polizei«, in: *Der Weg* 4, Nr. 10 (1954), 356–357. Die nachgedruckten Artikel waren: »Die gefährliche Molle«, *Telegraf*, nachgedruckt in: *Der Weg* 4, Nr. 10 (1954), 357; und »Großrazzia in sechs Lokalen«, B. Z., nachgedruckt in *Der Weg* 4, Nr. 10 (1954): 356.
- ⁴⁸ *nacht-depesche*, »Seltsames Vorgehen der Kripo«, 20.09.1954.

- 49 Beachy, *Das andere Berlin*, 139.
- 50 Johannes Stumm (1897–1978) war von 1948 bis 1962 Polizeipräsident in West-Berlin. In der Weimarer Republik arbeitete er für die Berliner Kripo in der Abteilung für politische Delikte. 1933 wurde er entlassen und arbeitete freiberuflich, bevor er nach 1945 zur Polizei zurückkehrte. Eintrag »Stumm, Johannes« in Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv, URL: <http://www.munzinger.de/document/00000018955> (abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 29.04.2021). Wolfram Sangmeister (1912–1978), der ab 1949 im Polizeidienst war und von 1952 bis 1968 die West-Berliner Kripo leitete, verschwieg seine SA-Mitgliedschaft, die jedoch in der in seiner Personalakte vorhandenen Kopie der Karteikarte der »Deutschen Studentenschaft« vermerkt ist. Der Jurist war von 1939 bis 1941 Anwalt-Assessor, Leiter der Rechtsabteilung und Handlungsbevollmächtigter bei der Deutschen Umsiedlungs-Treuhandgesellschaft. Ab 1941 war er Soldat und blieb bis 1949 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. PHS Berlin, H 1.22.
- 51 Steinborn und Krüger, *Die Berliner Polizei 1945–1992*, 98.
- 52 Steinborn und Krüger, *Die Berliner Polizei 1945–1992*, 112.
- 53 Steinborn und Krüger, *Die Berliner Polizei 1945–1992*, 117.
- 54 Fenemore, »Victim of Kidnapping or an Unfortunate Defector?«.
- 55 »Otto John: Sie nannten ihn Bumerang«, *Der Spiegel*, 28.07.1954, 5–10.
- 56 Hinter »Rolf« verbarg sich der Schweizer Schauspieler Karl Meier. Kennedy, *Der Kreis*.
- 57 Rolf, »Gedanken zum Fall John«, *Der Kreis*, Nr. 8 (1954): 9.
- 58 Larion Gyburg-Hall, »Die sauren Konsequenzen (Der ›Fall: Dr. Otto John‹)«, *Der Weg* 4, Nr. 9 (1954): 309–12.
- 59 Pretzel, *NS-Opfer unter Vorbehalt*, 10.
- 60 Für die Daten von Sangmeisters Leitung der Kripo siehe Förderkreis Polizeihistorische Sammlung Berlin e. V. (Hg.), *Berliner Kriminalpolizei von 1945 bis zur Gegenwart*, 10; H. W. »Der Kurier«, Berlin, meldet: Männliche Prostitution stellt die Kriminalpolizei vor Neuland«, in: *Der Ring* 1 (August 1955), 173–174.
- 61 Brief aus Hauptpflegeamt an Frau Kay, gez. i. A. Kirchhoff, Betr. Artikel in »Der Abend« vom 02.07.1955: »Arbeitshaus für Strichjungen«. B Rep 013 Nr. 502.
- 62 H. W., »Der Kurier«, Berlin, meldet: Männliche Prostitution«, 174.
- 63 Lücke, *Männlichkeit in Unordnung*.
- 64 Lücke, *Männlichkeit in Unordnung*, 17–18.
- 65 Lücke zitiert Ulrichs, Krafft-Ebing, Bloch und Hirschfeld, die allesamt »Strichjungen« als affektiert beschrieben haben sollen.
- 66 Lücke, *Männlichkeit in Unordnung*, 115–16.
- 67 Evans, »Bahnhof Boys«, 608.
- 68 Evans, »Bahnhof Boys«, 635. Evans' Untersuchung von Gerichtsakten ergab, dass die Verhaftung als »Strichjunge« in West-Berlin in der Regel eine Gefängnisstrafe nach sich zog, in Ost-Berlin die Unterbringung in einem Jugendwerkhof. Die von Evans untersuchten West-Berliner Akten stammen aus Mitte der 1950er Jahre, für die Ost-Berliner Akten ist kein Zeitraum angegeben.
- 69 Brief aus Hauptpflegeamt, 21.07.1955, B Rep 013 Nr. 502.
- 70 Vermerk zum Widerspruch eines als »Strichjunge« zwangsgestellten und erkennungsdienstlich behandelten Mannes. Innensenator B Rep. 004 Nr. 3805.
- 71 Für eine West-Mark bekam man zwischen vier und sechs Ost-Mark. Trotz des ungünstigen Umtauschkurses und des Verbots, westliche Währung zu besitzen, gingen Ost-Berliner*innen oft in West-Berlin einkaufen, weil vieles in Ost-Berlin nicht erhältlich war. Ribbe, *Berlin 1945–2000*, 118–120; Lemke, *Vor der Mauer. Berlin in der Ost-West-Konkurrenz 1948 bis 1961*, 346.
- 72 Zum Begriff »Strichjungenunwesen«: Nicht nur die Polizei, auch viele schwule Männer betrachteten »Strichjungen« als Wurzel allen Übels, wie wiederkehrende Diskussionen in homophilen Zeitschriften zeigen. Das lag einerseits an der disproportional hohen Zahl von schwulen Männern, die von männlichen Prostituierten erpresst oder gar ermordet wurden. Andererseits waren

- auch in der homophilen Bewegung Vorstellungen von Verführung weit verbreitet, sowohl der Verführung von Jugendlichen durch erwachsene Männer als auch umgekehrt. Die harte Verurteilung von »Strichjungen« als »nicht mehr zu bessern« und der brutale Vorschlag der Polizei, sie in Arbeitslager zu verbringen, führte auch innerhalb der homophilen Leserschaft zu Protesten. Siehe z. B. Ausgaben 1 und 3 der *Insel* aus dem Jahr 1952 sowie Nr. 4/1953 von *Der Weg*.
- 73 *Der Abend* berichtete von 180 Gästen, die *nacht-depesche* von 200, *der neue ring* von 250. *Der Abend*, »Großrazzia in Schöneberg«, 28.10.1957; *nacht-depesche*, »Eine geheimnisvolle Großrazzia«, 28.10.1957; SS. »sind wir wieder einmal soweit? Ungeschminkter Tatsachenbericht von großen Berliner Kesseltreiben gegen »homophile Lokale«, in: *der neue ring* 1, Nr. 12 (1957), 17–19. Die Bar warb als »internationale Herrenbar« und »Tanzpalast für den verwöhnten Geschmack« im homophilen Magazin *Der Weg*, »Anzeige »Amigo-Bar«, in: *Der Weg* 7, Nr. 7 (1957).
- 74 37 Gäste wurden ins Landeskriminalamt gebracht, wo 14 eines Verbrechens für schuldig befunden wurden, von denen jedoch nur sieben einem Haftrichter vorgeführt wurden. *nacht-depesche*, »Sittendezernat hatte unruhiges Wochenende«, 11.11.1957; »sind wir wieder einmal soweit?«, in: *der neue ring* 1.
- 75 *nacht-depesche*, »Berlin: Razzia der Kripo«, 22.11.1957. Fünf Kriminalbeamte und 40 Schutzpolizisten waren an der Razzia beteiligt. Die Hälfte der Gäste wurde ins Landeskriminalamt gebracht, von diesen 35 konnte aber nur drei nachgewiesen werden, an einem Verbrechen beteiligt gewesen zu sein, und nur bei einem reichten die Beweise zur Vorführung vor einem Richter. Der verantwortliche Polizeibeamte erklärte den Misserfolg der Razzia mit dem speziellen Charakter der Kneipe. Viele der Gäste seien polizeibekannte »Strichjungen«, die clever genug waren, nur ein Geständnis abzulegen, wenn sie auf frischer Tat ertappt würden.
- 76 Vermerk Zuständigkeit Bekämpfung der Strichjungen. 01.11.1957. PHS Berlin 55.25. Organigramm der West-Berliner Polizei, 1965, PHS Berlin.
- 77 Streifenbericht, 27.10.1957, PHS Berlin, 1956.08. Der Bericht hielt auch das Verhalten der Homosexuellen fest: »Die Homosexuellen tanzten dort eifrig nach einer Kapelle, bzw. nach der Musikbox. Interessant ist, dass einer der Homosexuellen, der uns nicht kannte, den Landgerichtsrat Lutter zum Tanz aufforderte.« Ob der Landgerichtsrat das Angebot annahm, verschweigt der Bericht.
- 78 Streifenbericht 08.06.1959, PHS Berlin, 1956.08.
- 79 »Strichjungen« und »2 der dort üblichen Transvestiten«. Streifenberichte Elli's Bier-Bar vom 1. und 5.11.1957, PHS Berlin; Streifenbericht Robby-Bar 14.11.1957, PHS.
- 80 Der Plan für die Razzia in Elli's Bier-Bar sieht die »Sofortige Zwangsstellung der anwesenden Strichjungen« vor, mit der handschriftlichen Hinzufügung »+ Transvestiten«. Dieser Zusatz findet sich nicht im Razziaplan für die Robby-Bar.
- 81 Liste der bei der Razzia am 11.11.1957 kontrollierten Personen. Auf der Liste stehen auch drei Mitglieder der Musikkapelle. PHS Berlin.
- 82 »sind wir wieder einmal soweit?«, in: *der neue ring*, 1.
- 83 Bericht über die Razzia von Robby-Bar und Kleist-Casino, 10.03.1958, PHS Berlin.
- 84 KK Klose, Bericht über die Razzia bei Elli's, 11. 11.1957. PHS Berlin.
- 85 »Großrazzia«, *Der Abend*, 28.10.1957.
- 86 »Kampf dem Laster. Razzia in Kreuzberg«. *7 Uhr Blatt am Sonntag Abend*, 10.11.1957, Jahrgang 11, Nr. 45a, Ausschnitt in Polizeiakten, PHS Berlin.
- 87 »Kampf dem Laster«.
- 88 »Kampf dem Laster«.
- 89 KK Klose, Bericht über die Razzia vom 21./22.11.1957, 22.11.1957, PHS Berlin.
- 90 *nacht-depesche*, »Eine geheimnisvolle Großrazzia«.
- 91 Whisnant, *Male Homosexuality*, 30.
- 92 37 Gäste wurden in der Amigo-Bar verhaftet, 33 bei Elli's und 35 in der Robby-Bar. *nacht-depesche*, »Sittendezernat hatte unruhiges Wochenende«, 11.11.1957; *nacht-depesche*, »Berlin: Razzia

- der Kripo«, 22.11.1957; nacht-depesche, »Erfolgslose Nachtjagd unseres Kripochefs«, 29.10.1957; zu den Urteilen: Aktennotiz M II 2, Nov. 29, 1957, PHS.
- 93 »Erfolgslose Nachtjagd unseres Kripochefs«, *nacht-depesche*, 29.10.1957.
- 94 »Erfolgslose Nachtjagd«. Der Reporter der *nacht-depesche* merkte auch an, dass der Chef der Sitte nicht über die Razzia informiert gewesen war. Feindschaften oder Konkurrenz innerhalb der Polizei können also auch eine Rolle in der Entscheidung, Razzien durchzuführen, gespielt haben.
- 95 Streifenbericht E I (S) über Lokale in C-burg, Schöneberg, Xberg, 25.03.1958. PHS Berlin.
- 96 Peukert, »Die ›Halbstarke‹«; Poiger, *Jazz, Rock, and Rebels*; Maase, »Establishing Cultural Democracy«; Prowe, »The ›Miracle‹ of the Political Political-Culture Shift«, 451–8; Fenemore, *Sex, Thugs, and Rock'n'Roll*.
- 97 Treffen der Senatoren des Inneren, Justiz, Jugend und Sport, Polizeipräsidium, 03.08.1959. LAB B Rep 010 Nr. 2300.
- 98 Besprechung der Rowdykommission, 24.03.1960. Bestand »Bekämpfung des ›Rowdytums‹«. PHS Berlin D 4.70.
- 99 Polizeibericht über einen Überfall auf Elli's am 29./30.11.1957. Report Vorfälle im Zusammenhang mit Homosexualität, 09.09.1958. PHS Berlin. Az. 2 Ju Js 207.58.
- 100 Thilo, *Ein Igel*, 335.
- 101 Thilo, *Ein Igel*, 335.
- 102 Orest Kapp, Interview von Andreas Pretzel und Janina Rieck, 15.10.2014, Archiv der anderen Erinnerungen, BMH.
- 103 Orest Kapp Interview.
- 104 Fritz Schmeuling Interview.
- 105 Fritz Schmeuling Interview.
- 106 Fritz Schmeuling Interview.
- 107 Interview mit Rita »Tommy« Thomas, BMH. 19.11.2016.
- 108 Rita »Tommy« Thomas Interview.
- 109 Rita »Tommy« Thomas Interview.
- 110 Rita »Tommy« Thomas Interview.
- 111 In Dobler, *Von anderen Ufern* wird Rudi als eine der Inhaberinnen des Fürstenau genannt. Dobler, »Kreuzberg tanzt«, in *Von anderen Ufern*, 252.
- 112 Kokula, »*Wir leiden nicht mehr*«, 115–17.
- 113 Kokula, »*Wir leiden nicht mehr*«, 115–16.
- 114 Beispielsweise die Fotografie aus einem lesbischen Club in Hirschfelds *Geschlechtskunde*, 1931, die auch auf dem Titel von Doblens *Von anderen Ufern* abgedruckt ist.
- 115 Hirschfeld, *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, 685.
- 116 Das Zitat stammt aus einem Gespräch, das ich selbst mit Hans-Joachim Engel am 04.10.2017 in Berlin geführt habe (Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017). Herr Engel war einer von Maria Borowskis Interviewpartner*innen für ihre Dissertation. Maria Borowski war so freundlich, mir nicht nur (mit Zustimmung der jeweils Beteiligten) die Transkripte einiger der von ihr geführten Interviews zur Verfügung zu stellen, sondern stellte auch den Kontakt zu Herrn Engel her. Dieser wiederum war so freundlich, sich mehrmals mit mir zu treffen und mir von seinen Erinnerungen zu erzählen. Dafür danke ich ihm aufrichtig. Maria Borowskis Dissertation erschien als *Parallelwelten: Lesbisch-schwules Leben in der frühen DDR* (Berlin: Metropol-Verlag, 2017).
- 117 Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017.
- 118 Nach dem Mauerfall fand Engel seinen früheren Freund wieder. Dieser tritt bis heute als Travestiedame für seine Freund*innen auf. Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017.
- 119 Rita »Tommy« Thomas, Interview.
- 120 Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017.
- 121 Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017.
- 122 Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017.
- 123 Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017.

- 124 Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017. Original: »Eine Dame herrschte da, Fischhändlerin, die regierte diesen Stammtisch irgendwie. Und hatte ihre Jungs da alle. Und die zogen dann im Sommer alle zwei Wochen nach Ahrenshoop. Aber richtig Tuntenclub.«
- 125 Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017.
- 126 BStU Gh 90/78 A, 111, 125–6.
- 127 Hans-Joachim Engel, Interview, 04.10.2017. Original: »Und dann gab es nachher dann nachher die Mokka-Bar im Haus Sofia. Da waren zwei Damen drin. Das war auch so Durchgangsverkehr, aber nicht hundert Prozent, aber man traf sich sag ich mal so.«
- 128 BStU BV FfO AIM 412/70, Band P, 173–4.
- 129 BStU BV FfO AIM 412/70.
- 130 Dobler, »Den Heten eine Kneipe wegnehmen«, 167.
- 131 Tammer, »Verräter oder Vermittler?«, 115.
- 132 In seiner Ausgabe vom März 1965 erwähnt *Der Weg* erneut die Razzien in Berlin, die angeblich zur Verhaftung von »Strichjungen« und somit zur Verhinderung von Morden an Homosexuellen durchgeführt wurden. Jack Argo, »Flickwerk und Stümperei«, *Der Weg* 15, Nr. 3 (1965): 52–3.
- 133 Akantha, »Berlin tanzt!« *Der Kreis* 17 (September 1949): 8–10, 22.
- 134 Schreiben des Senators für Wirtschaft und Kredit an den Polizeipräsidenten, 02.09.1960. LAB B Rep 020 Nr. 7802. Der Wirt führte eine Bar in der Augsburger Str. 5. Die Akte gibt keinen Aufschluss darüber, ob die Bar sich an ein queeres Publikum richtete oder nicht.
- 135 Antwort Polizeipräsident an Senator, 13.09.1960, LAB B Rep 020 Nr. 7802.
- 136 Polizeipräsident in Berlin, Aktennotiz Schankwirtschaft in Berlin 44, Jansastr. 11, Erlaubnisträger: Peter Raudonis, 24.10.1963; LAB B Rep 020 Nr. 7802. Informationen aus einer Stasi-Akte deuten darauf hin, dass die Jansa-Hütte auch zwischen 1954 und 1958 unter der Führung eines homosexuellen Besitzers stand. BStU Gh 90/878 A, 178.
- 137 Polizeipräsident in Berlin, Aktennotiz Schankwirtschaft in Berlin 44.
- 138 B. Z., »Razzia ohne Voranmeldung«, 16.02.1967. Zeitungsausschnitt in LAB B Rep 020 Nr. 7802.
- 139 Das Argument, wonach das Nachtleben in einer an Attraktionen armen Stadt ein wichtiger ökonomischer Faktor sei, war nicht neu. Bereits 1952 wurde es in der Diskussion um eine schärfere Reglementierung des Lokals Die goldene Reitbahn vorgebracht, in dem angeblich Geschlechtsverkehr stattfinden sollte. Eine Vertreterin des Senators für Verkehr und Betrieb erklärte in der Sitzung des Schankbeirats, dass es solche Nachtlokale in der Stadt brauche, da Berlin kulturell wenig zu bieten habe. Schankbeirat, Protokoll vom 22.07.1952, LAB B Rep 020, Nr. 6976.
- 140 »Treffpunkt Berlin«, *Der Spiegel*, Nr. 34 (1965): 49. »In jüngerer Zeit sei bei der Bekämpfung des Strichjungenwesens und durch die planmäßige Überwachung von Gaststätten mit kriminogenen Ausstrahlungen ein Ansteigen der mit Gaststätten in Verbindung stehenden Kriminalität festgestellt worden.« Protokoll Vorbesprechung der ersten Sitzung der Rowdy-Kommission/2. Runde, 18.01.1966, LAB B Rep 020, Nr. 7803–7804.
- 141 Protokoll Vorbesprechung der ersten Sitzung der Rowdy-Kommission.
- 142 Laut Polizei war das Crazy Horse schon seit Monaten Treffpunkt von »Homosexuellen, Strichjungen und Transvestiten«. Protokoll über die 1. Sitzung der Rowdykommission 2. Runde, inkl. Beschreibung der Vorfälle, die zum Senatsbeschluss führten, 15.02.1966. LAB B Rep 020, Nr. 7803–7804.
- 143 Protokoll über die 1. Sitzung der Rowdykommission 2. Runde.
- 144 Schreiben PolPräs an Senator für Wirtschaft re: Verbesserungsvorschlag Bearbeitung von Anträgen auf Schankerlaubnis, 12.05.1969. LAB B Rep 020 Nr. 7802.
- 145 Protokoll 3. Sitzung der Rowdy-Kommission/2, Runde, 12.04.1966. LAB B Rep 020 Nr. 7803–7804.
- 146 Protokoll 3. Sitzung der Rowdy-Kommission.
- 147 Protokoll Besprechung Senat, Bezirksämter, Polizei zur Bekämpfung des Rowdytums in Schanklokalen, 21.10.1966, LAB B Rep 020 Nr. 7803–7804.
- 148 Protokoll Besprechung Senat.

- 149 Protokoll Besprechung Senat.
150 Protokoll Besprechung Senat.
151 Protokoll Besprechung Senat. Eine ähnliche, noch detailliertere Liste verbotenen Verhaltens wurde 1965 von Kripochef Sangmeister an Elli's Bier-Bar geschickt. Zitiert in Jens Dobler in *Von anderen Ufern*, 235–237.
152 Protokoll Besprechung Senat.
153 »Nachtleben soll gesäubert werden... in Berlin«, in: *Der Kreis* 35, Nr. 7 (1967), 11.
154 Schreiben des Senators für Wirtschaft an Bezirksämter, Abteilung Wirtschaft, 17.11.1966, LAB B Rep 020 Nr. 7799–7800.
155 Fernschreiben Senator für Wirtschaft an Bezirksämter von Berlin, Abt. Wirtschaft, 02.02.1967. LAB B Rep 020 Nr. 7802.
156 B. Z., »Razzia ohne Voranmeldung«, 16.02.1967. LAB B Rep 020 Nr. 7802.
157 Schreiben Polizeipräsident an Bezirksamt Schöneberg, 02.11.1967. LAB B Rep 020 Nr. 7802.
158 Bericht des R214 über Jansa-Hütte, 07.07.1967. LAB B Rep 020 Nr. 7802.
159 Durchschrift Polizeipräsident an das Bezirksamt Neukölln betr. Klingelbars im Bezirk Neukölln, 25.01.1967; Berichte des R214 über Jansa-Hütte, 20.03.1967 und 07.07.1967; Schreiben PolPrä an Senator für Wirtschaft zur Jansa-Hütte, 19.02.1968. LAB B Rep 020 Nr. 7802. Das Ergebnis des Disputs ist leider nicht bekannt.
160 Antwort PolPräs an BA Charlottenburg, 22.01.1968. Hervorhebungen von mir. B Rep 020 Nr. 7802.
161 Zurückweisung des Widerspruchs der Wirtin des »Le Punch« gegen die ihr erteilte Auflage, 21.09.1967, LAB B Rep 020 Nr. 7802.
162 Zurückweisung des Widerspruchs.
163 Brief des Polizeipräsidenten an den Senator für Wirtschaft, 02.04.1970. B Rep 020, Nr. 7802.
164 Rechtsgrundlagen für die Durchführung polizeilicher Kontrollen in Gast- und Schankwirtschaften, insbesondere in den sog. Klingelbars. LAB B Rep 020 Nr. 7802.
165 Brief des Polizeipräsidenten an das Bezirksamt Charlottenburg, 02.11.1967. LAB B Rep 020, Nr. 7803–7804.
166 Brief des Polizeipräsidenten an das Bezirksamt Charlottenburg, 02.11.1967. LAB B Rep 020, Nr. 7803–7804.
167 Brief des Polizeipräsidenten an das Bezirksamt Charlottenburg, 02.11.1967. LAB B Rep 020, Nr. 7803–7804.
168 Brief des Polizeipräsidenten an das Bezirksamt Charlottenburg, 12.12.1969. LAB B Rep 020, Nr. 7803–7804.
169 Whisnant, *Male Homosexuality*, 30.

3 Öffentliche Räume

- ¹ Eberhardt Brucks, Brief an Guy Morris, 18.12.1949, Sammlung Eberhardt Brucks, Schwules Museum Berlin (SMB).
² Eberhardt Brucks, Brief an Guy Morris, 19.12.1949, Sammlung Eberhardt Brucks, SMB.
³ Eberhardt Brucks, Brief an Guy Morris, 16.01.1950, Sammlung Eberhardt Brucks, SMB.
⁴ Die Briefe entstanden, als Morris nach einer unbeschwerten, leidenschaftlichen gemeinsamen Zeit in Berlin über die Feiertage zurück nach New York und zu seiner Frau reisen musste. Während der Zeit ihrer Trennung schrieben sie einander sehnsüchtige Liebesbriefe, die Brucks aufbewahrte und dem Schwulen Museum Berlin zusammen mit seiner umfangreichen Sammlung von Kunst, Korrespondenz, Zeitschriften und seiner Wohnung vermachte. Zu Eberhardt Brucks, seinem Leben und seiner Sammlung siehe den Katalog der Ausstellung »Eberhardt Brucks« (2008) im Schwulen Museum Berlin. Schlüter, Steinle und Sternweiler, *Eberhardt Brucks*, 149.

- ⁵ Zu weiblichen Prostituierten als zu wenig erforschtem Thema lesbischer Geschichte siehe Dobler, »Unzucht und Kuppelei«. Steffi Brüning stellt fest, dass die Stasi-Akten zu Prostituierten in der DDR oft lesbische Beziehungen erwähnen. Brüning »Verstecken, Verheimlichen. Verleugnen«. Andrew I. Ross zufolge ist die von Historiker*innen vorgenommene Trennung von männlicher Homosexualität und weiblicher Prostitution, zwei Phänomenen, die von Behörden zusammen archiviert wurden, Ausdruck eines »blinden Vertrauens auf die modernen sexuellen Identitätskategorien, die uns als Ausgangspunkt dienen«. Besser wäre es, so schlägt er vor, wir würden uns »stattdessen dem Archiv annähern, ohne uns mit ihm zu identifizieren, um eine Vision der Vergangenheit zu formulieren, die unsere eigenen sexuelle Ordnung widerspiegelt oder auch nicht«. Ross, »Sex in the Archives«, 267.
- ⁶ Evans, *Life Among the Ruins*, 103. Siehe auch ihren Artikel »Bahnhof Boys«.
- ⁷ Klaus Born, Interview von Michael Bochow und Michael Jähme, 05.12.2013, Archiv der anderen Erinnerungen, BMH; Transkription Dennis Nill.
- ⁸ Der Bahnhof Zoo ist inzwischen kein Haltepunkt interregionaler Bahnverbindungen mehr, dient aber weiterhin als Schauplatz für kommerziellen Sex zwischen Männern. Zuletzt erkundete Rosa von Praunheim seine Rolle als Ort sexueller Transaktionen zwischen Männern in dem Film *Die Jungs vom Bahnhof Zoo* (2011).
- ⁹ Klaus Born Interview.
- ¹⁰ Klaus Born Interview.
- ¹¹ Klaus Born Interview.
- ¹² Orest Kapp Interview.
- ¹³ Orest Kapp Interview. Kapps Betonung einzelner Worte ist durch Kursivschrift hervorgehoben.
- ¹⁴ Judith Butler: »Performative Akte«, 301f., Hervorhebung im Original.
- ¹⁵ Judith Butler: »Performative Akte«, 316.
- ¹⁶ Orest Kapp Interview. Kapps Betonung einzelner Worte ist durch Kursivschrift hervorgehoben.
- ¹⁷ Fritz Schmechling Interview.
- ¹⁸ Fritz Schmechling Interview.
- ¹⁹ Kriminalpolizei W.-B. Sittlichkeitsdelikte, Stellungnahme zur öffentlichen Bedürfnisanstalt am Reuterplatz, 16.01.1956, 33.05 1, PHS.
- ²⁰ § 15b) zitiert von Jens Dobler. Dobler, *Von anderen Ufern*, 236.
- ²¹ »§ 183«.
- ²² Orest Kapp Interview.
- ²³ Orest Kapp Interview.
- ²⁴ In einer Aktennotiz von 1957 werden folgende Standorte für regelmäßige Streifen genannt: »Toilette Reichsbahndirektionsgebäude, Volkspark Wilmersdorf, Bahnhofstoilette S Gesundbrunnen (Bahnsteig), Hinterwand U-Bahn Innsbrucker Platz, S Steglitz, Düppelmarkt Steglitz, Preußenpark Wilmersdorf«. Vermerk der E I (S) über zu kontrollierende Toiletten bei Nachtstreifen, 05.11.1957, 55.25, PHS.
- ²⁵ VP Berlin, Quartalsbericht für das I. Quartal 1951, 10.04.1951, C Rep 303 Nr. 131, LAB; VP Berlin, Analyse über die Cliquenbildung im demokratischen Sektor von Gross-Berlin, 28.02.1952, C Rep 303 Nr. 137, LAB.
- ²⁶ Evans, *Life Among the Ruins*, »Bahnhof Boys«.
- ²⁷ VP Berlin, Quartalsbericht für das I. Quartal 1952, 1952, C Rep 303 Nr. 132, LAB.
- ²⁸ VP Berlin, Quartalsbericht für das II. Quartal 1952, 1952, C Rep 303 Nr. 132, LAB.
- ²⁹ VP Berlin, Bericht über die Arbeit der Untersuchungsabteilung PdVP Berlin, 07.05.1953, C Rep 303 Nr. 137, LAB.
- ³⁰ VP Berlin, Besonderheiten in der Cliquenbildung in den VP-Inspektionen, 02.05.1957, C 303 Nr. 26, LAB
- ³¹ Lindenberger, »Asoziale Lebensweise«, 230.
- ³² Korzilius, »Asoziale« und »Parasiten« im Recht der SBZ/DDR, 1.
- ³³ Lindenberger, »Asoziale Lebensweise«, 238.

- 34 Korzilius, »Asoziale« und »Parasiten« im Recht der SBZ/DDR, 415.
- 35 Korzilius, »Asoziale« und »Parasiten« im Recht der SBZ/DDR, 291–2, 301, 617–18. Die Zahl der Verurteilungen nach § 249 stieg von rund 4000 in den Jahren nach 1968 auf 14 000 im Jahr 1973, in Vorbereitung auf die Weltjugendspiele; 1982 waren es 12 000. Zum Ende der DDR verbüßten fast ein Viertel aller Gefängnisinsassen eine Strafe nach § 249. Lindenberger, »Asoziale Lebensweise«, 247.
- 36 Kriminalpolizei West-Berlin Referat E1 Raub Einbruch, Bericht betr. Vorfälle im Zusammenhang mit Homosexuellen, 10.09.1958, 55.25, PHS. Die im Bericht erwähnten Tatorte sind Hohenzollernplatz, Olivaer Platz, Volkspark Wilmersdorf und Preußenpark.
- 37 Vernehmungprotokoll, 19.07.1955, MfS AU 309/55 Bd. 2, BStU.
- 38 Klaus Born Interview.
- 39 Klaus Born Interview.
- 40 »§ 183«, 259. 1969 wurde die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte im Zuge der Großen Strafrechtsreform gestrichen.
- 41 »§ 360«.
- 42 Herrn, *Schnittmuster*, 65–6.
- 43 Herrn, *Schnittmuster*, 165. Herrn, »Ich habe wohl Freude an Frauenkleidern«, 60.
- 44 Klöppel, *XX0XY Ungelöst*, 551–2. In den Akten der Ost-Berliner Polizei beim LAB habe ich keine weitere Erwähnung der Transvestitenscheine gefunden. Die Akten der Volkspolizei in der Polizeihistorischen Sammlung sind weder durchsuchbar noch zugänglich.
- 45 PHS D K.KK Bd. 1.
- 46 Klöppel, *XX0XY Ungelöst*, 548–84; Silva, *Negotiating the Borders*, 55–105.
- 47 Schreiben der Abteilung II an den Leiter der Abteilung K, 10.06.1950, PHS D K.KK Bd. 1.
- 48 Schreiben der Abteilung II an den Leiter der Abteilung K.
- 49 Schreiben der Abteilung II an den Leiter der Abteilung K.
- 50 Schreiben der Abteilung II an den Leiter der Abteilung K.
- 51 Stellungnahme Abt. K – K.J. M II GB, 19.06.1950, PHS D K.KK Bd 1.
- 52 Aktenvermerk der Abteilung K, Kriminaldirektion, 01.07.1950, PHS D K.KK Bd 1.
- 53 Schreiben des Polizeipräsidiiums München an das Polizeipräsidium Berlin, 09.07.1952, PHS D K.KK Bd 1.
- 54 Herrn, »Ich habe wohl Freude an Frauenkleidern«, 60.
- 55 Antwortschreiben an das Polizeipräsidium München, 20.06.1952, PHS D K.KK Bd 1. In dem Schreiben wurde auch erwähnt, dass diese Regelung eine Praxis wieder aufgreife, der die Berliner Polizei bis 1942 gefolgt war.
- 56 Antwortschreiben an das Polizeipräsidium München.
- 57 Herrn, »Ich habe wohl Freude an Frauenkleidern«, 61.
- 58 Herrn, *Schnittmuster*, 59; siehe auch Sutton, »From Sexual Inversion to Trans«, 192.
- 59 Antwortschreiben an das Polizeipräsidium München.
- 60 Brief an Polizeipräsidenten, 13.04.1960, PHS D K.KK Bd 1.
- 61 Brief an Polizeipräsidenten, 13.04.1960.
- 62 Briefentwurf Mai 1960, PHS D K.KK Bd 1.
- 63 Alternativer Briefentwurf Mai 1960, PHS D K.KK Bd 1.
- 64 Alternativer Briefentwurf Mai 1960.
- 65 Zitiert in Klöppel, *XX0XY Ungelöst*, 566, sowie in Silva, *Negotiating the Borders*, 94.
- 66 Polizeipräsident in Berlin, Abteilung K. Brief an das Bundeskriminalamt. PHS Berlin.
- 67 Zu Punkt 5 der Tagesordnung: Ausstellung von Reisepässen – Verwendung von Lichtbildern bei Transvestiten. Auszug aus dem Protokoll der Arbeitsgruppe der Leiter der Bundes- und Landeskriminalämter. PHS D K.KK Bd 1.
- 68 Zu Punkt 5 der Tagesordnung: Ausstellung von Reisepässen – Verwendung von Lichtbildern bei Transvestiten. Auszug aus dem Protokoll der Arbeitsgruppe der Leiter der Bundes- und Landeskriminalämter. PHS D K.KK Bd 1.

- 69 Diese befinden sich alle in der Akte PHS D K.KK Bd 1 in der Polizeihistorischen Sammlung Berlin.
- 70 Brecht, »Günter Litfin«, 37.
- 71 Bis zum Mauerbau arbeiteten 53 000 Ost-Berliner*innen im Westen und 12 270 West-Berliner*innen im Osten. Ribbe, *Berlin 1945–2000*, 120.
- 72 Dies war im Passgesetz von 1954 und dem Passänderungsgesetz von 1957 festgeschrieben. Vormbaum, *Das Strafrecht der Deutschen Demokratischen Republik*, 212–13.
- 73 Brecht, »Günter Litfin«, 37.
- 74 Berner, »Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte«, 38. Siehe auch Evans, »Decriminalization, Seduction, and »Unnatural Desire«, 553–77.
- 75 »Warnung mißachtet«, *Neue Zeit*, 25.08.1961, zitiert in Berner, »Wie die SED-Propaganda«, 38.
- 76 Berner, »Wie die SED-Propaganda«, 40.
- 77 »Frontstadtspresse macht Kriminelle zu Helden«, *Berliner Zeitung*, 31.08.1961, zitiert in Berner, »Wie die SED-Propaganda«, 38–9.
- 78 Ermittlungsauftrag Litfin, Günter, 25.08.1961. BStU MfS ZAIG Nr. 526.
- 79 BStU MfS ZAIG Nr. 510.
- 80 LAB B Rep 069 Nr. 307.
- 81 LAB B Rep 069 Nr. 307.
- 82 Schreiben des Generalstaatsanwalts beim Landesgericht an Jugendstrafanstalt Plötzensee, 09.11.1957, LAB B Rep 069 Nr. 307.
- 83 Sarah Bornhorst konnte jüngst zeigen, dass Litfin 1957 drei Monate im Untersuchungsgefängnis in Berlin-Moabit inhaftiert war. Vermutlich wurde er freigesprochen oder auf Bewährung verurteilt. Bornhorst, »Sanktioniert, instrumentalisiert, ausgeblendet.«
- 84 Brecht, »Günter Litfin«, Chronik der Mauer: Todesopfer. Das Projekt entstand als Kooperation der Bundesstiftung für politische Bildung, des Deutschlandfunks und des Zentrums für Zeitgeschichte Potsdam.
- 85 *LIFE Magazine*, 01.09.1961, 37.
- 86 Dr. K, »Mordhetze aus der Frontstadt«, *Neues Deutschland*, 02.09.1961. Zitiert in Berner, »Wie die SED-Propaganda«, 39. Horst Wessel, ein junger SA-Führer, wurde am 14.01.1930 in seiner Berliner Wohnung von einem Mann erschossen, der sowohl Kommunist als auch Zuhälter war, und starb an seinen Verletzungen. Sein Tod wurde von der NSDAP sofort als politischer Mord charakterisiert, während die KPD ihn als tödlichen Konflikt unter Zuhältern darstellte. Wessel war in einer Beziehung mit einer Frau, die Sex für Geld anbot. Daniel Siemens zufolge lässt sich die Zuhälter-These weder bestätigen noch widerlegen. Siemens, *Horst Wessel*, 27, 106.
- 87 Das DDR-Fernsehen zeichnete westdeutsche Fernsehsendungen als Reservoir für Gegenpropaganda auf, und *Der Schwarze Kanal* hatte vorrangigen Zugang zu den Aufzeichnungen. Dittmar, *Feindliches Fernsehen*, 200–1. Mehr zu *Der schwarze Kanal* in Caspar, *DDR-Lexikon*, 70–2.
- 88 Karl-Eduard v. Schnitzler, Sendemanuskript *Der Schwarze Kanal*, 27.08.1962. Deutsches Rundfunkarchiv Babelsberg, E065-02-04/0001 TSig. 128.
- 89 Berner, »Wie die SED-Propaganda«, 39.
- 90 Volker, »Hinter der Mauer«, *Der Kreis* 31, Nr. 1 (1963): 8–9.
- 91 Volker, »Hinter der Mauer«, 8.
- 92 Volker, »Hinter der Mauer«, 8.
- 93 Volker, »Hinter der Mauer«, 8.
- 94 Volker, »Hinter der Mauer«, 9.
- 95 Volker, »Hinter der Mauer«, 9.
- 96 Volker, »Hinter der Mauer«, 9.
- 97 Horst, »Ein Fehlgriff der Redaktion?«, *Der Kreis* 31, Nr. 3 (1963): 6–7.
- 98 Horst, »Ein Fehlgriff der Redaktion?«, 6.
- 99 Horst, »Ein Fehlgriff der Redaktion?«, 6–7.

- 100 Horst, »Ein Fehlgriff der Redaktion?«, 7.
101 Horst, »Ein Fehlgriff der Redaktion?«, 7.
102 Horst, »Ein Fehlgriff der Redaktion?«, 7.
103 Klaus, »Leserbrief«, *Der Kreis* 31, Nr. 4 (1963): 4.
104 Klaus, »Leserbrief«.
105 Klaus, »Leserbrief«.
106 Volker, »Antwort auf Horsts Leserbrief«, *Der Kreis* 31, Nr. 4 (1963): 5.
107 Volker, »Antwort auf Horsts Leserbrief«.
108 »Rolf« war das Pseudonym von Karl Meier, dem langjährigen Herausgeber von *Der Kreis*. Kennedy, *Der Kreis/Le Cercle/The Circle*.
109 Rolf, »Antwort auf Horsts Brief«, *Der Kreis* 31, Nr. 4 (1963): 5.
110 Rolf, »Antwort auf Horsts Brief«.
111 Rolf C., »Leserbrief«, *Der Kreis* 31, Nr. 5 (1963): 6–7.
112 Rolf C., »Leserbrief«.
113 Horst, »Leserbrief«, *Der Kreis* 31, Nr. 5 (1963): 7–8.
114 Rolf, »Ein Nachwort zur Diskussion«, *Der Kreis* 31, Nr. 5 (1963): 11.
115 Marion Detjen, »Die Mauer«, 396.
116 Evans, *Life among the Ruins*, 19–20.
117 Brecht, »Günter Litfin«. Chronik der Mauer: Todesopfer.
118 Jürgen Litfin, *Tod durch fremde Hand*, 50–1.
119 Litfin, *Tod durch fremde Hand*, 53.
120 Litfin, *Tod durch fremde Hand*, 48–9.
121 Litfin, *Tod durch fremde Hand*, 69–70.
122 Litfin, *Tod durch fremde Hand*, 69–70.
123 Litfin, *Tod durch fremde Hand*, 124–5.

4 Hinter Gittern

- ¹ An ihr genaues Alter konnte sich Tommy nicht erinnern. Da sie zu einer Jugendstrafe verurteilt worden war, muss sie zum Zeitpunkt des Urteils noch minderjährig gewesen sein. Das Volljährigkeitsalter wurde in der DDR am 22.05.1950 von 21 auf 18 Jahre gesenkt. Wenn die 1931 geborene Tommy also bis zu diesem Datum verurteilt wurde und dann elf Monate (1 Keibel, 10 Barnim) im Gefängnis war, war sie bis maximal April 1951 in Haft.
- ² Rita »Tommy« Thomas Interview.
- ³ »A Room of One's Own« ist der Titel eines berühmten Essays von Virginia Woolf, in dem sie die Bedingungen weiblichen Schreibens untersucht und ein eigenes Zimmer als unverzichtbar dafür beschreibt. Virginia Woolf, *Ein eigenes Zimmer*, übersetzt von Heidi Zerning, Frankfurt: Fischer, 2001.
- ⁴ Hirschfeld, *Berlins Drittes Geschlecht*; Marhoefer, »Lesbianism, Transvestism, and the Nazi State«; Lybeck, *Desiring Emancipation*; Sutton, *The Masculine Woman*; Plötz, »Bubis und Damen«.
- ⁵ Eine Untersuchung von Männergefängnissen als queere Räume wäre ein weiterer wichtiger Beitrag zur queeren deutschen Geschichte. Erste Ansätze dazu finden sich zum Nationalsozialismus in Julia Noah Muniere's umfassender Studie *Lebenswelten und Verfolgungsschicksale homosexueller Männer in Baden und Württemberg im 20. Jahrhundert*, zur Bundesrepublik in Maria Bormuths Studie über Männer in der JVA Wolfenbüttel. Bormuth, *Ein Mann, der mit einem anderen Mann Unzucht treibt*. Markus Velke hat ebenfalls auf die fehlende Forschung zur Inhaftierung von Männern nach dem § 175 hingewiesen und einen kleinen Abschnitt zu männlichen Homosexuellen in der JVA Dieburg vorgelegt. Plötz und Velke, *Aufarbeitung von Verfolgung und Repression*, 190–2. Der Film *Große Freiheit* von 2021 behandelt auf fiktionalisierte Weise die fortgesetzte Kriminalisierung im Zusammenhang mit der Inhaftierung schwuler Männer.

- 6 Foucault, *Überwachen und Strafen*, 392.
- 7 Foucault, *Überwachen und Strafen*, 393.
- 8 Kunzel, *Criminal Intimacy*, 4–5.
- 9 Kunzel, *Criminal Intimacy*, 94–103, 98.
- 10 Kunzel, *Criminal Intimacy*, 2.
- 11 Kunzel, *Criminal Intimacy*, 8–9.
- 12 Für die Geschichte ist Bormuths oben erwähnte Studie eine seltene Ausnahme. In seinem Buch über Gefängnisse in der Weimarer und der NS-Zeit geht Nikolaus Wachsmann zwar nicht explizit auf Sex im Gefängnis ein, seine Untersuchung enthält jedoch zahlreiche Hinweise, deren weitere Erforschung lohnenswert wäre, wie etwa kriminalbiologische Untersuchungen über Gefängnisinsassen während der Weimarer Republik oder die Situation homosexueller Gefängnisinsassen in der NS-Zeit. Wachsmann, *Hitler's Prisons*. Eine wichtige Ausnahme bildet Barth, »Relationships and Sexuality of Imprisoned Men«. Zum Fehlen von Studien über die Sexualität in westdeutschen Gefängnissen siehe Döring, »Sexualität im Gefängnis«.
- 13 Insa Eschebach vertritt die These, dass die von ehemaligen Gefangenen zum Ausdruck gebrachte Homophobie eine kondensierte Form des mit der weiblichen Homosexualität seit dem Ende des 19. Jahrhunderts assoziierten sozialen Stigmas repräsentiert. Eschebach, »Homophobie, Devianz und weibliche Homosexualität«, 65. Anna Hájková hat auf die Bedeutung des sexuellen Tauschhandels in den Lagern hingewiesen, aber auch auf Sex als Mittel zur Empfindung »körperlicher Lust«. Sie stellte zudem fest, dass aufgrund der anhaltenden Homophobie und der besonderen Anstößigkeit von Sex zwischen Frauen und Sex zwischen Lagerhäftlingen und Wärter*innen viele Geschichten über queeren Sex während des Holocaust weiterhin nicht erzählt werden. Hájková, »Den Holocaust queer erzählen«, 88; Hájková, »Sexual Barter in Times of Genocide«; Hájková, *The Last Ghetto*.
- 14 Ich beziehe mich dabei auf die Kapitelüberschriften »The Fragility of Heterosexuality« und »Desperately Seeking Normality« in Herzog, *Sex after Fascism*.
- 15 Bereits im Frankreich des 19. Jahrhunderts waren Frauengefängnisse nach Geschlecht und Verwandtschaft organisiert, was darauf hindeutet, dass derartige Praktiken der Organisation der Gefängnisgesellschaft nach Geschlecht und Verwandtschaft eine viel weiter zurückreichende Geschichte aufweisen. O'Brien, »The Prison on the Continent«, 209.
- 16 Kunzel, *Criminal Intimacy*, 121.
- 17 Kennedy und Davis, *Boots of Leather, Slippers of Gold*.
- 18 Kennedy und Davis, *Boots of Leather, Slippers of Gold*, 6.
- 19 E-Mail von Rainer Hoffschmidt an die Autorin, 30.10.2018.
- 20 Dobler, *Verzaubert in Nord-Ost*, 137.
- 21 Hoffschmidt, »Statistik der Kriminalisierung«.
- 22 Berndt, »Zeiten der Bedrohung«, 21.
- 23 Orest Kapp Interview.
- 24 Orest Kapp Interview. Original: »Und ich hab dann immer, ich hab mich natürlich geschämt im Gefängnis zu sein, vor allen Dingen als Homosexueller, also hab ich immer gesagt, ich hab, äh, irgendwas Kriminelles getan und bin denn in U-Haft gekommen.«
- 25 Sex gegen Sicherheit ist eine der Motivationen für Sex, die die Forscherin zu Gefängnissexualität Brenda V. Smith nennt. Bei den anderen handelt es sich um Sex um der Lust willen, Sex als Handel, zur Fortpflanzung, für Freiheit, als Grenzüberschreitung und aus Liebe. Smith, »Analyzing Prison Sex«, 114–16.
- 26 Orest Kapp Interview.
- 27 Klaus Born Interview.
- 28 Klaus Born Interview.
- 29 Gödecke, »Criminal Law after National Socialism«, 271.
- 30 Naumann, *Gefängnis und Gesellschaft*, 213–19.
- 31 Eghigian, *The Corrigible and the Incurable*, 16.

- 32 Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*, 396.
- 33 Eghigian, *The Corrigible and the Incurrible*, 149.
- 34 Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*, 400; Naumann, *Gefängnis und Gesellschaft*, 256–9; Eghigian, *The Corrigible and the Incurrible*, 147.
- 35 Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*, 400.
- 36 Schroeder, *Der SED-Staat*, 524.
- 37 Eghigian, *The Corrigible and the Incurrible*, 59.
- 38 Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*, 403.
- 39 Steer, *Eingeliefert nach Rummelsburg*, 44.
- 40 Eghigian, *The Corrigible and the Incurrible*, 66.
- 41 Eghigian, »Homo Munitus«, 44–5.
- 42 Eghigian, *The Corrigible and the Incurrible*, 16, 81.
- 43 Géliu, *Frauen in Haft*, 24.
- 44 Siehe beispielsweise Michael Lemke, *Vor der Mauer*, 14.
- 45 Géliu, *Barnimstraße 10*, 258.
- 46 Géliu, *Barnimstraße 10*, 265–6.
- 47 Géliu, *Barnimstraße 10*, 281.
- 48 Reissig, »Militärgefängnis/Justizvollzugsanstalt«, 329, 336.
- 49 Reissig, »Militärgefängnis/Justizvollzugsanstalt«, 328, 336.
- 50 Géliu, *Barnimstraße 10*, 265–6.
- 51 McLellan, *Love in the Time of Communism*, 7; Huneke, »Morality, Law, and the Socialist Sexual Self«, 44.
- 52 Rita »Tommy« Thomas Interview.
- 53 »Fotoprojekt Rita Thomas«, Feministisches Archiv FFBIZ Berlin, <https://www.ffbiz.de/aktivitaeten/projekte/fotoprojekt-rita-thomas>.
- 54 Huneke, »Morality, Law, and the Socialist Sexual Self«, 36.
- 55 Abteilung Strafvollzug, Quartalsbericht für das II. Quartal 1954 (Kopie), SMB, DDR-24.
- 56 Abteilung Strafvollzug, Quartalsbericht für das III. Quartal 1955 (Kopie), SMB, DDR-24.
- 57 Abteilung Strafvollzug, Quartalsbericht für das III. Quartal 1955.
- 58 Géliu, *Barnimstraße 10*, 278.
- 59 Obwohl das neue Strafgesetzbuch erst 1968 verabschiedet wurde, trat es bereits 1965 vorläufig in Kraft. Géliu, *Barnimstraße 10*, 290.
- 60 Brüning, *Prostitution in der DDR*, 64.
- 61 Brüning, *Prostitution in der DDR*, 65.
- 62 Brüning, *Prostitution in der DDR*, 66.
- 63 Eschebach, »Homophobie, Devianz und weibliche Homosexualität«, 68.
- 64 Strafvollzugsanstalt Berlin II, Vollzugsgeschäftsstelle, Analyse über die in der Anstalt einsitzenden Inhaftierten unter Berücksichtigung der einzelnen Haftarten, 01.08.1966, SMB, DDR-24.
- 65 Präsidium der Volkspolizei Berlin, Abteilung Strafvollzug, Bericht über die Erfüllung der Hauptaufgaben des Dienstzweiges Strafvollzug im Jahre 1966 und die Hauptaufgabenstellung für das Jahr 1967, 15.12.1966; Strafvollzugsanstalt Berlin II, Bericht über die Durchsetzung einer straffen Disziplin und Ordnung bzw. die Ursachen für Verstöße gegen Disziplin und Ordnung, 27.02.1967, SMB, DDR 24.
- 66 Strafvollzugsanstalt Berlin II, Vollzugsgeschäftsstelle, Analyse über die in der Anstalt einsitzenden Inhaftierten.
- 67 Strafvollzugsanstalt Berlin II, Vollzugsgeschäftsstelle, Analyse über die in der Anstalt einsitzenden Inhaftierten.
- 68 Präsidium der Volkspolizei Berlin, Abteilung Strafvollzug, Bericht über die Erfüllung der Hauptaufgaben des Dienstzweiges Strafvollzug im Jahre 1966.
- 69 Strafvollzugsanstalt Berlin II, Bericht über die Durchsetzung einer straffen Disziplin und Ordnung.

- 70 Strafvollzugsanstalt Berlin II. Bericht über die Durchsetzung einer straffen Disziplin und Ordnung.
- 71 Präsidium der Volkspolizei Berlin, Abteilung Strafvollzug, der Leiter, Jahreseinschätzung der Eingaben inhaftierter Personen 1967, 09.01.1968. SMB, DDR 24.
- 72 Gélieu, *Barnimstraße 10*, 302.
- 73 Gélieu, *Frauen in Haft*, 60.
- 74 Gélieu, *Barnimstraße 10*, 301.
- 75 Reissig, »Militärgefängnis/Justizvollzugsanstalt«, 329, 336.
- 76 LAB Findbuch B Rep 65 Nr. 70, Justizvollzugsanstalt für Frauen. Siemens Nachlass befindet sich im Landesarchiv Berlin, ist aber für die Forschung nicht zugänglich. E-Mail des Archivars Dr. Martin Luchterhandt, LAB, 21.08.2018.
- 77 LAB B Rep 065 Nr. 70.
- 78 LAB B Rep 065 Nr. 120. »Bettina Grundmann« ist ein Pseudonym, ebenso wie alle anderen Namen von Gefangenen in dieser Akte. Die Anonymisierung ist durch das deutsche Archivrecht vorgeschrieben. Ich habe mich für Pseudonyme statt einer Anonymisierung (der Vorname einer Person plus Anfangsbuchstabe des Nachnamens) entschieden, und zwar aus zwei Gründen: Erstens, um bei den verschiedenen Protagonistinnen in diesem Kapitel unabhängig von archivarischen Beschränkungen einheitlich vorgehen zu können, und zweitens, weil anonymisierte Namen an – medizinische oder juristische – Fälle erinnern und damit auch an die Geschichte der Pathologisierung und Kriminalisierung queerer Menschen. Historischen Subjekten vollständige Namen zu geben ist also eine Strategie, um queere Geschichten zu schreiben, die mit diesen gewaltvollen Vergangenheiten brechen. Grundmanns Akte ist das einzige Ergebnis der Archivsuche nach dem Stichwort »lesb*« für den Zeitraum 1945–1970.
- 79 LAB Rep. 65 Nr. 70. Die Urhebererschaft des Briefs ist unklar; zu den in dieser Akte erwähnten Gefangenen gibt es im Archiv keine Akten.
- 80 LAB Rep. 65 Nr. 70. Original: »Meine süße, gute Mammi. Dein Strolch ist so stolz auf Dich, Du verwöhnst mich so, meine Lisa! Bei Dir werde ich auch draußen geborgen sein. Du bist resolut, das gefällt mir. Ich bin trotzdem kein Pantoffelheld!«
- 81 LAB Rep. 65 Nr. 70.
- 82 LAB Rep. 65 Nr. 70.
- 83 Aktenvermerk Dr. Siemen, LAB Rep. 65 Nr. 70.
- 84 Aktenvermerk Dr. Siemen, LAB Rep. 65 Nr. 70.
- 85 Da das deutsche Archivrecht die Vervielfältigung personenbezogener Dokumente zu Lebzeiten der betroffenen Person und zehn Jahre darüber hinaus, oder, falls das Todesdatum nicht bekannt ist, einhundert Jahre nach ihrer Geburt verbietet, darf ich die Bilder hier nicht zeigen. Die so entstehende Leerstelle ist umso bedauerlicher, als, wie wir weiter unten sehen werden, das eigene Bild für Grundmann von großer Bedeutung war. E-Mail-Verkehr mit dem Landesarchiv Berlin, Dezember 2017.
- 86 Siehe zu diesem Punkt auch Laurie Marhoefers Untersuchung über den Gestapo-Fall Ilse Totzke. Marhoefer, »Lesbianism, Transvestism, and the Nazi State«, 1192.
- 87 Sämtliche Namen wurden geändert. Urteil des Schöffengerichts Tiergarten, 10.12.1964. Kopie in Grundmann Gefangenen-Personalakte. LAB B Rep 065 Nr. 120.
- 88 Personalblatt E, Lebenslauf, 25.04.1966, LAB B Rep 065 Nr. 120.
- 89 Urteil des Schöffengerichts Tiergarten.
- 90 Urteil des Schöffengerichts Tiergarten.
- 91 Urteil des Schöffengerichts Tiergarten.
- 92 Urteil des Schöffengerichts Tiergarten.
- 93 Urteil des Landgerichts Berlin, 23.11.1965. Grundmann Gefangenen-Personalakte.
- 94 Urteil des Schöffengerichtes Tiergarten vom 10.12.1964, Personalblatt, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
- 95 Grundmann Gefangenen-Personalakte, LAB B Rep 065 Nr. 120.

- 96 Personalblatt, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
97 Kleiderzettel, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
98 Brief von Grundmann an Siemsen, 01.06.1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
99 Brief von Grundmann an Siemsen.
100 Nikolaus Wachsmann zufolge wurden männliche homosexuelle Gefängnisinsassen auch schon vor der NS-Zeit von den anderen Gefangenen isoliert. Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*, 147. Die Separierung lesbischer Gefangener war während der NS-Zeit auch im Frauengefängnis Barnimstraße die gängige Praxis. Géliu, *Frauen in Haft*, 60. In den 1970er Jahren wurde Judy Andersen, die wie ihre Geliebte Marion Ihns für die Engagierung eines Auftragsmörders zum Mord an Ihns Ehemann inhaftiert war, in einem westdeutschen Gefängnis vier Jahre lang von anderen Gefangenen isoliert. Kühn, »Haut der geilen Männerpresse«.
101 Vermerk von Siemsen in Grundmann Gefangenen-Personalakte, Juni 1966.
102 Vermerk von Wärterin, 07. 07.1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
103 Aktennotiz 13.8.1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
104 Kassiber von Rasinne an Grundmann, Juli/August 1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
105 Kassiber von Rasinne an Grundmann.
106 Kassiber von Rasinne an Grundmann.
107 Notiz von Siemsen an Gefängnisangestellte, 17.10.1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
108 Schreiben von Siemsen an Generalstaatsanwalt betr. Haftunterbrechungsgesuch, 16.08.1966, Grundmann Gefangenenakte.
109 Brief von Grundmann an Pflegemutter, 30.10.1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
110 Brief von Grundmann an Pflegemutter.
111 Brief von Grundmann an Pflegemutter.
112 Kassiber von Grundmann an Werner, 24.02.1967, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
113 Brief von Grundmann ans Gericht, 22.04.1967, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
114 Brief von Siemsen an Staatsanwaltschaft, 16.08.1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
115 Brief von Siemsen an Staatsanwaltschaft, 16.08.1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
116 Stellungnahme des Seelsorgers, 31.05.1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
117 Stellungnahme des Seelsorgers zu Grundmanns Gnadengesuch, November 1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
118 Grundmanns Arbeitsaufseherin vermerkte: »G. würde weit mehr leisten wenn sie mit einer körperlichen Arbeit (Hof- oder Außenkdo) beschäftigt werden könnte. Diese Arbeit in der Gemeinschaft würde sie sofort zum Kassibern ausnutzen.« Notiz der Aufseherin, 13.07.1966, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
119 Beurteilungsbogen für Gefangene, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
120 Hausregeln des Frauengefängnisses, Dezember 1967. LAB B Rep 065, Nr. 71.
121 Brief von Grundmann an Eltern, 06.03.1967, Grundmann Gefangenen-Personalakte.
122 Grundmann Gefangenen-Personalakte. LAB B Rep 065, Nr. 71.
123 Grundmann Gefangenen-Personalakte. LAB B Rep 065, Nr. 71.
124 Tapia, »Profane Illuminations«, 686.
125 Kunzel, *Criminal Intimacy*, 127.
126 Grundmann Gefangenen-Personalakte, LAB B Rep 065 Nr. 121.
127 Personalblatt A, LAB B Rep 065 Nr. 121.
128 Freedman, »The Prison Lesbian«; Sannwald, »Der Frauenknast als Sündenpfuhl«; Döring, »Sexualität im Gefängnis«.
129 Marhoefer, »Lesbianism, Transvestism, and the Nazi State«, 1191.

Schluss

- ¹ Evans, »Seeing Subjectivity«, 462.
- ² Holy, »Jenseits von Stonewall«, 43–8.
- ³ Siehe beispielsweise Griffiths, *The Ambivalence of Gay Liberation*, 171–2.
- ⁴ Zum »Tomatenwurf, mit dem die Frauenbewegung losging« siehe »Die Rede von Helke Sander für den Aktionsrat«.
- ⁵ Zum LAZ siehe Ledwa, *Mit schwulen Lesbengrüßen*.
- ⁶ Zu männlicher homosexueller Subjektivität in den 1970er und 1980er Jahren siehe Beljan, *Rosa Zeiten?* Benno Gammerl zufolge entstanden durch die neuen räumlichen und technischen Strukturen auch neue Gefühlsformen. Gammerl, *Anders fühlen*, 92.
- ⁷ Griffiths, *The Ambivalence of Gay Liberation*, 166–71.
- ⁸ Weinberg, *Feministische »Sex Wars«*. *Sexualität als Konfliktfeld lesbisch_queerer Bewegungen der 1970er-1990er Jahre im deutschsprachigen Raum*, Bielefeld: Transcript, 2025, 243–310.
- ⁹ Silva, *Negotiating the Borders*, 145.
- ¹⁰ Zu Gerichtsurteilen in Westdeutschland zur Änderung des gesetzlichen Geschlechts siehe Klöppel, *XXOXY Ungelöst*, 562–82; Silva, *Negotiating the Borders*, 90–107. Zur Entscheidung des Bundesgerichtshofs siehe Klöppel, *XXOXY Ungelöst*, 576.
- ¹¹ Klöppel, *XXOXY Ungelöst*, 584.
- ¹² Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag und zur Änderung weiterer Vorschriften vom 19.06.2024, Bundesgesetzblatt, 21.06.2024, <https://www.recht.bund.de/bgbl/1/2024/206/VO> (Zugriff 26.08.2025).
- ¹³ Tammer, *Warme Brüder im Kalten Krieg*.
- ¹⁴ Zur HIB siehe McLellan, »Glad to Be Gay«.
- ¹⁵ McLellan, »Glad to Be Gay«, 110–11.
- ¹⁶ Zu Mahlsdorf siehe ihre Autobiografien *Ich bin meine eigene Frau* und *Ab durch die Mitte: Ein Spaziergang durch Berlin*.
- ¹⁷ Klöppel, »Geschlechtstransitionen«, 84.
- ¹⁸ Klöppel, »Geschlechtstransitionen«, 89.
- ¹⁹ Korzilius, »Asoziale«, 415; Lindenberger, »Asoziale Lebensweise«, 247.
- ²⁰ Zur Repräsentation von Männern of Color in westdeutschen Homophilen- und Schwulenzeitschriften siehe Ewing, »»Color Him Black«« sowie ders., *The Color of Desire*. Zu migrantischen und Queer of Color-Perspektiven siehe Tarek Shukrallah (Hg.), *Nicht die Ersten*, GLADT e. V. QUEER-MIGRANT/ische Repräsen/TANZ!, Voß(Hg.), *Westberlin – Ein Sexuelles Porträt*, Evans, *The Queer Art of History*.
- ²¹ An erster Stelle steht hier sicherlich Audre Lorde, die für afrodeutsche Frauen eine Schlüsselrolle spielte. Siehe zuletzt Florvil, *Mobilizing Black Germany*. Zu Frauen of Color in Frauenbewegungen in Ost und West siehe Piesche, *Labor 1989*.

Danksagung

- ²² Andrea Rottmann, »Gefährdete Geselligkeit. Queere Kneipen in West-Berlin zwischen Überchwang, Überwachung und Überfall, 1945-1970.« In: Teresa Walch/Sagi Schaefer/Galili Shahar (Hg.), *Räume der deutschen Geschichte* (= *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, Band 49), Göttingen: Wallstein Verlag 2022, 217–265.
- ²³ Andrea Rottmann, »Bubis Behind Bars: Seeing Queer Histories in Postwar Germany Through the Prison.« *Journal of the History of Sexuality*, Vol. 30, Nr. 2, 2021, 225–252.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Primärquellen

Archiv der anderen Erinnerungen, Bundesstiftung Magnus Hirschfeld

Born, Klaus. Interview von Michael Bochow und Michael Jähme. 5. Dezember 2013. Archiv der anderen Erinnerungen. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. Transkription Dennis Nill. Berlin.

Kapp, Orest. Interview von Andreas Pretzel und Janina Rieck. 15. Oktober 2014. Archiv der anderen Erinnerungen. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. Berlin.

Loewenstein, Christine. Interview von Babette Reicherdt und Janina Rieck, Kamera: Katharina Rivilis. 7. Juli 2017. Berlin.

Schmehling, Fritz. Interview von Michael Bochow und Karl-Heinz Steinle. 24. Januar 2015. Archiv der anderen Erinnerungen. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. Berlin.

Thomas, Rita, »Tommy«. Interview von Karl-Heinz Steinle und Babette Reicherdt. 19. November 2016. Archiv der anderen Erinnerungen. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. Transkription Janina Rieck. Berlin.

Berliner Landesbibliothek

Berliner Morgenpost

B.Z.

Der Abend

nacht-depesche

Bundesarchiv Berlin

Akten Kulturbund der DDR, SAPMO DY 27

Deutsches Rundfunkarchiv Potsdam-Babelsberg

Schriftgutbestand Hörfunk:

HA Personal, Personalstatistiken

HA Personal Schriftwechsel zu Berliner Rundfunk

HA Personal vertraulich, 1940–1953

HAP 03/07

HAP 1951

Schnitzler, Karl-Eduard von. Sendemanuskript Der Schwarze Kanal. 27. August 1962.E065-02-04/0001 TSig. 128.

Feministisches Archiv FFBIZ, Berlin

Hilde Radusch Nachlass

Annemarie Tröger Nachlass

Landesarchiv Berlin

Akten West Berlin:

B Rep 004, Senatsverwaltung für Inneres

B Rep 010, Senatsverwaltung für Wirtschaft

B Rep 013, Senatsverwaltung für Jugend und Sport

B Rep 020, Der Polizeipräsident in Berlin

B Rep 051, Amtsgericht Tiergarten

B Rep 065, Justizvollzugsanstalt für Frauen

Akten Ost-Berlin:

C Rep 104, Magistrat von Berlin, Bereich Inneres

C Rep 118–01, Hauptausschuss »Opfer des Faschismus«

C Rep 131–08, Rat des Stadtbezirks Mitte, Abteilung Handel und Versorgung

C Rep 303, Präsidium der Volkspolizei Berlin

C Rep 341, Stadtbezirksgericht Mitte

Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft

Briefwechsel Kurt Hiller – Eva Siewert

Gerd Katter Nachlass

Polizeihistorische Sammlung Berlin

Signaturen:

1956.08

33.05–1

35.15

35.15/6/67

55.25

D 4.44, vol. 1.

Schwules Museum Berlin

1. Zeitschriften:

Amicus-Briefbund

Die Freunde

Der Kreis

Der Ring

der neue ring

Der Weg

2. Weitere Sammlungen:

Sammlung DDR

Sammlung Eberhardt Brucks

Sammlung Peter Thilo

Sammlung Charlotte von Mahlsdorf

Stasi-Unterlagen-Archiv

BStU 1030/58

MfS AU 309/55 Bd. 2

MfS ZAIG Nr. 510

MfS ZAIG Nr. 526

Zefys Database, Staatsbibliothek zu Berlin

Ostdeutsche Zeitungen:

Berliner Zeitung

Neues Deutschland

Neue Zeit

Weitere Quellen

Der Spiegel Online-Archiv, <https://www.spiegel.de/spiegel/print/index-2025.html>

Der Weg. Zeitschrift für Fragen des Judentums 1, Nr. 1 (1946): 1.

Engel, Hans-Joachim. Interview von Andrea Rottmann. 4. Oktober 2017. Berlin.

Die Zeit Online-Archiv, www.zeit.de

Thilo, Peter. *Ein Igel weint Tränen aus Rosenholz oder Die Kulturluftschiffer Berlins aus der Sicht des Bodenpersonals betrachtet*. Unveröffentlichtes Romanmanuskript, 1995. Schwules Museum, Berlin.

Sekundärquellen

»§175«. In *Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich*. 1871.

»§183«. In Kohlrausch und Lange, *Strafgesetzbuch mit Erläuterungen und Nebengesetzen*, 259. Berlin: Walter de Gruyter, 1950.

»§360«. In Kohlrausch und Lange, *Strafgesetzbuch mit Erläuterungen und Nebengesetzen*, 463-4. Berlin: Walter de Gruyter, 1950.

Ahmed, Sara. *Queer Phenomenology: Orientations, Objects, Others*. Durham, NC: Duke University Press, 2006.

Amin, Kadji. »Temporality«. *TSG: Transgender Studies Quarterly* 1, Nr. 1–2 (2014): 219–22. <https://doi.org/10.1215/23289252-2400073>.

- Balser, Kristof. *Himmel und Hölle: Das Leben der Kölner Homosexuellen 1945–1969*. Köln: Emons, 1994.
- Baranowski, Daniel. »Das Archiv der anderen Erinnerungen der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld: Voraussetzungen, Leitlinien, Schwerpunkte«. *Jahrbuch Sexualitäten* 4 (2019): 233–9.
- Barth, Thomas. »Relationships and Sexuality of Imprisoned Men in the German Penal System – A Survey of Inmates in a Berlin Prison«. *International Journal of Law and Psychiatry* 35, Nr. 3 (2012): 153–8. <https://doi.org/10.1016/j.ijlp.2012.02.001>.
- Bartsch, Udo. »Kulturbund«. In Eppelmann et al., *Lexikon des DDR-Sozialismus: Das Staats- und Gesellschaftssystem der Deutschen Demokratischen Republik*, 361–2. Paderborn: Schöningh, 1996.
- Beachy, Robert. *Das andere Berlin: die Erfindung der Homosexualität. Eine deutsche Geschichte 1867-1933*. München: Siedler, 2015.
- Beck, Gad. *Und Gad ging zu David: Die Erinnerungen des Gad Beck*. 2. Auflage. München: dtv, 1999.
- Beemyn, Genny. »A Presence in the Past: A Transgender Historiography«. *Journal of Women's History* 25, Nr. 4 (2013): 113–21. <https://doi.org/10.1353/jowh.2013.0062>.
- Beljan, Magdalena. *Rosa Zeiten? Eine Geschichte der Subjektivierung männlicher Homosexualität in den 1970er und 1980er Jahren der BRD*. Bielefeld: transcript-Verlag, 2014.
- Berndl, Klaus. »Zeiten der Bedrohung: Männliche Homosexuelle in Ost-Berlin und der DDR in den 1950er Jahren«. In Marbach und Weiß, *Konformitäten und Konfrontationen: Homosexuelle in der DDR*, 20–49. Hamburg: Männerschwarm Verlag, 2017.
- Berner, Dieter. »Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte«. *Capri* 4, Nr. 10 (1990): 38–40.
- Betts, Paul. *Within Walls: Private Life in the German Democratic Republic*. Oxford: Oxford University Press, 2010.
- Biermann, Pieke und Petra Haffter (Regie). *Muss es denn gleich beides sein?* NDR 1986.
- Bormuth, Maria. *Ein Mann, der mit einem anderen Mann Unzucht treibt ... wird mit Gefängnis bestraft: § 175 StGB – 20 Jahre legitimes Unrecht in der Bundesrepublik am Beispiel des Strafvollzugs in Wolfenbüttel*. Schriften der Gedenkstätte in der JVA Wolfenbüttel, Bd. 2. Celle: Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, 2019.
- Borneman, John. *Belonging in the Two Berlins: Kin, State, Nation*. Cambridge: Cambridge University Press, 1992.
- Bornhorst, Sarah. »Sanktioniert, instrumentalisiert, ausgeblendet. Günter Litfins Strafverfolgung wegen Paragraph 175 in West-Berlin und seine mediale Diffamierung in Ost-Berlin.« Deutschland Archiv. 19.02.2026, www.bpb.de/575447.
- Borowski, Maria. *Parallelwelten: Lesbisch-schwules Leben in der frühen DDR*. Berlin: Metropol-Verlag, 2017.

- Boyd, Nan Alamilla. »Who Is the Subject? Queer Theory Meets Oral History«. *Journal of the History of Sexuality* 17, Nr. 2 (2008): 177–89. <https://doi.org/10.1353/sex.0.0009>.
- Brady, Kate. »LGBTQ+ Rights: Germany Appoints First Commissioner for Queer Affairs.« Redaktion Rina Goldenberg und Kyra Levine. Deutsche Welle. 01.06.2022, <https://www.dw.com/en/lgbtq-rights-germany-appoints-first-commissioner-for-queer-affairs/a-60351173>.
- Bray, Alan. *The Friend*. Chicago: University of Chicago Press, 2003.
- Brecht, Christine. »Günter Litfin«. In Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam und Stiftung Berliner Mauer, *Die Todesopfer an der Berliner Mauer 1961–1989*, 37–9. Berlin: Ch. Links Verlag, 2009.
- Brecht, Christine. »Günter Litfin«. Chronik der Mauer: Todesopfer. <https://www.chronik-der-mauer.de/todesopfer/171441/litfin-guenter>.
- Brüning, Steffi. *Prostitution in der DDR: Eine Untersuchung am Beispiel von Rostock, Berlin und Leipzig, 1968 bis 1989*. Berlin: be.bra Wissenschaftsverlag, 2020.
- Brüning, Steffi. »Verstecken, Verheimlichen, Verleugnen. Prostitution in Ost-Berlin«. In Borowski et al., *Jahrbuch Sexualitäten 2017*, 199–206. Göttingen: Wallstein Verlag, 2017.
- Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hg.). *Forschung im Queerformat: Aktuelle Beiträge der LSBTT*-, Queer- und Geschlechterforschung*. Bielefeld: transcript, 2014.
- Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. »Über die Stiftung«. <https://mh-stiftung.de/ueber-die-stiftung/>.
- Butler, Judith. »Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie«. In Wirth, *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002, 301–320.
- Carri, Christiane. »Als erstes Symptom einer gewissen psychischen Abwegigkeit ist bei ihr selbst ihre homosexuelle Einstellung zu nennen.« Diskurse um weibliche Homosexualität aus einem Entmündigungsgutachten der Weimarer Republik«. *Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten* 17 (2015), 48–67.
- Carstens, Uwe. »Die Nissenhütte«. In Fleischhauer und Turkowski, *Schleswig-Holsteinische Erinnerungsorte*, 90–5. Heide: Boyens, 2006.
- Caspar, Helmut. *DDR-Lexikon: Von Trabi, Broiler, Stasi und Republikflucht*. Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2009.
- Centrum Schwule Geschichte. *Himmel und Hölle: 100 Jahre schwul in Köln*. Köln: The Center, 2003.
- Chauncey, George. *Gay New York: Gender, Urban Culture and the Making of the Gay Male World, 1890–1940*. New York: Basic Books, 1994.
- Cho, Sumi, Kimberlé Williams Crenshaw und Leslie McCall. »Toward a Field of Intersectionality Studies: Theory, Applications and Praxis«. *Signs* 38, Nr. 4 (2013): 785–810. <https://doi.org/10.1086/669608>.

- D'Emilio, John. »Capitalism and Gay Identity«. In Snitow et al., *Powers of Desire: The Politics of Sexuality*, 100–13. New York: Monthly Review Press, 1983.
- Dennert, Gabriele, Christiane Leidinger und Franziska Rauchut (Hg.). *In Bewegung bleiben: 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*. Berlin: Querverlag, 2007.
- Detjen, Marion. »Die Mauer«. In Sabrow, *Erinnerungsorte der DDR*, 389–402. München: C. H. Beck, 2009.
- »Die Rede von Helke Sander für den Aktionsrat zur Befreiung der Frauen auf der 23. Delegiertenkonferenz des SDS (1968)«. In Lenz, *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland: Abschied vom kleinen Unterschied. Ausgewählte Quellen*, 38–43. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009.
- Dimmig, Oranna. »Lebensbilder von Eva Siewert: Aufgefächert anhand von Nachlassfragmenten«. *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*, Nr. 68 (2022): 29–40.
- Dittmar, Claudia. *Feindliches Fernsehen: Das DDR-Fernsehen und seine Strategien im Umgang mit dem westdeutschen Fernsehen*. Bielefeld: transcript, 2010.
- Doan, Laura L. *Disturbing Practices: History, Sexuality und Women's Experience of Modern War*. Chicago: University of Chicago Press, 2013.
- Dobler, Jens. »»Den Heten eine Kneipe wegnehmen.«« In *Verzaubert in Nord-Ost: Die Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Prenzlauer Berg, Pankow und Weißensee*, 167–73. Berlin: Gmünder, 2009.
- Dobler, Jens. »Die alte Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft«. *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*, Nr. 39/40 (2008): 78–80.
- Dobler, Jens. »Die Berliner Polizei und die Nachkriegsdelinquenz«. In Dobler, *Großstadtkriminalität: Berliner Kriminalpolizei und Verbrechensbekämpfung 1930 bis 1950*, 247–57. Berlin: Metropol-Verlag, 2013.
- Dobler, Jens. »Ein Neuanfang, der keiner war«. In Dobler, *Von anderen Ufern: Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Kreuzberg und Friedrichshain*, 226–38. Berlin: Gmünder, 2003.
- Dobler, Jens. »Kreuzberg tanzt«. In Dobler, *Von anderen Ufern: Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Kreuzberg und Friedrichshain*, 250–62. Berlin: Gmünder, 2003.
- Dobler, Jens. »Schwules Leben in Berlin zwischen 1945 und 1969 im Ost-West-Vergleich«. In Pretzel und Weiß, *Ohnmacht und Aufbegehren: Homosexuelle Männer in der frühen Bundesrepublik*, 152–63. Hamburg: Männerschwarm Verlag, 2010.
- Dobler, Jens. »Unzucht und Kuppelei. Lesbenverfolgung im Nationalsozialismus«. In Eschebach, *Homophobie und Devianz: Weibliche und Männliche Homosexualität im Nationalsozialismus*, 53–62. Berlin: Metropol, 2012.
- Dobler, Jens (Hg.). *Verzaubert in Nord-Ost: Die Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Prenzlauer Berg, Pankow und Weißensee*. Berlin: Gmünder, 2009.
- Dobler, Jens. *Von anderen Ufern: Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Kreuzberg und Friedrichshain*. Berlin: Gmünder, 2003.

- Dobler, Jens. *Zwischen Duldungspolitik und Verbrechensbekämpfung: Homosexuellenverfolgung durch die Berliner Polizei von 1848 bis 1933*. Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaft, 2008.
- Döring, Nicola. »Sexualität im Gefängnis: Forschungsstand und -perspektiven«. *Zeitschrift für Sexualforschung* 19, Nr. 4 (2006): 315–33. <https://doi.org/10.1055/s-2006-955196>.
- Dose, Ralf. *Magnus Hirschfeld: The Origins of the Gay Liberation Movement*. New York: Monthly Review Press, 2014.
- Duberman, Martin, Martha Vicinus und George Chauncey (Hg.). *Hidden from History: Reclaiming the Gay and Lesbian Past*. New York: NAL Books, 1989.
- Eghigian, Greg. *The Corrigible and the Incurable: Science, Medicine and the Convict in Twentieth-Century Germany*. Ann Arbor: University of Michigan Press, 2015.
- Eghigian, Greg. »Homo Munitus: The East German Observed«. In Pence und Betts, *Socialist Modern: East German Everyday Culture and Politics*, 37–70. Ann Arbor: University of Michigan Press, 2008.
- Engelmann, Roger. »Die Mauer durchlässiger machen: Die Politik der Reiseerleichterungen«. In Henke, *Die Mauer: Errichtung, Überwindung, Erinnerung*, 211–26. München: dtv, 2011.
- Eschebach, Insa. »Homophobie, Devianz und weibliche Homosexualität im Konzentrationslager Ravensbrück«. In Eschebach, *Homophobie und Devianz: Weibliche und männliche Homosexualität im Nationalsozialismus*, 65–77. Berlin: Metropol, 2012.
- Eschebach, Insa (Hg.). *Homophobie und Devianz: Weibliche und männliche Homosexualität im Nationalsozialismus*. Berlin: Metropol, 2012.
- Evans, Jennifer V. »Bahnhof Boys: Policing Male Prostitution in Post-Nazi Berlin«. *Journal of the History of Sexuality* 12, Nr. 4 (2003): 605–36. <https://doi.org/10.1353/sex.2004.0026>.
- Evans, Jennifer V. »Decriminalization, Seduction und »Unnatural Desire: in East Germany«. *Feminist Studies* 36, Nr. 3 (2010): 553–77.
- Evans, Jennifer V. *Life among the Ruins: Cityscape and Sexuality in Cold War Berlin*. Basingstoke, UK: Palgrave Macmillan, 2011.
- Evans, Jennifer V. *The Queer Art of History: Queer Kinship after Fascism*. London: Duke University Press, 2023.
- Evans, Jennifer V. »Repressive Rehabilitation: Crime, Morality und Delinquency in Berlin-Brandenburg, 1945–1958«. In Wetzell, *Crime and Criminal Justice in Modern Germany*, 302–26. New York: Berghahn, 2014.
- Evans, Jennifer V. »Seeing Subjectivity: Erotic Photography and the Optics of Desire«. *American Historical Review* 118, Nr. 2 (2013): 430–62. <https://doi.org/10.1093/ahr/118.2.430>.
- Ewing, Christopher. »Color Him Black: Erotic Representations and the Politics of Race in West German Homosexual Magazines, 1949–1974«. *Sexuality & Culture* 21, Nr. 2 (2017): 382–403. <https://doi.org/10.1007/s12119-016-9345-2>.

- Ewing, Christopher. *The Color of Desire. The Queer Politics of Race in the Federal Republic of Germany after 1970*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 2024.
- Färberböck, Max (Regie). *Aimée und Jaguar*. Senator Film, 1999.
- Fenemore, Mark. *Sex, Thugs und Rock'n'Roll: Teenage Rebels in Cold War East Germany*. New York: Berghahn Books, 2007.
- Fenemore, Mark. »Victim of Kidnapping or an Unfortunate Defector? The Strange Case of Otto John«. *Cold War History* 20, Nr. 2 (2020): 143–60. <https://doi.org/10.1080/14682745.2019.1689390>.
- Fischer, Erica. *Aimée and Jaguar: A Love Story, Berlin 1943*. Los Angeles: Alyson Publications, 1995. (dt. *Aimée & Jaguar: Eine Liebesgeschichte, Berlin 1943*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1994.)
- Florvil, Tiffany. *Mobilizing Black Germany: Afro-German Women and the Making of a Transnational Movement*. Urbana: University of Illinois Press, 2020.
- Foucault, Michel. Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992 [1977].
- Foucault, Michel. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977.
- Fout, John C. »Homosexuelle in der NS-Zeit: Neue Forschungsansätze über Alltagsleben und Verfolgung«. In Jellonek und Lautmann, *Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle: Verdrängt und ungesühnt*, 163–72. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2002.
- Frackman, Kyle. »Persistent Ambivalence: Theorizing Queer East German Studies«. *Journal of Homosexuality* 66, Nr. 5 (2019): 669–89. <https://doi.org/10.1080/00918369.2017.1423220>.
- Freedman, Estelle B. *Feminism, Sexuality and Politics: Essays*. Gender and American Culture. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2006.
- Freedman, Estelle B. »The Prison Lesbian: Race, Class und the Construction of the Aggressive Female Homosexual, 1915–1965«. In *Feminism, Sexuality und Politics: Essays*, 141–58. Gender and American Culture. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2006.
- Frenzel, Uwe. »Nissenhütten – Wellblechbaracken in Berlin«. <https://www.nissenhuetten.de/>.
- Freud, Sigmund. »Das Unheimliche (1919)«. In Mitscherlich et al., *Studienausgabe*, 4:241–74. Gesammelte Schriften. Frankfurt am Main: Fischer, 1982.
- Freud, Sigmund. *Studienausgabe*. 10 Bände. Hg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey. Gesammelte Schriften. Frankfurt am Main: Fischer, 1982.
- Fuchs, Günter Bruno. *Gemütlich summt das Vaterland. Gedichte, Märchen, Sprüche und allerhand Schabernack*. München: Hanser, 1984.
- Gammerl, Benno. *Anders fühlen: Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte*. München: Hanser, 2021.

- Gammerl, Benno. »Erinnerte Liebe. Was kann eine Oral History zur Geschichte der Gefühle und der Homosexualitäten beitragen?« *Geschichte und Gesellschaft* 35, Nr. 2 (2009): 314–45. <https://doi.org/10.13109/gege.2009.35.2.314>.
- Gammerl, Benno. »Mit von der Partie oder auf Abstand? Biografische Perspektiven schwuler Männer und lesbischer Frauen auf die Emanzipationsbewegungen der 1970er Jahre«. In Pretzel und Weiß, *Rosa Radikale: Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre*, 160–76. Hamburg: Männerschwarm-Verlag, 2012.
- Gélieu, Claudia von. *Barnimstraße 10: Das Berliner Frauengefängnis 1868–1974*. Berlin: Metropol, 2014.
- Gélieu, Claudia von. *Frauen in Haft: Gefängnis Barnimstraße. Eine Justizgeschichte*. Berlin: Elefant Press, 1994.
- Georgieff, Andrey. *Nacktheit und Kultur: Adolf Koch und die proletarische Freikörperkultur*. Wien: Passagen Verlag, 2005.
- Gerlach, Carola. »Außerdem habe ich dort mit meinem Freund getanzt«. In Pretzel und Roßbach, *Wegen der zu erwartenden hohen Strafe: Homosexuellenverfolgung in Berlin 1933–1945*, 305–32. Berlin: Verlag Rosa Winkel, 1999.
- Gieseking, Jack Jen. *A Queer New York: Geographies of Lesbians, Dykes and Queers*. New York: New York University Press, 2020.
- GLADT e. V. und QT*I*-BIPoC-Widerstand in Berlin. »QUEER-MIGRANT/ische Repräsentation/TANZ!«. Berlin, 2021.
- Gödecke, Petra. »Criminal Law after National Socialism: The Renaissance of Natural Law and the Beginnings of Penal Reform in West Germany«. In Wetzell, *Crime and Criminal Justice in Modern Germany*, 270–301. New York: Berghahn, 2014.
- Gorman-Murray, Andrew. »Que(E)rying Homonormativity: The Everyday Politics of Lesbian and Gay Homemaking«. In Pilkey et al., *Sexuality and Gender at Home: Experience, Politics, Transgression*, 149–62. London: Bloomsbury, 2017.
- Grau, Günter, (Hg.). *Hidden Holocaust? Gay and Lesbian Persecution in Germany 1933–1945*. With a contribution by Claudia Schoppmann and translated by Patrick Camiller. Chicago: Fitzroy Dearborn, 1995.
- Griffiths, Craig. *The Ambivalence of Gay Liberation: Male Homosexual Politics in 1970s West Germany*. Oxford: Oxford University Press, 2021.
- Großbölting, Thomas und Sabine Kittel, Hg. *Welche »Wirklichkeit« und wessen »Wahrheit«? Das Geheimdienstarchiv als Quelle und Medium der Wissensproduktion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2019.
- Grossmann, Atina. »A Question of Silence: The Rape of German Women by Occupation Soldiers«. *October* 72 (1995): 42–63. <https://doi.org/10.2307/778926>.
- Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. <https://www.gesetze-im-internet.de/gg/index.html>.

- Gutterman, Lauren Jae. *Her Neighbor's Wife: A History of Lesbian Desire within Marriage*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2020.
- Hacker, Hanna. *Frauen und Freundinnen: Studien zur »weiblichen Homosexualität« am Beispiel Österreich 1870–1938*. Ergebnisse der Frauenforschung 12. Weinheim: Beltz, 1987.
- Hacker, Hanna. *Frauen* und Freund_innen: Lesarten »weiblicher Homosexualität,« Österreich, 1870–1938*. Wien: Zaglossus e. U., 2015.
- Hájková, Anna. »Den Holocaust queer erzählen«. In Afken et al., *Jahrbuch Sexualitäten 2018*, 86–110. Göttingen: Wallstein Verlag, 2018.
- Hájková, Anna. *The Last Ghetto: An Everyday History of Theresienstadt*. Oxford: Oxford University Press, 2020.
- Hájková, Anna. »Sexual Barter in Times of Genocide: Negotiating the Sexual Economy of the Theresienstadt Ghetto«. *Signs* 38, Nr. 3 (2013): 503–33. <https://doi.org/10.1086/668607>.
- Halberstam, Jack. *Female Masculinity*. Twentieth anniversary edition with a new preface. Durham, NC: Duke University Press, 2018.
- Halperin, David M. *How to Do the History of Homosexuality*. Chicago: University of Chicago Press, 2002.
- Heimann, Siegfried. »Politisches Leben in Schöneberg/Friedenau in den ersten Jahren nach Kriegsende«. In Zur Nieden, Schönknecht und Schönknecht, *Weiterleben nach dem Krieg. Schöneberg/Friedenau 1945–46*, 68–79. Berlin: Bezirksamt Schöneberg von Berlin, Kunstamt, 1992.
- Heineman, Elizabeth. *Before Porn Was Legal: The Erotica Empire of Beate Uhse*. Chicago: University of Chicago Press, 2011.
- Heineman, Elizabeth. *What Difference Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany*. Berkeley: University of California Press, 1999.
- Herbst, Maral. *Demokratie und Maulkorb: Der deutsche Rundfunk in Berlin zwischen Staatsgründung und Mauerbau*. Berlin: VISTAS Verlag, 2002.
- Herrn, Rainer. »»Ich habe wohl Freude an Frauenkleidern [...], bin aber deswegen nicht homosexuell«: Der Forschungsstand zum Transvestitismus in der Zeit des Nationalsozialismus«. In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, *Forschung im Queerformat: Aktuelle Beiträge der LSBTT*, Queer- und Geschlechterforschung*, 59–69. Bielefeld: transcript, 2014.
- Herrn, Rainer. *Schnittmuster des Geschlechts: Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2005.
- Herzer, Manfred. »Schwule Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Neue Studien zu Wolfgang Cordan, Wilfried Israel, Theoder Haubach und Otto John«. In Jellonek und Lautmann, *Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle: Verdrängt und unge-sühnt*, 127–46. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2002.
- Herzog, Dagmar. *Sex after Fascism: Memory and Morality in Twentieth-Century Germany*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2005. <https://doi.org/10.1515/9781400843329>.

- Hirschfeld, Magnus. *Berlins Drittes Geschlecht: Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Manfred Herzer*. Mit einem Anhang: Paul Nücke, Ein Besuch bei den Homosexuellen in Berlin. Berlin: Verlag rosa Winkel, 1991.
- Hirschfeld, Magnus. *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. Berlin: Louis Marcus Verlagsbuchhandlung, 1914.
- Hoffschildt, Rainer. »Statistik der Kriminalisierung und Verfolgung homosexueller Handlungen unter Männern durch Justiz und Polizei in der Bundesrepublik Deutschland von der Nachkriegszeit bis 1994«. Hannover, 2016. https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a1/BRD_Paragraph_175_StGB_Statistik_1945-94%2C_Hoffschildt_2016.pdf.
- Holy, Michael. »Jenseits von Stonewall: Rückblicke auf die Schwulenbewegung in der BRD 1969–1980«. In Pretzel und Weiß, *Rosa Radikale: Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre*, 39–79. Hamburg: Männerschwarm-Verlag, 2012.
- Honig, Bonnie. »Difference, Dilemma and the Politics of Home«. In Behabib, *Democracy and Difference: Contesting the Boundaries of the Political*, 257–77. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1996.
- hooks, bell. »Homeplace: A Site of Resistance«. In *Yearning: Race, Gender und Cultural Politics*, 41–9. New York: Routledge, 2015.
- hooks, bell. *Yearning: Race, Gender und Cultural Politics*. New York: Routledge, 2015.
- Houlbrook, Matt. *Queer London: Perils and Pleasures in the Sexual Metropolis, 1918–1957*. Chicago: University of Chicago Press, 2005.
- Hubbard, Phil. »Geography and Sexuality: Why Space (Still) Matters«. *Sexualities* 21, Nr. 8 (2018): 1295–9. <https://doi.org/10.1177/1363460718779209>.
- Huneke, Erik G. »Morality, Law und the Socialist Sexual Self in the German Democratic Republic, 1945–1972«. PhD diss., University of Michigan, 2013.
- Huneke, Samuel Clowes. »The Duplicity of Tolerance: Lesbian Experiences in Nazi Berlin«. *Journal of Contemporary History* 54, Nr. 1 (2019): 30–59. <https://doi.org/10.1177/0022009417690596>.
- Huneke, Samuel Clowes. *States of Liberation: Gay Men between Dictatorship and Democracy in Cold War Germany*. Toronto: University of Toronto Press, 2022.
- »Im Gedenken an Alice Carlé und ihre Angehörigen«. Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft e. V., 9. Februar 2017. <http://magnus-hirschfeld.de/forschungsstelle/veranstaltungen-und-einladungen/stolpersteine-carle-2017/>.
- »In Erinnerung an Eva Siewert«. Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft e. V., <https://eva-siewert.de/>.
- Jellonek, Burkhard und Rüdiger Lautmann (Hg.). *Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle: Verdrängt und ungesühnt*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2002.
- Kaplan, Marion A. *Between Dignity and Despair: Jewish Life in Nazi Germany*. Oxford: Oxford University Press, 1998.

- Keegan, Cáel. »Getting Disciplined: What's Trans* About Queer Studies Now?« *Journal of Homosexuality* 67, Nr. 3 (2020): 384–97. <https://doi.org/10.1080/00918369.2018.1530885>.
- Kennedy, Elizabeth Lapovsky und Madeline D. Davis. *Boots of Leather, Slippers of Gold*. New York: Routledge, 1993.
- Kennedy, Hubert. *Der Kreis/Le Cercle/The Circle: Eine Zeitschrift und ihr Programm*. Bibliothek rosa Winkel. Hamburg: Männerschwarm Verlag, 1999.
- Klöppl, Ulrike. »Geschlechtstransitionen in der DDR«. In Meyer, *Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980*, 84–93. Berlin: Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung. Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung (LADS), 2018.
- Klöppl, Ulrike. *XX0XY Ungelöst: Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin: Eine historische Studie zur Intersexualität*. Bielefeld: transcript, 2010.
- Kohlrausch, Eduard und Richard Lange, (Hg.). *Strafgesetzbuch mit Erläuterungen und Nebengesetzen*. 39. und 40. Guttentagsche Sammlung Deutscher Reichsgesetze 2. Berlin: Walter de Gruyter, 1950.
- Kokula, Ilse. *Formen lesbischer Subkultur*. Sozialwissenschaftliche Studien zur Homosexualität 3. Berlin: Verlag rosa Winkel, 1983.
- Kokula, Ilse. *Jahre des Glücks, Jahre des Leids: Gespräche mit älteren lesbischen Frauen*. Dokumente. 2. Auflage. Kiel: Frühlings Erwachen, 1990.
- Kokula, Ilse. »Wir leiden nicht mehr, sondern sind gelitten!« *Lesbisch leben in Deutschland*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1987.
- Korzilius, Sven. »Asoziale« und »Parasiten« im Recht der SBZ/DDR: Randgruppen im Sozialismus zwischen Repression und Ausgrenzung. Köln: Böhlau, 2005.
- Krenn, Karl Jürgen. *Krenn's Berlin-Chronik, 1945–1950*. Berlin: trafo, 2009.
- Kühn, Monne. »Haut der geilen Männerpresse eine in die Presse: Itzehoer Prozess-Protest 1974«. In Dennert, Leidinger und Rauchut, *In Bewegung bleiben: 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*, 68–71. Berlin: Querverlag, 2007.
- Kunzel, Regina. *Criminal Intimacy: Prison and the Uneven History of Modern American Sexuality*. Chicago: University of Chicago Press, 2008.
- Laite, Julia. *Common Prostitutes and Ordinary Citizens: Commercial Sex in London, 1885–1960*. Basingstoke, UK: Palgrave Macmillan, 2012.
- Ledwa, Lara. *Mit schwulen Lesbengrüßen: Das Lesbische Aktionszentrum Westberlin (LAZ)*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2019.
- Lefebvre, Henri. *The Production of Space*. Translated by Donald Nicholson-Smith. Oxford: Blackwell, 1991.
- Lehnert, Gertrud. »Androgynie und Mode.« In Bock, Ulla/Alfermann, Dorothee, *Androgynie: Vielfalt der Möglichkeiten*, (= Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung, 4.) 118–130. Stuttgart: Metzler, 1999.

- Leidinger, Christiane. *Lesbische Existenz 1945–1969: Aspekte der Erforschung gesellschaftlicher Ausgrenzung und Diskriminierung lesbischer Frauen mit Schwerpunkt auf Lebenssituationen, Diskriminierungs- und Emanzipationserfahrungen in der frühen Bundesrepublik*. Berlin: Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung, Fachbereich LSBTI, 2015.
- Lemke, Michael. *Vor der Mauer. Berlin in der Ost-West-Konkurrenz 1948 bis 1961*. Köln: Böhlau, 2011.
- Lengerke, Christiane von, Tille Ganz, Gabriele Schilling und Margarete Schäfer. *Käthe (Kitty) Kuse. 17. März 1904–7. November 1999*. Selbst produziertes Video, 1985/1994.
- Lévy-Lenz, Ludwig. *Diskretes und Indiskretes*. Dischingen: Wadi-Verlagsbuchhandlung, 1951. »Lila Archiv e. V.«. <http://www.lilaarchiv.de/>.
- Limpricht, Cornelia, Jürgen Müller und Nina Oxenius. »Verführte« Männer: *Das Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich*. Köln: Volksblatt, 1991.
- Lindenberger, Thomas. »Asoziale Lebensweise: Herrschaftslegitimation, Sozialdisziplinierung und die Konstruktion eines ›negativen Milieus‹ in der SED-Diktatur«. *Geschichte und Gesellschaft* 31, Nr. 2 (2005): 227–54.
- Litfin, Jürgen. *Tod durch fremde Hand: das erste Maueropfer in Berlin und die Geschichte einer Familie*. Husum: Verlag der Nation, 2006.
- Lücke, Martin. *Männlichkeit in Unordnung*. Frankfurt am Main: campus, 2008.
- Lybeck, Marti M. *Desiring Emancipation: New Women and Homosexuality in Germany, 1890–1933*. SUNY series in queer politics and cultures. Albany: State University of New York Press, 2014.
- Maase, Kaspar. »Establishing Cultural Democracy: Youth, ›Americanization,‹ and the Irresistible Rise of Popular Culture«. In Schissler, *The Miracle Years: A Cultural History of West Germany, 1949–1968*, 428–50. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2001. <https://doi.org/10.1515/9780691222554-026>.
- Mahlsdorf, Charlotte von. *Ab durch die Mitte: Ein Spaziergang durch Berlin*. München: dtv, 1997.
- Mahlsdorf, Charlotte von. *Ich bin meine eigene Frau*. München: dtv, 1995.
- Maneo (Hg.). *Spurensuche im Regenbogenkiez: Historische Orte und schillernde Persönlichkeiten*. Maneo-Kiezgeschichte 2. Berlin: Maneo, 2018.
- Marbach, Rainer und Volker Weiß (Hg.). *Konformitäten und Konfrontationen: Homosexuelle in der DDR*. Hamburg: Männerschwarm Verlag, 2017.
- Marhoefer, Laurie. »Lesbianism, Transvestism and the Nazi State: A Microhistory of a Gestapo Investigation, 1939–1943«. *American Historical Review* 121, Nr. 4 (2016): 1167–95. <https://doi.org/10.1093/ahr/121.4.1167>.
- Marhoefer, Laurie. *Sex and the Weimar Republic: German Homosexual Emancipation and the Rise of the Nazis*. Toronto: University of Toronto Press, 2015.

- McLellan, Josie. »From Private Photography to Mass Circulation: The Queering of East German Visual Culture, 1968–1989«. *Central European History* 48, Nr. 3 (2015): 405–23. <https://doi.org/10.1017/S0008938915000813>.
- McLellan, Josie. »Glad to Be Gay Behind the Wall: Gay and Lesbian Activism in 1970s East Germany«. *History Workshop Journal* 74, Nr. 1 (2012): 105–30. <https://doi.org/10.1093/hwj/dbs017>.
- McLellan, Josie. *Love in the Time of Communism: Intimacy and Sexuality in the GDR*. Cambridge: Cambridge University Press, 2011.
- Meyer, Sabine (Hg.). *Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980*. Berlin: Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung, Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung (LADS), 2018.
- Ministerium der Justiz des Landes NRW in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Michael Schwartz (Hg.). *Justiz und Homosexualität*. Juristische Zeitgeschichte Nordrhein-Westfalen 24. Geldern: Ministerium der Justiz des Landes NRW, 2020.
- Ministerium für Justiz der DDR (Hg.). *Strafgesetzbuch und andere Strafgesetze*. Berlin: Deutscher Zentralverlag, 1951.
- Mittenmang: Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1945–1969*. Schwules Museum. <https://www.schwulesmuseum.de/ausstellung/mittenmang-homosexuelle-frauen-und-maenner-in-berlin-1945-1969/>.
- Moeller, Robert G. »Private Acts, Public Anxieties and the Fight to Decriminalize Male Homosexuality in West Germany«. *Feminist Studies* 36, Nr. 3 (2010): 528–52.
- Munier, Julia Noah. *Lebenswelten und Verfolgungsschicksale homosexueller Männer in Baden und Württemberg im 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Kohlhammer, 2021.
- Namaste, Viviane. »Tragic Misreadings: Queer Theory’s Erasure of Transgender Subjectivity«. In Namaste, *Sex Change, Social Change: Reflections on Identity, Institutions & Imperialism*, 205–38. Toronto: Women’s Press, 2011.
- Naumann, Kai. *Gefängnis und Gesellschaft: Freiheitsentzug in Deutschland in Wissenschaft und Praxis 1920–1960*. Berlin: LIT, 2006.
- Nestle, Joan. *Begehren und Widerstand*. Hg. von Lara Ledwa. Übersetzt von Johanna Davids, Desz Debreceni, Sabine Fuchs, Anna Kuntze und Bettina Wind. Berlin: etece Buch, 2024.
- O’Brien, Patricia. »The Prison on the Continent«. In Morris und Rothman, *The Oxford History of the Prison: The Practice of Punishment in Western Society*, 199–225. New York: Oxford University Press, 1995.
- Peukert, Detlev. »Die ›Halbstarken‹«. *Zeitschrift für Pädagogik* 30, Nr. 4 (1984): 533–48.
- Piesche, Peggy (Hg.). *Labor 1989: Intersektionale Bewegungsgeschichte*n aus West und Ost*. Berlin: Verlag Yilmaz-Günay, 2019.
- Pilkey, Brent, Rachael M. Scicluna, Ben Campkin und Barbara Penner (Hg.). *Sexuality and Gender at Home: Experience, Politics, Transgression*. London: Bloomsbury, 2017.

- Plötz, Kirsten. *Als fehle die bessere Hälfte*. Königstein: Helmer, 2005.
- Plötz, Kirsten. »Bubis und Damen: Die zwanziger Jahre«. In Kuhnen, *Butch Femme: Eine erotische Kultur*, 35–47. Berlin: Querverlag, 1997.
- Plötz, Kirsten. »Entzug der Kinder durch bundesdeutsche Gerichte: Ein Aspekt juristischer Repression von lesbischer Liebe«. In Ministerium der Justiz des Landes NRW, *Justiz und Homosexualität*, 121–7. Juristische Zeitgeschichte Nordrhein-Westfalen 24. Geldern: Ministerium der Justiz des Landes NRW, 2020.
- Plötz, Kirsten. »...in ständiger Angst...«: *Eine historische Studie über rechtliche Folgen einer Scheidung für Mütter mit lesbischen Beziehungen und ihre Kinder in Westdeutschland unter besonderer Berücksichtigung von Rheinland-Pfalz (1946 bis 2000)*. Mainz: Ministerium für Familie, Frauen, Jugend, Integration und Verbraucherschutz des Landes Rheinland-Pfalz (MFFJIV), 2021. https://mffjiv.rlp.de/fileadmin/MFFJIV/Publikationen/Vielfalt/MFFJIV_BF_Forschungsbericht_Angst_RZ_14012021_barr.pdf.
- Plötz, Kirsten. »Wo blieb die Bewegung lesbischer Trümmerfrauen?« In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld *Forschung im Queerformat: Aktuelle Beiträge der LSBTT*-, Queer- und Geschlechterforschung*, 71–86. Bielefeld: transcript, 2014.
- Plötz, Kirsten und Marcus Velke. *Aufarbeitung von Verfolgung und Repression lesbischer und schwuler Lebensweisen in Hessen 1945–1985: Bericht im Auftrag des Hessischen Ministeriums für Soziales und Integration zum Projekt »Aufarbeitung der Schicksale der Opfer des ehemaligen § 175 StGB in Hessen im Zeitraum 1945 bis 1985«*. Berlin/Wiesbaden, 2018.
- Poiger, Uta G. *Jazz, Rock und Rebels: Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany*. Berkeley: University of California Press, 2000.
- Porubsky, Franz. »Eva Siewert, die ›Luxemburger Nachtigall««. *Czernowitzer Morgenblatt*, 24. Dezember 1933. Nachdruck in *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*, Nr. 68 (2022): 27–8.
- Praunheim, Rosa von (Regie). *Die Jungs vom Bahnhof Zoo*. Rosa von Praunheim, RBB und NDR, 2011.
- Praunheim, Rosa von (Regie). *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Gesellschaft, in der er lebt*. Bavaria Film, 1971.
- Pretzel, Andreas. *Berlin – »Vorposten im Kampf für die Gleichberechtigung der Homoeroten«*. *Die Geschichte der Gesellschaft für Reform des Sexualrechts e. V. 1948–1960*. Berlin: Schwules Museum/Verlag rosa Winkel, 2001.
- Pretzel, Andreas. »Erst dadurch wird eine wirksame Bekämpfung ermöglicht. Polizeiliche Ermittlungen«. In Pretzel und Roßbach, *Wegen der zu erwartenden hohen Strafe: Homosexuellenverfolgung in Berlin 1933–1945*, 43–73. Berlin: Verlag rosa Winkel, 1999.
- Pretzel, Andreas (Hg.). *NS-Opfer unter Vorbehalt: Homosexuelle Männer in Berlin nach 1945*. Berliner Schriften zur Sexualwissenschaft und Sexualpolitik. Berlin: LIT, 2002.
- Pretzel, Andreas und Gabriele Roßbach (Hg.). *Wegen der zu erwartenden hohen Strafe: Homosexuellenverfolgung in Berlin 1933–1945*. Berlin: Verl. rosa Winkel, 1999.

- Pretzel, Andreas und Volker Weiß (Hg.). *Ohnmacht und Aufbegehren: Homosexuelle Männer in der frühen Bundesrepublik*. Hamburg: Männerschwarm Verlag, 2010.
- Pretzel, Andreas und Volker Weiß (Hg.). *Rosa Radikale: Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre*. Hamburg: Männerschwarm-Verlag, 2012.
- Prowe, Diethelm. »The ›Miracle‹ of the Political-Culture Shift: Democratization between Americanization and Conservative Reintegration«. In Schissler, *The Miracle Years: A Cultural History of West Germany, 1949–1968*, 451–8. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2001.
- Reissig, Harald. »Militärgefängnis/Justizvollzugsanstalt für Frauen Lehrter Str. 60/61«. In Engel et al., *Tiergarten: Teil 2: Moabit, 327–39*. Geschichtslandschaft Berlin – Orte und Ereignisse 2. Berlin: Nicolai, 1987.
- Ribbe, Wolfgang. *Berlin 1945–2000: Grundzüge der Stadtgeschichte*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2002.
- Ribbe, Wolfgang. »Wohnen im geteilten Berlin: Stadtplanung, Architektur und Wohnverhältnisse während des Kalten Krieges im Systemvergleich«. In Lemke, *Konfrontation und Wettbewerb: Wissenschaft, Technik und Kultur im geteilten Berliner Alltag (1948–1973)*, 161–80. Berlin: Metropolis, 2008.
- Rosenkranz, Bernhard und Gottfried Lorenz. *Hamburg auf anderen Wegen: Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt*. Hamburg: Lambda, 2006.
- Ross, Andrew Israel. *Public City/Public Sex: Homosexuality, Prostitution und Urban Culture in Nineteenth-Century Paris*. Philadelphia, PA: Temple University Press, 2019.
- Ross, Andrew Israel. »Sex in the Archives: Homosexuality, Prostitution, and the Archives de la Préfecture de Police de Paris«. *French Historical Studies* 40, Nr. 2 (2017): 267–90. <https://doi.org/10.1215/00161071-3761619>.
- Rubin, Gayle. »Studying Sexual Subcultures: Excavating the Ethnography of Gay Communities in Urban North America«. In Lewin und Leap, *Out in Theory: The Emergence of Lesbian and Gay Anthropology*, 17–68. Urbana: University of Illinois Press, 2002.
- Sannwald, Daniela. »Der Frauenknast als Sündenpfehl: Maria Schmidts Videokompilation ›Die Pfoten bleiben über dem Laken.«. *Frauen und Film*, Nr. 58/59 (1996): 139–44.
- Scheidle, Ilona. »Hilde Radusch: Ein Kleinod der Frauen-Lesbengeschichte«. Heinrich-Böll-Stiftung, 14. Juli 2014. <https://www.boell.de/de/2014/07/14/hilde-radusch-ein-kleinod-der-frauen-lesbengeschichte>.
- Schissler, Hannah (Hg.). *The Miracle Years: A Cultural History of West Germany, 1949–1968*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2001.
- Schlüter, Bastian, Karl-Heinz Steinle und Andreas Sternweiler. *Eberhardt Brucks. Ein Grafiker in Berlin*. Berlin: Schwules Museum, 2008.
- Schoppmann, Claudia. *Zeit der Maskierung: Lebensgeschichten lesbischer Frauen im »Dritten Reich«*. Berlin: Fischer, 1998.

- Schroeder, Klaus. *Der SED-Staat: Geschichte und Strukturen der DDR 1949–1990*. Köln: Böhlau, 2013.
- Schwarz, Richard. »Schwarz Stadtplan von Berlin«. Berlin: Schwarz, 1947. <https://digital.zlb.de/viewer/image/15454953/1/>
- Selbstbild Lili-Elbe-Archiv«. <https://lili-elbe.de/.http://www.lili-elbe-archive.org/selbstbild.html>.
- Siemens, Daniel. *Horst Wessel: Tod und Verklärung eines Nationalsozialisten*. München: Siedler, 2009.
- Siewert, Eva. »Das Orakel«. *Der Weg. Zeitschrift für Fragen des Judentums* 1, Nr. 37 (1946): 5. <https://eva-siewert.de/wp-content/uploads/2019/02/Das-Orakel-von-Eva-Siewert.pdf>.
- Sigusch, Volkmar. *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt am Main: campus, 2008.
- Silva, Adrian de. *Negotiating the Borders of the Gender Regime: Developments and Debates on Trans(Sexuality) in the Federal Republic of Germany*. Gender Studies. Bielefeld: transcript-Verlag, 2018.
- Shukrallah, Tarek (Hg.) *Nicht die Ersten. Bewegungsgeschichten von Queers of Color in Deutschland*. Münster: Assoziation A, 2024.
- Smith, Brenda V. »Analyzing Prison Sex: Reconciling Self-Expression with Safety«. In Solinger et al., *Interrupted Life: Experiences of Incarcerated Women in the United States*, 112–20. Berkeley: University of California Press, 2010.
- »Sonderaktionen der Polizei«. In Grau, *Lexikon zur Homosexuellenverfolgung 1933–1945: Institutionen – Kompetenzen – Betätigungsfelder*, 280–2. Berlin: LIT, 2011.
- Spector, Scott. *Violent Sensations. Sex, Crime and Utopia in Vienna and Berlin, 1860–1914*. Chicago: University of Chicago Press, 2016.
- Statistisches Amt der DDR. »Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik«. In *Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik, 1990*, Bd. 35. Berlin: Rudolf Haufe Verlag, 1990.
- Steakley, James D. *The Homosexual Emancipation Movement in Germany*. New York: Arno Press, 1975.
- Steer, Christine. *Eingeliefert nach Rummelsburg: Vom Arbeitshaus im Kaiserreich bis zur Haftanstalt in der DDR*. Berlin: BeBra Wissenschaft, 2018.
- Steinbacher, Sybille. *Wie der Sex nach Deutschland kam: Der Kampf um Sittlichkeit und Anstand in der frühen Bundesrepublik*. München: Siedler, 2011.
- Steinborn, Norbert und Hilmar Krüger. *Die Berliner Polizei 1945–1992: Von der Militärreserve im Kalten Krieg auf dem Weg zur bürgernahen Polizei?* Berlin: Berlin Verlag, 1993.
- Steinle, Karl-Heinz. *Der literarische Salon bei Richard Schulz*. Berlin: Schwules Museum, 2002.
- Sternburg, Wilhelm von. *Um Deutschlandgeht es uns. Arnold Zweig. Eine Biographie*. Berlin: Aufbau, 2004.

- Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich*, 1871. Wikisource. [https://de.wikisource.org/wiki/Strafgesetzbuch_für_das_Deutsche_Reich_\(1871\)](https://de.wikisource.org/wiki/Strafgesetzbuch_für_das_Deutsche_Reich_(1871)). Zuerst veröffentlicht in *Deutsches Reichsgesetzblatt* 1871, Nr. 24 (15. Mai 1871), 127–205.
- Stürickow, Regina. *Pistolen-Franz und Muskel-Adolf. Ringvereine und organisiertes Verbrechen in Berlin 1920–1960*. Berlin: Elsengold, 2019.
- Sutton, Katie. »From Sexual Inversion to Trans*: Transgender History and Historiography«. In Mildenerger et al., *Was ist Homosexualität? Forschungsgeschichte, gesellschaftliche Entwicklungen und Perspektiven*, 181–203. Hamburg: Männerschwarm Verlag, 2014.
- Sutton, Katie. *The Masculine Woman in Weimar Germany*. Monographs in German History, vol. 32. New York: Berghahn Books, 2011.
- Tammer, Teresa. »Verräter oder Vermittler? Inoffizielle Informanten zwischen Staatssicherheit und DDR-Schwulenbewegung«. In Großbölting und Kittel, *Welche »Wirklichkeit« und wessen »Wahrheit«? Das Geheimdienstarchiv als Quelle und Medium der Wissensproduktion*, 107–23. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2019.
- Tammer, Teresa. »Warme Brüder« im Kalten Krieg. *Die DDR-Schwulenbewegung und das geteilte Deutschland in den 1970er und 1980er Jahren*. Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2023.
- Tapia, Ruby C. »Profane Illuminations: The Gendered Problematics of Critical Carceral Visualities«. *PMLA* 123, Nr. 3 (2008): 684–8. <https://doi.org/10.1632/pmla.2008.123.3.684>.
- Taylor, Michael Thomas und Annette F. Timm. »Historicizing Transgender Terminology«. In Bakker et al., *Others of My Kind: Transatlantic Transgender Histories*, 251–65. Calgary: University of Calgary Press, 2020.
- Taylor, Michael Thomas, Annette F. Timm und Rainer Herrn (Hg.). *Not Straight from Germany: Sexual Publics and Sexual Citizenship since Magnus Hirschfeld*. Ann Arbor: University of Michigan Press, 2017. <https://doi.org/10.3998/mpub.9238370>.
- Theis, Wolfgang und Andreas Sternweiler. »Alltag im Kaiserreich und in der Weimarer Republik«. In Verein der Freunde eines Schwulen Museums in Berlin e. V. *Eldorado: Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850–1950. Geschichte, Alltag und Kultur*, 48–73. Berlin: Frölich & Kaufmann, 1984.
- Timm, Annette F. *The Politics of Fertility in Twentieth-Century Berlin*. New York: Cambridge University Press, 2010.
- »Treffpunkt Berlin«. *Der Spiegel*, Nr. 34, 17.08.1965, 49. <https://www.spiegel.de/politik/treffpunkt-berlin-a-f907bf20-0002-0001-0000-000046273739>.
- Verein der Freunde eines Schwulen Museums in Berlin e. V. (Hg.). *Eldorado: Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850–1950. Geschichte, Alltag und Kultur*. Katalog der Ausstellung im Berlin Museum, 26.5.–8.7.1984. Berlin: Frölich & Kaufmann, 1984.
- Vicinus, Martha. »The History of Lesbian History«. *Feminist Studies* 38, Nr. 3 (2012): 566–96. <https://doi.org/10.1353/fem.2012.0043>.

- Vormbaum, Moritz. *Das Strafrecht der Deutschen Demokratischen Republik*. Jus Poenale 6. Tübingen: Mohr Siebeck, 2015.
- Voß, Heinz-Jürgen (Hg.). *Westberlin – ein sexuelles Porträt*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2021.
- Wachsmann, Nikolaus. *Gefangen unter Hitler: Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat*. München: Siedler, 2006.
- Wachsmann, Nikolaus. *Hitler's Prisons: Legal Terror in Nazi Germany*. New Haven, CT: Yale University Press, 2004.
- Wallbraun, Barbara. »Lesben im Visier der Staatssicherheit«. In Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt und Gunda-Werner-Institut, »Das Übersehenwerden hat Geschichte«: *Lesben in der DDR und in der friedlichen Revolution*, 26–50. Halle: Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt, Gunda Werner Institut für Feminismus und Geschlechterdemokratie, 2015.
- Weeks, Jeffrey. *Coming Out: Homosexual Politics in Britain from the Nineteenth Century to the Present*. London: Quartet Books, 1977.
- Weinberg, Lorenz. *Feministische »Sex Wars«. Sexualität als Konfliktfeld lesbisch_queerer Bewegungen der 1970er-1990er Jahre im deutschsprachigen Raum*. Bielefeld: Transcript, 2025.
- Wetzell, Richard F. (Hg.). *Crime and Criminal Justice in Modern Germany*. New York: Berghahn, 2014.
- Whisnant, Clayton J. *Male Homosexuality in West Germany: Between Persecution and Freedom, 1945–69*. Genders and Sexualities in History series. Basingstoke, UK: Palgrave Macmillan, 2012.
- Whisnant, Clayton J. *Queer Identities and Politics in Germany. A History, 1880–1945*. New York: Harrington Park Press, 2016.
- Wolfert, Raimund. »Eva Siewert (1907–1994), Kurt Hillers »Schwester im Geiste« – »Wilde Freundschaft für Sie im Herzen meines Hirns««. Berlin 2015/2016. Online-Projekt Lesbengeschichte. Red. Ingeborg Boxhammer und Christiane Leidinger. https://www.lesbengeschichte.org/bio_siewert_d.html.
- Wolfert, Raimund. »Der weitere Verbleib der Genannten ist leider nicht festzustellen. Alice Carlé (1902–1943)«. In Ostrowska et al., *Erinnern in Auschwitz: auch an sexuelle Minderheiten*, 156–61. Berlin: Querverlag, 2020.
- Wolfert, Raimund. *Homosexuellenpolitik in der jungen Bundesrepublik: Kurt Hiller, Hans Giese und das Frankfurter Wissenschaftlich-humanitäre Komitee*. Hirschfeld Lectures. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015.
- Wolfert, Raimund. »Zwischen den Stühlen – die deutsche Homophilenbewegung der 1950er Jahre«. In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTT*,- Queer- und Geschlechterforschung*, 87–104. Bielefeld: Transcript, 2014.

- Wolfert, Raimund, Oranna Dimmig und Claudia Schoppmann (Hg.). *Damals wurde uns klar, dass Bleiben Lebensgefahr bedeutete. Eva Siewert und Alice Carlé, eine Liebe während der Shoah*. Berlin: Lukas Verlag, 2025.
- Wolff, Charlotte. *Magnus Hirschfeld: A Portrait of a Pioneer in Sexology*. London: Quartet Books, 1986.
- Young, Iris Marion. »House and Home: Feminist Variations on a Theme«. In Young, *On Female Body Experience: Throwing Like a Girl and Other Essays*, 123–54. New York: Oxford University Press, 2005.
- Young, Iris Marion. *On Female Body Experience: Throwing Like a Girl and Other Essays*. New York: Oxford University Press, 2005.
- Zur Nieden, Susanne. »Einleitung«. In Zur Nieden, *Homosexualität und Staatsräson: Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900–1945*, 7–14. Frankfurt am Main: campus, 2005.
- Zur Nieden, Susanne (Hg.). *Homosexualität und Staatsräson: Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900–1945*. Frankfurt am Main: campus, 2005.
- Zur Nieden, Susanne. »Neuanfang in der Schöneberger Verwaltung«. In Zur Nieden, Schönknecht und Schönknecht, *Weiterleben nach dem Krieg. Schöneberg/Friedenau 1945–46*, 32–9. Berlin: Bezirksamt Schöneberg von Berlin, Kunstamt, 1992.
- Zur Nieden, Susanne. *Unwürdige Opfer: Die Aberkennung von NS-Verfolgten in Berlin 1945 bis 1949*. Berlin: Metropol, 2003.
- Zur Nieden, Susanne und Helga und Eberhard Schönknecht (Hg.). *Weiterleben nach dem Krieg. Schöneberg/Friedenau 1945–46*. Berlin: Bezirksamt Schöneberg von Berlin, Kunstamt, 1992.

Abbildungsverzeichnis

1.1	Autogrammpostkarte von Eva Siewert.	33
1.2	Eva Siewert kurz nach dem Krieg.	37
1.3	Hilde Radusch und Eddy Klopsch im Tiergarten, 1939.	40
1.4	Passfoto von Hilde Radusch, 1946.	41
1.5	Katters Transvestitenschein, 1928.	45
1.6	Tommy und Helli feiern Weihnachten in der Gartenlaube, 1966.	64
1.7	Tommy in der Gartenlaube mit Freunden, 1966.	64
1.8	Erotische Spiele im Garten.	65
1.9	Ein junges Butch-Fem-Paar in Tommys Garten.	65
1.10	Leidenschaftliche Küsse unter Rosen.	66
1.11	Tommy und ihre Freundinnen feiern zu Hause, 1966.	67
1.12	Helli und ihre Freundinnen beim Tanzen, 1966.	67
2.1	Boheme-Bar.	71
2.2	Boheme-Bar.	72
2.3	Boheme-Bar.	72
2.4	Boheme-Bar.	73
2.5	Boheme-Bar.	73
2.6	Berliner Stadtplan von 1947.	77
2.7	Polizeiskizze der Robby-Bar.	89
2.8	Hans-Joachim Engel bei seiner Arbeit als Dekorateur.	102
3.1	Screenshot der Erinnerungsseite für Günter Litfin.	140
4.1	Rita »Tommy« Thomas, 1951.	155

Abkürzungsverzeichnis

BArch	Bundesarchiv Berlin
BMH	Bundesstiftung Magnus Hirschfeld
BRD	Bundesrepublik Deutschland
BStU	Stasi-Unterlagen-Archiv (ehemals Der/Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik)
CDU	Christlich Demokratische Union Deutschlands
DDR	Deutsche Demokratische Republik
FDP	Freie Demokratische Partei
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FFBIZ	Feministisches Archiv FFBIZ
HAW	Homosexuelle Aktion Westberlin
HIB	Homosexuelle Interessengemeinschaft Berlin
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
LAB	Landesarchiv Berlin
LAZ	Lesbisches Aktionszentrum Westberlin
MHG	Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft
OdF	Opfer des Faschismus
PHS	Polizeihistorische Sammlung Berlin
PrV	Politisch, rassistisch, oder religiös Verfolgte
PRV-Amt	Amt für politisch, rassistisch oder religiös Verfolgte
SBS	Sowjetischer Besatzungssektor
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SMB	Schwules Museum Berlin
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
TKK	Teilnachlass Kitty Kuse
VVN	Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes

Register

- § 15 (Polizeiverwaltungsgesetz) 118. *Siehe auch* Gesetze
- § 151 17, 175. *Siehe auch* Gesetze
- § 175 12, 15, 17, 53, 85–6, 123, 126
- Abschaffung von 17, 19
 - Archive und 25–6
 - Debatten um 48
 - Gefängnisstrafen 145, 148, 202 Anm. 5
 - lesbische Frauen und 108–10
 - nationale Sicherheit und 84
 - Nationalsozialismus und 83
 - öffentlicher Sex und 115, 118
 - Razzien in Bars und 85, 92, 108
 - Reform des 45, 173
 - Verfassungsmäßigkeit von 84
 - Verfolgung nach 130–1, 148
 - Verurteilungen nach 17–8, 121, 183 Anm. 53. *Siehe auch* Gesetze
- § 175a 17, 86, 145. *Siehe auch* Gesetze
- § 183 17, 25, 118, 123. *Siehe auch* Gesetze
- § 249 17–8, 121–2, 155, 183 Anm. 48, 200 Anm. 35. *Siehe auch* Gesetze
- § 360 17, 25, 123–4. *Siehe auch* Gesetze
- § 361 25, 121. *Siehe auch* Gesetze
- Ackermann, Anton 43
- Aktivismus, Aktivist*in 11–2, 14, 23–4, 44, 46, 54, 101, 119, 124, 173–4
- Adolf-Koch-Institut 49
- Ahmed, Sara 21, 56
- Aimée und Jaguar* (Film, Färberböck) 31
- Aktion Gitter (Verhaftung ehemaliger Parlamentarier*innen) 40
- Alexanderplatz (Berlin) 29, 119, 143
- Alltag, alltägliches Leben 10, 21, 23, 32, 56, 58, 97, 124, 128, 137, 139, 144–6, 152, 154, 164
- Amicus-Briefbund* 52–3, 78–9, 81, 189 Anm. 113
- Amigo-Bar (Schöneberg) 87, 90–2, 195 Anm. 73 & 92. *Siehe auch* Bars
- Amin, Kadji 13
- Anonymisierung vs. Pseudonym 205 Anm. 78
- Arbeit 115–6, 121, 138, 156, 159
- Broterwerb 16, 17, 21, 30, 40–2, 51, 56–60, 100–1, 117, 132, 162
 - politische 29, 36, 39–40
 - im Gefängnis 35, 152, 157
- Arbeiter*innen, Arbeiterklasse 28, 44, 52, 62, 90, 97, 109, 112, 144, 147, 152–3, 161, 163, 171
- Arbeitserziehungspflichtige 155–7
- Arbeitserziehungskommandos 18, 122
- Archiv der anderen Erinnerungen 23, 25, 55, 61, 94, 113, 115, 143, 177, 184 Anm. 85
- Archive:
- § 175 und 25
 - Archivrecht 205 Anm. 85
 - Finanzierung 24
 - Fotografien 63, 74
 - Gefängnismaterialien in 27–8, 145, 161
 - Homophobie in 24
 - Lesen von 22–6, 112, 171
 - Lücken und Ungleichgewichte 11
 - Methoden 25
 - schwule und lesbische Leben in 20, 30, 171, 183 Anm. 81
 - queere 23–5, 38–9, 173
 - Stasi- 24, 112
 - trans Geschichte in 50, 124
- Archiv für Sexualwissenschaft 49
- Asozialität:
- als Begriff 156–7
 - Bars und 105
 - Gefängnis und 27, 157
 - Gesetze 17, 121–2, 138, 175
 - Polizei und 121–2
 - Queerness und 17, 75, 108, 121–2, 159–60, 172
 - Sexarbeit und 86
- Auschwitz 33, 35–6, *siehe auch* Holocaust
- Aussprache* (Rundschreiben des Kulturbunds) 188 Anm. 83
- B. Z.* (Berliner Boulevardzeitung) 83
- Babylon Berlin* (Fernsehserie) 14
- Bahnhöfe 101, 103, 112–3, 119–21, 130–4, 149, 172, 199 Anm. 8, 199 Anm. 24
- Ballhaus im Wiener Grinzing 78. *Siehe auch* Bars
- Ballkultur, Ballsaal 9–10, 75, 78
- Banden (männliche Jugendliche) 12, 119–21
- Bars 71–110
- Bälle und Tänze in 10, 15, 78–9
 - Gewalt in 94, 96, 99
 - Demografie der Besucher*innen 88, 90
 - Klassenunterschiede in 96–8, 101–2, 109
 - Fotografien und 71, 74, 76, 80–1

- Maskulinität in 90, 93–6, 97
- Polizeiüberwachung 71, 74, 76, 80–93
- Privatsphäre und Geheimhaltung 104–7
- Praktiken der Raumherstellung 74, 80–1
- als queere Räume 10
- Razzien 83–93
- Routinen 68
- Schanklizenzen 78, 195
- Schließungen 78, 82, 103, 109–10, 183 Anm. 46
- Stadtplan 77
- Strichjungen und 86–93
- als Zuhause 70. *Siehe auch* Zuhause: Feste und Partys
- Beachy, Robert 11
- Beck, Gad 31
- Begehren 12–3, 20
 - erotisch 13, 15, 114–5, 171
 - Geschlecht und 19, 144
 - moralische Geografie des (Evans) 138
 - Selbsterfahrung (Evans) 171
- Bei Rudi (Schöneberg) 96–7, 100. *Siehe auch* Bars
- Berliner Rundfunk (Radiosender) 36, 47, 82, 193 Anm. 45
- Berliner Zeitung* (Ost-Berlin) 130–1
- Berliner Mauer:
 - Bars und 74, 98
 - Chronik der Berliner Mauer (Website) 139, 142
 - Einschränkung von Mobilität durch 87, 139, 152
 - erotische Literatur über 132–37
 - Erschießungen an 27, 172
 - Homosexualität und 132
 - queerer Tod und 129–32
 - Schweigen über 129, 132, 142
 - Teilung der queeren Öffentlichkeit durch 129–30
 - verlorene Geselligkeit wegen 100–1
- Berner, Dieter 129, 132
- Beziehungen 10–1, 31, 69–70, 117–8, 144–6
- Fernbeziehung 111–2
- gleichgeschlechtliche 17, 24, 27–8, 53–6, 117–8, 145
- Radusch und Klopsch 39–40, 43, 56–61
- Siewert 33–6, 38, 51
- Thomas und Helli 63–4, 68
- Tod und Sterben in 60–1
- Black Molly (Bar) 94, 105–6. *Siehe auch* Bars
- Boheme Bar 71–4, 76, 79–81
 - Fotografien aus 71–4. *Siehe auch* Bars
- Bönheim, Felix 47
- Bormuth, Maria 202, Anm. 5
- Born, Klaus 113–8, 123, 148–50, 172, 177
- Borowski, Maria 182 Anm. 30, 196 Anm. 116
- Boyd, Nan Alamilla 25, 194 Anm. 82
- Briefe 34–5, 60–1, 78, 83
 - anonyme Drohbrieve 56–7, 69, 186 Anm. 53, 190 Anm. 130
 - geheime 157, 163–4
 - Grundmann 161, 164–7
 - Häuslichkeit und 58, 60, 69
 - Katter 43, 46–8, 50
 - Leserbriefe 134–7
 - Liebes- 58, 60, 111–2
 - öffentlicher Raum in 111–2
 - Polizei 126–8
 - Siewert 36–8, 185 Anm. 24
 - unter Kommunisten 41–2. *Siehe auch* *Amicus Briefbund*
- Broterwerb und Brotverdiener*in 56, 59, 86, 171
- Brucks, Eberhard 111–2, 116, 133
- Bubi (lesbische Bezeichnung) 13, 62, 143–4, 147, 153–4, 168, 171
- Bundesstiftung Magnus Hirschfeld 23, 184 Anm. 85. *Siehe auch* Archive
- Bund für Körperkultur und Erziehung 49
- Butch-Fem 13, 55, 62–6, 154, 168, 173
 - Erotik von 62, 164
 - Fotografien von Paaren 61–2, 65–6
 - Forschung zu 62
 - Gefängnisse und 147, 153–4, 156, 159, 161, 164, 168
 - Kleidung 63, 154, 163
 - Paare 63, 69, 164
 - Politik und 147
 - Subjektivitäten 159, 161, 166. *Siehe auch* weibliche Maskulinitäten, nicht-normative Geschlechter und Sexualitäten
- Butler, Judith 115–6
- Cabaret* (Kander und Ebb, Musical) 14
- Carlé, Alice 31–8, 51, 69. *Siehe auch* Siewert, Eva
- Carri, Christiane 183 Anm. 80
- CDU (Christlich Demokratische Union Deutschlands) 84, 131, 139, 141
- Chauncey, George 11
- Chez Nous (Bar) 123. *Siehe auch* Bars
- Chronik der Berliner Mauer (Website) 139, 142. *Siehe auch* Berliner Mauer
- City-Klaus (Bar) 101–2. *Siehe auch* Bars
- Clemmer, Donald 146
- Crazy Horse (Bar in Schöneberg) 105, 197 Anm. 142. *Siehe auch* Bars
- Cross-Dressing. *Siehe* Kleidung; nicht-normative Geschlechter und Sexualitäten; Transvestitismus
- Cruising 27, 32, 112, 119
- Damenclub Violetta (lesbische Gruppe) 39
- Damrow, Harry 47
- Davis, Madeline 62, 147, 182 Anm. 19

- Deutschlandfunk 201 Anm. 83. *Siehe auch* Radio
 Differenz, Herstellung von 19
 Doan, Laura 19
 Dobler, Jens 24, 75–6, 148
 Dose, Ralf 187 Anm. 65
 Drag-Performance 74, 81
 Drohungen (an Radusch) 37–9, 56–8
 Duensing, Erich 84
- Ehe 15–6, 18, 53, 55–6, 59–60, 61, 127
 Einsamkeit 53
*Eldorado: Homosexuelle Frauen und Männer
 in Berlin 1950–1950* (Ausstellung) 14, 188
 Anm. 100, 189 Anm. 120
 Elli's Bier-Bar (Bar in Kreuzberg) 87, 88, 90–1,
 93–4, 96, 195 Anm. 80, 195, Anm. 92. *Siehe
 auch* Bars
 Engel, Hans-Joachim 98–103, 129, 177, 179, 196
 Anm. 116
Eos-Guide (Reiseführer) 108
 Erotik 18, 27–8, 61–3, 65, 132, 160, 164, 168,
 172, 177
 Eschebach, Insa 146, 156, 203 Anm. 13
 Evans, Jennifer 61, 76, 86, 138, 181 Anm. 10
 – über Begehren 171
 – Überwachung von Bahnhöfen 112, 119. *Siehe
 auch* Begehren
- Familie 15–6, 18, 51–2, 54–5, 60, 63, 70, 75, 68,
 101, 12 9–30, 136, 138–9, 141, 161, 166
 Faschismus 30, 39
 – Opfer des Faschismus (OdF) 36, 40, 44, 46,
 69, 82
 FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund)
 54, 131
 FDP (Freie Demokratische Partei) 84
 Fem 13, 55, 62–3, 65–6, 69, 147, 156, 164, 168
 – Subjektivitäten 61, 145, 159. *Siehe auch* Butch-
 Fem
 Femininität 55, 62, 66, 154, 168, 171–2
 – Hyper- 164
 – bei Männern 12, 27, 94, 96, 102, 123, 130,
 172–3
 – bei Strichjungen 85
 Feministisches Archiv FFBIZ 23, 39, 62–3. *Siehe
 auch* Archive
 Fern, Walter 162
 Fernbeziehung 111–2
 Frauen 15–6, 48, 62, 78–9, 90, 97–8, 102, 102,
 173
 – und Familie 16, 52–6, 70
 – Forschung 13, 20,
 – Gefängnisse 27, 37, 143–169
 – als hysterisch (Stereotyp) 57
 – lesbische 9, 11–12, 15, 20, 23–4, 43, 62, 68,
 87–8, 100, 103, 108–9, 171–2
 – sexualisierte Gewalt gegen 57, 105
 – trans 23, 110, 112, 123–4, 126, 128–9, 139, 148,
 172
 Friedrichshain (Berlin) 68, 100
 Fruchtbarkeit 15
 Fotografien 10, 26, 130
 – Archive und 22, 39, 62, 71, 80–1, 171
 – Bars und 71–4, 98
 – Beschreibungen von 54, 63, 66, 71
 – von Butch-Fem-Paaren 64–7
 – erotische 61
 – von Feiern und Partys 26, 64, 67, 71–4
 – im Gefängnis 166–7
 – Genehmigungen und 124–8, 172
 – von Grundmann 161, 161
 – Intimität von 54
 – von Klopsch 40
 – von Litfin 139–40
 – Polizei und Gesetz 80, 92, 124–8, 172
 – queere Community und 68, 70
 – von Radusch 40–41
 – von Siewert 32–3
 – von Strichjungen 61
 – Subjektivitätsbildung und 68
 – Tanz und Tanzen 67
 – von Thomas 64, 155
 – Thomas' 61–8, 70
 – weiblicher Maskulinitäten 64–6
 Foucault, Michel 13, 145
 Frauenfamilien 16, 53–5, 70. *Siehe auch* Familie
 Freikörperkultur 49
Die Freunde (Homophile Zeitschrift) 49, 53
Die Freundin (Zeitschrift) 53
Freundschaft (Zeitschrift) 53
 Friedrichstraße (Ost-Berlin) 101–3, 109–10, 119,
 120–1, 129–34, 193 Anm. 46
 Freund/Freundin (als queere Bezeichnung) 9, 52
 Fuchs, Günter Bruno 193 Anm. 28
 Fürstenau (Bar in Kreuzberg) 68, 78, 97–8, 196
 Anm. 111. *Siehe auch* Bars
- Gabler, Richard 78
 Ganz, Tille 189 Anm. 120
 G-Bier-Bar (Bar in Ost-Berlin) 103. *Siehe auch*
 Bars
 Gedenken:
 – Gedenkpoltik (SBZ) 44
 – an Hirschfeld 38, 43–4, 49–50
 – an Konzentrationslager 146
 – an Litfin 129–32, 139–40
 – an Siewert und Carlé 38
 – Unterdrückung des 50

- Gefängnis 150–3
- § 175 und 17, 53, 114, 145
 - § 249 und 18, 122
 - Butch-Fem 144–7, 153–4, 156
 - Fotografien in 166–7
 - Homosexualität und 31, 92, 114, 117, 119
 - Intimität im 143
 - lesbische Beziehungen im 27, 144, 153–66
 - queere Männer in (West-Berlin) 148–50
 - als queere Räume 143
 - Sex in 146–7
 - Siewert und 34–5, 37–8
 - Subjektivität und 145, 153–66
 - Thomas in 143–4. *Siehe auch* Grundmann, Bettina; Thomas, Rita »Tommy«
- Gefahr, gefährlich:
- Gefährdung männlicher Macht 57
 - Gefährdung der Moral 17, 106–7, 125, 159
 - moralische Geografie der (Evans) 138
 - durch queeres Begehren (angeblich) 84, 108, 118, 131
 - des queeren Lebens 12, 35, 43, 94, 115, 122–3, 138
 - durch Radusch (angeblich) 34, 42
 - durch Strichjungen (angeblich) 86, 91, 99, 138
- Gemütlichkeit, gemütlich 71, 79–80, 93. *Siehe auch* Heim, Zuhause
- Genealogie vs. Historiografie 19
- Geschlecht, Geschlechterbinarität 12, 124, 174
- Geschlechterrollen 16, 74
 - geschlechtsangleichende Operationen 174–5
 - geschlechtsspezifische Kosenamen 59, 69, 168
 - Performativität von 115–6
 - Präsentation von (Mamita) 9
 - Verkörperung von 9–11, 20, 68, 78, 90, 93–4, 99, 110, 115, 123–4, 159, 171–2
 - Verständnis von 127–8
 - Wandlungsfähigkeit von 124. *Siehe auch* nicht-normative Geschlechter und Sexualitäten
- Geschlechtskunde* (Hirschfeld) 44
- Geselligkeit 10, 68, 76, 79, 81, 93, 96, 109, 132, 161, 173–4
- Fotografien von 64, 67, 71–5
 - durch Mauerbau verlorene 27, 100–1, 129
 - überwachte 26, 71–5
 - das Zuhause als Ort der 61, 63, 70
- Gesetze 12, 16–8, 76, 92, 104, 112, 118, 155–6
- Archive und Fotografien 19
 - Asozialität 17, 121, 138, 148, 156, 175
 - Deutschland (Ost-West-Vergleich) 17, 19, 86, 121–2, 151
 - nicht-normative Geschlechter und Sexualitäten 17, 173–5
 - Nürnberger 33–4
 - öffentliches Ärgernis 17
 - Passing und 123–4
 - Sexual- 17, 85, 145, 148. *Siehe auch* § 15–§ 361; Grundgesetz
- Gewalt 16, 39, 48, 69, 94, 96, 99, 104–5, 117, 119–20, 123, 138, 145, 172
- sexualisierte 16, 56–7, 105
- Giese, Karl 45
- Gieseking, Jack Jen 21
- Goebbels, Joseph 185 Anm. 19
- Goethe, Johann Wolfgang von 46
- Grenzgänger 129. *Siehe auch* Berliner Mauer
- Grundgesetz 16, 52, 84. *Siehe auch* Gesetze
- Grundmann, Bettina 7, 27, 159, 161–8, 171–2, 205 Anm. 78
- Gutterman, Lauren 184 Anm. 15
- Gyburg-Hall, Larion 84
- H., Hans-Ulrich 131
- Haare 63, 66, 123, 125, 139, 154, 161, 163–4, 166, 168, 171
- Hacker, Hanna 24
- Häuslichkeit 26, 30–2, 51, 56, 61, 67–8, 79. *Siehe auch* Zuhause
- Hájková, Anna 146, 203 Anm. 13
- Hallesche Straße (Berlin Kreuzberg) 49
- Halperin, David 19
- heimlich, Heimlichkeit 31, 35, 158–9, 168. *Siehe auch* Privatheit
- Heineman, Elizabeth 16
- Helli 63–4, 67–8, 96–7, 100, 129, 171, 177. *Siehe auch* Rita »Tommy« Thomas
- Herzog, Dagmar 18, 48–9, 146
- Heterosexualität 12, 17, 19, 31, 95–7, 167
- als fragil 22, 146
 - als Norm 12, 146–7, 155, 162
 - als Schutz vor der Polizei 90
 - Transvestitismus und 125, 128
- Hilger, Heino 68
- Hiller, Kurt 36–8, 49–50, 188 Anm. 93, 188 Anm. 94
- Hirschfeld, Magnus 75, 185 Anm. 30
- über Frauenbars 98
 - zu geschlechterdifferenzierenden Frauenpaaren 62
 - über Homosexualität und Transvestitismus 124
- Katter und 32, 43–50, 69
- Kritik an 48–9
 - Transvestit, Wortherkunft 13
 - Vermächtnis 30, 47. *Siehe auch* Institut für Sexualwissenschaft
- Historiografie 11–2, 39, 145
- Hodann, Max 44
- Holocaust 47, 69, 203 Anm. 13. *Siehe auch* Auschwitz

- Homophile Publikationen 9, 14, 24, 49, 53, 79, 83–4, 117, 132, 173
- Homophobie 51, 70, 91, 96, 120, 139, 141, 158
- Angriffe im Zusammenhang mit 43, 51, 120
 - in Archivquellen 22–3
 - beständige 19
 - in der deutschen Geschichte 12
 - im Gefängnis 146
 - Gewalt und 117, 120, 122
 - »homophober Konsens« (Zur Nieden) 15–6, 43
- Homosexualität 95, 115
- (Ent)kriminalisierung 12, 17, 31, 49–50, 78, 80–5, 87–8, 91–3, 108–10, 120, 122, 174
 - Gefängnis und 146, 148, 155
 - als Identität 14, 75
 - Sexarbeiterinnen 112
 - Transvestitismus und 123, 125, 127
 - Verunglimpfung durch die Stasi 129–32, 139, 169
 - Wiedergutmachung 15, 25
- Honecker, Erich 130, 141
- Houlbrook, Matt 11, 20, 192 Anm. 2
- Huneke, Erik 186 Anm. 61
- Huneke, Samuel 181 Anm. 14, 189 Anm. 118
- Identität 11–4, 20, 25, 62, 75, 90, 112, 116, 146–7, 159, 169, 173
- Ihns, Marion 206 Anm. 100
- L'Inconnue (Lesbenbar in Charlottenburg) 98, 109
- Institut für Sexualwissenschaft 14–5, 30, 32, 43–6, 48–50, 69, 189 Anm. 121
- Intimität 53, 61, 74, 113, 134, 143, 168
- Iran 33
- Isherwood, Christopher 14
- Jansa-Hütte (Bar in Neukölln) 104, 107, 197 Anm. 136. *Siehe auch* Bars
- Judentum, Jude, Jüdin 31, 33–5, 46–7, 49, 51, 185 Anm. 19
- John, Otto 84, 92, 99
- Die Jungs vom Bahnhof Zoo* (von Praunheim, Sechting; Film) 199 Anm. 8
- Jurr, Gerhard 42, 186 Anm. 51
- Kaltofen, Dr. 48–9
- Kamerad(en), als Begriff in homophiler Publikation 84, 138
- Kapp, Orest 94, 96, 115–6, 118–9, 123, 148–9, 172
- Kathi und Eva (Bar in Schöneberg) 78, 97–8. *Siehe auch* Bars
- Katter, Gerd 30, 32, 50–1, 69
- Briefe 43–49
 - Hirschfelds Einfluss auf 43–6
 - Leben 43–6
 - sozioökonomischer Status 44
- Kaufmann, Hertha 60–1, 191, Anm. 162
- Kennedy, Elizabeth 62, 147, 182 Anm. 19
- Kinsey, Alfred 48
- Kitty Kuse Nachlass 54. *Siehe auch* Archive
- Klappen 117–9, 138, 199 Anm. 24
- Klasse 11, 160
- Arbeiterklasse 28, 44, 62, 112, 147, 154, 161
 - Gefängnis und 147
 - »Klassenfeind« (als Westdeutsche oder Alliierte) 74
 - Klassenunterschiede in queeren Bars 77–8, 90, 97–8, 109
 - Lesben und 62, 97–8, 145, 161
 - Wohnen und 52
- Kleidung 156, 166, 168
- von Butch-Fem-Paaren 55, 63, 66
 - Cross-Dressing 9, 45, 72, 74, 104, 110, 123–4
 - im Gefängnis 156, 159, 161, 163–4
 - normativer Geschlechter 94
 - Siewert 32–3
 - trans Personen 124–7
- Kleines Eldorado (Bar in Schöneberg) 78, 97. *Siehe auch* Bars
- Kleist-Casino (West-Berliner Bar) 78, 90, 90. *Siehe auch* Bars
- Klimmer, Rudolf 49
- Klöppel, Ulrike 124, 174–5
- Klopsch, Else »Eddy« 26, 38, 43
- Leben 29, 39–40, 56–8
 - Beziehung mit Radusch 39, 42, 51, 69, 171
 - Häuslichkeit mit Radusch 56–60, 171
 - Fotografien von 40
 - Tod 56, 60–1. *Siehe auch* Radusch, Hilde
- Klopsch, Otto 61
- Knop, Martin 189 Anm. 113
- Körper, Sexualisierung im Raum (Ahmed) 21, 56
- Kokula, Ilse 182 Anm. 30, 189 Anm. 120
- Kommunismus, Kommunist*innen 29–30, 32, 38–42, 44, 57, 69, 131, 152, 186 Anm. 51
- kommunistische Machtkonsolidierung 39
- Konservatismus, gesellschaftlicher 9, 53, 76
- Kontaktanzeigen 52–3, 81, 172,
- Konzentrationslager 29, 31, 40, 137, 146, 156
- Korzilius, Sven 17
- KPD (Kommunistische Partei Deutschlands) 29, 39–42, 47–8, 57–8
- Der Kreis* (Homophilenzeitschrift) 27, 49, 84, 117, 132, 134, 137, 188 Anm. 93
- Kressmann, Willy 49
- Kreuzberg (Berlin) 49, 68, 71, 76, 78–9, 83, 87–8, 91, 97–8, 100, 109, 124, 162–3
- Kriminalität und Kriminalisierung 16–19, 81, 105, 151

- Auswirkungen auf Archivierung 24
- von lesbischen Frauen 108
- Krische, Paul 47
- Krüger, F. 124–5
- Kühne, Beatrice 157–8
- Kulturbund 44, 47–9, 187 Anm. 73, 187 Anm. 84, 187 Anm. 85
- Kunzel, Regina 145–7
- Kurzbein, Monika 167
- Kuse, Käthe »Kitty« 53–4, 189 Anm. 120, 189 Anm. 121. *Siehe auch* Zimmel, Ruth

- L74 (Lesbos 74) 189 Anm. 120
- Laité, Julia 182 Anm. 19
- Landesarchiv Berlin 25, 39
- Lankwitz (Berlin) 111
- Leander, Zarah 10, 81
- Leidinger, Christiane 184 Anm. 81
- Lengerke, Christiane von 23, 189 Anm. 120
- Lesbisches Aktionszentrum Westberlin (LAZ) 173, 189 Anm. 120
- lesbische Bars 97–8. *Siehe auch* Bars
- lesbische Frauen 26–7, 43, 53–6, 62, 68, 100, 102–3, 155–9, 161–5, 168–9, 172–4
 - § 175 und 15, 108
 - Abwesenheit in der Forschung 11–12, 20
 - andere erkennen 39, 55–6
 - in Archiven 23–5, 171
 - Diskriminierung 82, 156
 - Historiografie 14, 19–21, 24
 - Klasse und 62, 112, 145, 161, 171
 - lesbisch als Begriff 13
 - NS-Vorstellungen zu 15
 - Polizeiüberwachung von 87–8, 108–10
 - Subjektivitäten 10, 20, 56, 61, 69–70, 161. *Siehe auch* Bubi; Mäuschen
- Lewin, Manfred 31
- Liebe und Ehe* (westdeutsche Zeitschrift) 48–9
- Life Magazine* 131
- Lila Archiv 23. *Siehe auch* Archive
- Lili Elbe Archiv 23, 183 Anm. 74. *Siehe auch* Archive
- Linke, Kurt 78
- Litfin, Günter 27, 117, 129–32, 136, 138–41
- Litfin, Jürgen 139–41
- Loewenstein, Christine 55–6
- Lorenz, Willy 71, 74
- Lücke, Martin 85–6, 182 Anm. 19
- Lustige Neun (lesbischer Club) 15. *Siehe auch* Bars

- Macht 13, 42, 56, 57, 181 Anm. 8
 - Handlungsmacht von Gefangenen 27
 - der Polizei 93, 119
- Machtübernahme, nationalsozialistische 9, 14–15, 76, 189 Anm. 121
- Männliche Sexarbeit 21, 85–8, 90–2, 102, 106, 119–22, 125, 130–1, 138, 172. *Siehe auch* Strichjungen
- Männlichkeit:
 - feminine 12, 130, 141
 - Krisen der 16
 - (nicht-)normative 23, 95–6, 99, 115–6, 123, 148
 - performative Elemente 115–6
 - queerer Barbesucher*innen 94. *Siehe auch* weibliche Maskulinitäten
- Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft 23, 38, 49–50. *Siehe auch* Archive; Magnus Hirschfeld
- Mahlich, Minna 82
- Mahlsdorf, Charlotte von 82, 102, 174
- Mamita 9–11, 78–9, 83, 172
- Manuela 123, 172
- Marhoefer, Laurie 20, 181 Anm. 12
- Maskulinität 27, 154, 171–2
 - elegante 32–3, 97
 - Gefängnis als formend 156
 - Grundmann 161, 163–4, 166
 - proletarische 154
 - queerer Barbesucher*innen 98
 - von Siewert 32–3
 - von Thomas 63, 66, 144–5
- Maßregelung 12–3, 25, 27, 112, 117, 128
- Masturbation 19, 108, 158, 160, 168. *Siehe auch* Sex
- Mäuschen 13, 62, 143–4, 153–4, 168, 171. *Siehe auch* Bubi
- McLellan, Josie 19, 68
- Methodologie 19–26, 183 Anm. 80
- Mittenmang: Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1945–1969* (Ausstellung) 192 Anm. 12
- Moabit (Berlin) 78, 114, 152, 159, 161
- Mokka-Bar (Bar in Ost-Berlin) 102–3, 197 Anm. 127. *Siehe auch* Bars
- Moral 10, 15, 18, 27, 48, 76, 78, 82, 110, 138, 155–6
- Morris, Guy 111, 133, 198 Anm. 4
- Mulackritze (Bar im Scheunenviertel) 82, 102, 193 Anm. 39, 193 Anm. 41. *Siehe auch* Bars
- Musik 71, 79, 81, 97–8, 107, 134, 149, 164

- Nacht-depesche* 49, 83, 92
- Nachtleben 22, 26–7, 50
 - vor 1945 75–6
 - 50er Jahre 76–99
 - 60er Jahre 100–9
 - Forschung zu 11, 15, 192 Anm. 12
 - wirtschaftliche Aspekte 74
- Nationalsozialismus und Nazis 9–10, 14–5, 30, 34, 57, 131, 151

- § 175 und 15-17
- Befreiung vom 9-10, 26
- Gesetzesänderungen unter 16-7
- Kontinuität im Staatsapparat 17, 84, 99, 151
- Lokalschließungen 76
- Rassenlehre 33
- schwule Opfer von 15, 31
- Tod und Sterben unter 31
- Transvestitismus unter 125-6, 187 Anm. 70, 189 Anm. 121
- Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) 47
- Verfolgung durch 32-3, 43, 47-8, 50, 156
- Verhaftungen durch 29, 33-4, 36, 39-40, 57
- Witze gegen 36
- Neues Deutschland* (Ost-Berliner Zeitung) 131
- der neue ring* (Homophilenzeitschrift) 90
- nicht-normative Geschlechter und Sexualitäten 144-7, 167-168, 172
- Bars als Räume für 172
- Disziplinierung von 145, 167, 175
- vor dem Gesetz 17-8, 123-4
- Katters 115-7
- als Machtverhandlung 13
- Maßregelung von 99
- im öffentlichen Raum 115, 172
- als unsittlich 11. *Siehe auch* Butch-Fem; Femininität; Männlichkeit; Maskulinität; queer; weibliche Maskulinität
- Nitsch, Gustav 78
- Normalität, Herstellung von 19, 122, 153, 167
- Nürnberger Gesetze 33-4, 185 Anm. 19
- Öffentlicher Raum 21, 27, 112
 - Bedeutung für schwule cis Männer 111-5
 - heteronormative Ideale für den 120, 138
 - lesbische Frauen und 20, 112
 - nicht-normative Geschlechter und 115, 123
 - Säuberung des 120
 - staatliche Kontrolle des 17, 68, 114-5, 126
- Öffentlicher Sex 13, 117-122
 - Wohnungsnot als Ursache 52, 117
- Öffentliches Ärgernis 17, 25, 45, 118, 123-4, 126, 148
- Öffentliche Toiletten (Klappen) 78, 117-9, 199 Anm. 24
- Obdachlosigkeit 86, 123
- »Das Orakel«, (Kurzgeschichte, Siewert) 31-6, 69
- Oral History 7, 22, 24-7, 42, 54-5, 61-3, 96, 100, 112-3, 115, 117, 123, 129, 143, 145, 147-9, 153, 158, 168, 171, 178, 182 Anm. 30, 184 Anm. 85
- Opfer des Faschismus (OdF) 40-3, 46-7, 56-9, 185 Anm. 44
- Parks 10, 27, 88, 112-4, 122, 199 Anm. 24
- Partys und Feiern 59, 143-4, 153, 158
 - Fotografien und 26, 61, 63-4, 66-8, 70, 71-4, 79-81
 - im häuslichen Rahmen 66-8. *Siehe auch* Bars
- Passierscheinabkommen 135
- Passing* 51, 94, 124, 128, 138-9, 171
- Pathologisierung 149-50, 165, 205 Anm. 78
- Performativität, Performance (von Geschlecht) 115-6, 138, 147
- Pink Elephant (Bar in Schöneberg) 108. *Siehe auch* Bars
- Plötz, Kirsten 52, 178, 184 Anm. 80
- Pogromnacht/Novemberpogrom 1938 34
- Polizei 57
 - Akten 22-6, 29, 61, 74, 80-1, 89, 96
 - Asozialität und 121-2
 - Brutalität 118-119
 - Fotografien und 61, 71-4, 80-1
 - Heterosexualität als sicher vor 90
 - personelle Kontinuität über den NS hinweg 78, 84
 - rosa Listen 92, 110
 - Sex im öffentlichen Raum und 112-5, 118-9, 151
 - Transvestitismus und 45, 123-8
 - Überwachung von Bars 74-6, 80-93, 100-10. *Siehe auch* Polizeirazzien
 - Maßregelung 12-5
 - öffentliches Ärgernis 17, 45, 118, 123-4, 126, 148
- Polizeihistorische Sammlung Berlin 23, 124. *Siehe auch* Archive
- Polizeirazzien 26, 75-6, 78, 80, 81, 83-5, 87-93, 99-105, 110, 112, 118-9, 172
- Politik(en) 11-6, 27, 30, 39-40
 - Butch-Fem und 62, 147
 - der Erinnerung 44, 49-50, 129, 131-32
 - der Häuslichkeit 26, 31-2
 - Parteipolitiken *siehe* KPD; Kommunismus; SED; SPD; CDU; FDP
 - politische Zukunft 30
 - Sexual- 15, 48-9
- Porubski, Franz 32
- Praunheim, Rosa von 174, 199 Anm. 8
- Prekarität: von Raduschs Existenz 29, 39, 51
 - von Strichjungen 119
 - des Zuhauses 26, 56
- Pretzel, Andreas 76
- Privatheit:
 - von Bars 80
 - Subjektivität und 30-31
 - des Zuhauses 26, 30-2, 52, 56. *Siehe auch* Heimlichkeit
- Pronomen 10, 100, 159, 162, 168

- Prostitution. *Siehe* Sexarbeit
- Pseudonym vs. Anonymisierung 205 Anm. 78
- Punch, Le, (Bar in Schöneberg) 108. *Siehe auch* Bars
- Queer 12–13, 19–22
– als Methode der Archivrecherche 22–6. *Siehe auch nicht-normative Geschlechter und Begehren*
- Queere Geschichte 11, 19–20, 23–5, 112, 125, 144, 171, 184 Anm. 82
- queere Räume 12, 14, 21–3, 91, 137, 159, 171, 175, Produktion, 21, 79–81, 109. *Siehe auch öffentlicher Raum; Raum*
- Queerness 11, 22, 39, 51, 69, 91, 129
– und Asozialität 175
– Gefängnis und 165
– als Methode oder als Wesen 19–20
- Queer-Theorie 13
- Race* 11, 175, 181 Anm. 8
- Radio:
– Berliner Rundfunk 82
– Deutschlandfunk 201 Anm. 83
– hören 50, 164
– Verlust von Zugang zu 165. *Siehe auch* Siewert, Eva
- Radio Luxemburg 32
- Radszuweit Verlag 44
- Radusch, Hilde 29–32, 38–43, 51, 56–61, 69, 152, 171
– Beziehung mit Klopsch 39–40, 43, 56–61
– Drohungen gegen 56–7
– Fotografien von 40, 41
– Leben 39–43, 56–61
– Selbstzeugnisse 30, 39, 58–60. *Siehe auch* Klopsch, Else »Eddy«
- Rasinne, Sabine 163–4, 166
- Rassismus, Rassifizierung 13, 31, 34, 81, 175
– Amt für politisch, rassistisch oder religiös Verfolgte 58–9
- Raudonis, Peter 104, 107, 197 Anm. 136
- Raum 10, 26, 31–2, 56, 61, 70, 74, 112, 137, 143–4, 153, 159
– Herstellung/Produktion von 20–2, 43, 51, 74, 79–81, 109
– Sexualisierung von Körpern (Ahmed) 21, 56 republikflüchtig 129
- Ritzhaupt, Gerda 107–8
- Robby-Bar (Bar in Schöneberg) 87–93, 96. *Siehe auch* Bars
- Robert-Havemann-Gesellschaft 23
- rosa Listen 92, 110
- Ross, Andrew 199– Anm. 5
- Roter Frauen- und Mädchenbund 39
- Rowdy-Kommission 93, 104–6
- Rowdy, Rowdytum 15, 93, 119, 121, 156, 172
- Sangmeister, Wolfram 84–7, 92, 127, 194 Anm. 50
- Scham 142
- Scheunenviertel (Berlin-Mitte) 82–3, 109
- Schmehling, Fritz 52, 94–6, 117–8
- Schnitzler, Karl-Eduard von 131–2
- Schragenheim, Felice 31
- Schreiben 144, 149
– autobiografisches 35–6, 139–41
– Briefe 41–3, 44, 134–7, 165–6
– Journalismus 36, 47
– Kontaktanzeigen 52–3, 81
– literarisches 132–4
– Selbstzeugnisse 22, 29–30, 39, 57–60
- Der schwarze Kanal* (DDR-Propagandasendung) 132, 201 Anm. 86
- Schweigen 24, 46, 129, 132, 142
- schwul, Schwule:
– Aktivismus 10, 23, 50, 62, 173–4
– in Archiven 23–5
– als Begriff 13
– cis Männer 12, 22
– »Gayborhood« 22
– Historiografie 68
– Identität 11, 14
– Mord an 85, 87, 92, 119–120, 194 Anm. 72, 197 Anm. 132
– NS-Opfer 15, 43
– öffentlicher Raum und 112–3
– sexuelle Übertretungen im öffentlichen Raum 113, 117
– Verurteilungen wegen Homosexualität 149–50
- Schwules Museum 23, 38, 188 Anm. 100, 192 Anm. 12, 193 Anm. 28, 198 Anm. 4
- SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) 44, 47, 54, 57, 82, 86, 92, 130, 132, 135, 139, 175
- Selbstzeugnisse (Tagebücher, Kalender) 22, 29–30, 39, 57–60
- 7 Uhr Blatt am Sonntag Abend* (West-Berliner Boulevardblatt) 91
- Sex 12–4, 16–7, 19, 23–4, 75, 84–5, 107–8, 120, 131–3, 137–8, 145, 148–50, 162, 173–5
– Analsex 19
– Aufklärung 18
– Buchführung 60
– Butch-Fem 145–7
– Cruising 27, 112–9, 199 Anm. 24
– (innerhalb und außerhalb der) Ehe 15, 19
– Finden von Orten für 112–9
– im Gefängnis 145–9, 154–5, 158–60
– Häuslichkeit und 60

- Kontaktanzeigen 52
- Masturbation 19, 108, 160, 168
- öffentlicher Raum und 52, 112–9
- Privatsphäre und 52, 70, 113
- in Raduschs und Klopschs Beziehung 60
- sadomasochistische Praktiken 19
- als Selbsterhaltungspraxis 60, 69. *Siehe auch* öffentlicher Sex
- Sexarbeit 13, 21, 80, 85, 87–8, 96, 102, 112, 119–21, 125–6, 130, 132, 138, 153, 156–7, 172, 182 Anm. 19. *Siehe auch* Strichjungen
- Sexualwissenschaften 11, 14–5, 30–2, 43–51, 80
- Siemens, Gertrud 159–61, 167, 205 Anm. 76
- Siewert, Eva 31–38, 51, 69, 152, 185 Anm. 24. *Siehe auch* Carlé, Alice
- Sillge, Ursula 23. *Siehe auch* Archive
- Sitte (Polizeiabteilung) 78, 87, 106, 195 Anm. 74 und 92
- Sittlichkeit, Unsittlichkeit 11, 18, 20, 25, 76, 103–4, 106–107, 110
- Sozialismus als Norm 151, 159
- sowjetische Kontrolle von Berlin 29–30, 36, 51, 69, 82, 152, 186 Anm. 51
- Sparverein West (kriminelle Vereinigung) 81
- SPD (Sozialdemokratische Partei Deutschlands) 47, 84, 186 Anm. 51
- Der Spiegel* 84, 105
- Spinnboden Lesbenarchiv 23, 38, 173, 188 Anm. 100. *Siehe auch* Archive
- Sterne und Himmelsobjekte 21
- Stadtplan 21, 77, 117
- Stasi, Staatssicherheit der DDR 74, 123, 183 Anm. 77, 199 Anm. 5
 - Archive und Akten 24, 112, 117, 192 Anm. 3
 - Litfins Tod und 130–1, 141
 - queere Informant*innen in Bars 102–3, 110, 193 Anm. 46
- Steglitz (Berlin) 78, 199 Anm. 24
- Steinbacher, Sybille 18
- Steinle, Karl-Heinz 76, 192 Anm. 12
- Strichjungen 13, 21, 26–7, 61, 102, 106, 108, 112
 - Bahnhöfe und 119–22
 - Bars und 85–96
 - Dämonisierung von 85–92
 - Femininität von 85
 - Litfin als angeblicher 130–1, 138, 172
 - Rowdy-Kommission und 93
 - Stumm, Johannes 83, 194 Anm. 50
- Subjektivitäten 25, 171, 175
 - Asozialität und 122
 - Butch-Fem 61, 63, 145, 15–99
 - (fehlende) Forschung zu 11–20
 - Fotografieren und die Bildung von 68
 - Gefängnis und 153–166
 - Häuslichkeit als konstituierend 69–70
 - lesbische 11, 15, 20, 55–6, 61, 63, 69–70, 161, 182 Anm. 30
 - Maßregelung 25
 - methodologischer Nutzen 20
 - nicht-binäre/trans 11, 13, 15, 123, 128, 139, 145
 - queere 11–2, 20, 22, 25, 27, 68, 70, 122, 143–5, 147, 153–5, 158, 161
 - Sykes, Gesham 146
 - Tagesspiegel* (West-Berliner Zeitung) 61
 - Tammer, Teresa 193 Anm. 46
 - Tanz und tanzen 107–8, 139
 - nach der Befreiung vom NS 9
 - Fotografien und 66–7, 71–2, 81
 - Geschlechterrollen und 10
 - zu Hause 66–7
 - als Praxis der Raumproduktion 74, 81
 - in queeren Bars 106, 109
 - Schüchternheit und 97–8
 - Tanzgenehmigung/-verbot 76, 103
 - Tanzlokale 15, 68, 78–9, 97
 - Tapia, Ruby 167
 - Taylor, Michael Thomas 181 Anm. 7
 - Thilo, Peter 79–80, 93, 96, 193 Anm. 28
 - Thomas, Rita »Tommy« 30
 - Beziehung mit Helli 63–68, 70
 - Butch-Fem-Begriffe 62, 144–5, 147, 153–4, 168, 171
 - Fotografien und Fotografieren 61–68, 70, 155
 - im Gefängnis 143–5, 153, 158–9
 - Leben 63–68
 - in queeren Bars 68, 96–7, 100–1, 129
 - Tod 63. *Siehe auch* Helli
 - Timm, Annette 181 Anm. 7
 - Tobias, Herbert 61
 - Tod und Sterben 16, 51, 86
 - Beerdigung 60–1
 - und Berliner Mauer 129, 132, 139
 - von Carlé 34, 38
 - von Klopsch 56, 60
 - von Litfin 27, 117, 129–32, 139, 141
 - unter NS-Herrschaft 31, 146
 - von Siewert 38
 - von Thomas 63
 - trans 90, 105, 112, 124–5, 127–8, 139, 145, 148, 171–5
 - Forschung 11–5, 19–20, 23
 - Geschichte in Archiven 23, 25
 - Grundmann 162
 - Katter 30, 32, 34, 44–5, 51, 69, 187 Anm. 65, 187 Anm. 70
 - Manuela 123, 124–5
 - Namensänderungen 127, 187 Anm. 70. *Siehe auch* nicht-normative Geschlechter und Sexualitäten

- Transvestiten, Transvestitismus 15, 25, 82, 148
 – Erfassung durch Behörden 27, 80, 87–8, 90, 94, 106–8, 110, 112 124–8
 – Hirschfeld zu 44, 124
 Transvestitenschein 45, 124–7, 189 Anm. 121
 Trauma 36, 123, 129, 141
 Trümmerfrauen 97
- Überwachung 14–5, 17, 22, 26–7, 57, 74, 80–1, 83, 92, 99, 103–4, 108–10, 112, 116, 118, 120, 122, 145, 172
 Unsittlichkeit. *Siehe* Sittlichkeit
- Velke, Marcus 202 Anm. 5
 Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes (VVN) 47, 187 Anm. 77
 Verhaftungen 27, 29, 33–6, 39–40, 57, 84, 92, 99, 112, 115, 118–20, 123, 129, 131, 138, 148–9, 194 Anm. 68, 195 Anm. 92
 Verkörperung von Geschlecht 9, 11, 13, 20, 31, 55, 59, 62–3, 66, 68–9, 76, 90, 93–4, 99, 110, 123, 156, 159, 161, 168, 171–2, 175
 Vicinus, Martha 24
 Volksgemeinschaft 15
 Vorname 45, 126–7, 166, 171, 187 Anm. 70, 189 Anm. 121, 205 Anm. 78
- Wachsmann, Nikolaus 151, 203 Anm. 12, 206 Anm. 100
 Wallbraun, Barbara 24, 183 Anm. 77
 Wedding (Berlin) 163
Der Weg (Homophilenzeitschrift) 9, 83–4,
Der Weg. Zeitschrift für Fragen des Judentums 34
 Weibliche Maskulinität 97–8, 171, Assoziation mit Asozialität, 27, 172
 – Fotografien von 62–68
 – Gefängnis und 156, 159, 161, 163–4, 166, 171
 – Kriminalisierung von 27
 – Verkörperung von 55, 66. *Siehe auch* Butch-Fem; Maskulinität
 Weihnachten 41–2, 63–4
 Weinrestaurant Ritzhaupt (Bar in Charlottenburg) 107–8. *Siehe auch* Bars
 Weißensee (Berlin) 54, 63, 129–30, 141
Weltbühne (Ost-Berliner Wochenzeitung) 36
 Welzing-Bräutigam, Bianca 184 Anm. 81
- Werner, Nadja 165
 Wessel, Horst 131, 201 Anm. 85
 Whisnant, Clayton 110
 wissenschaftlich-humanitäres Komitee 37, 185 Anm. 30
 Wohnungen, Wohnraum 10, 40
 – Einrichtung 66
 – als geschützter Raum 63, 70, 171
 – Wohnungsnot 51–3, 63, 113. *Siehe auch* Zuhause
 Wolf, Friedrich 47
 Wolfert, Raimund 32, 38
 Wolff, Charlotte 50, 188 Anm. 100
- Zensur 50, 76, 173
 Zimmel, Ruth 53–4. *Siehe auch* Kuse, Käthe »Kitty«
 Zoo, Bahnhof (Berlin) 113, 119, 121, 129, 132, 149, 172, 199 Anm. 8
 Zuhause:
 – § 175 und 53
 – Bars als 70, 109
 – Bezeichnungen für 31
 – Briefe, Notizen und Kalender 56–60
 – Erinnerung als 32
 – Feministische Theorien des 26
 – Feste und Partys 66–8
 – Gärten 63–6
 – Klasse und 52
 – von Kuse und Zimmel 53–55
 – lesbische Subjektivitäten konstituiert durch 69
 – in Ost-Berlin 61–68
 – Politiken des 31–32
 – Prekarität des 26, 43, 56
 – Privatheit des 26, 31, 53, 55
 – provisorisches 113
 – als queere Räume 55
 – von Radusch und Klopsch 56–61
 – Sex und 43, 52–3 117
 – von Siewert und Carlé 32–5
 – von Tommy und Helli 61–8. *Siehe auch* Wohnungen
 Zukunft, ungewisse 34–6
 Zur Nieden, Susanne 15, 42
 Zweig, Arnold 47

Die Autorin

Andrea Rottmann studierte in Berlin Geschichte und Nordamerikastudien und promovierte in Ann Arbor an der University of Michigan zur queeren Geschichte Berlins. Ihr Buch »Queer Lives Across the Wall« wurde mit dem First Book Prize des Waterloo Center for German Studies ausgezeichnet. Nach freiberuflicher Tätigkeit u. a. für Museen forscht und lehrt sie seit 2021 an der Freien Universität Berlin zur Geschlechter- und Sexualitätengeschichte.

Die Übersetzerin

Josefine Haubold studierte Neuere deutsche Literatur und Anglistik in Dresden und Berlin. Seit 2012 arbeitet sie als selbständige Journalistin, Lektorin und Literaturübersetzerin aus dem Englischen. Sie lebt in Berlin und Griechenland.

Für queere Menschen war Berlin nach 1945 ein besonderer Ort. Selbst in den konservativen 1950er- und 1960er-Jahren fanden lesbische, schwule und trans Berliner*innen in Ost und West Räume, sich kennen- und liebenzulernen. Ob Flirten in der Kneipe, flüchtiger Sex an öffentlichen Orten, Beziehungen im eigenen Zuhause, aber auch im Gefängnis – dieses Buch erzählt ihre Geschichten.

Trotz der NS-Zerstörung von queeren Kulturen wurde die geteilte Stadt bald wieder ein Zentrum nicht-normativ gelebter Geschlechtsidentitäten, Sexualitäten und Familien. Aus zahlreichen Interviews, Archivmaterialien und privaten Dokumenten wie Tagebüchern und Fotografien lässt die Autorin ein neues, facettenreiches Bild von Ost- und West-Berlin entstehen.

Mithilfe feministischer, queer- und raumtheoretischer Ansätze wird ein innovativer Blick auf die Teilungs- und Verflechtungsgeschichte der Stadt im Kalten Krieg geworfen und somit ein bedeutender Beitrag zur Berliner Alltags- und Sozialhistorie geleistet.

40 € [D] / 41,20 € [A]
ISBN 978-3-95410-358-4



www.bebra-wissenschaft.de

Der Umwelt zuliebe verzichten wir auf das
Einschweißen in Plastikfolie.